Narodna in univerzitetna knjižnica
v Ljubljani
90683

# Einsame Weltreise

## Die Tragödie einer Frau

Von
Alma M. Karlin

NÁRODNÍ KNIHOVNA ČR

Alma M. Karlin.

1865

Alma M. Karlin

# Einsame Weltreise

Alma M. Karlin

# Einsame Weltreise

## Die Tragödie einer Frau

Druck und Verlag von Wilhelm Köhler,
Minden in Westfalen – Berlin – Leipzig

90 688

90688

Copyright 1930 by Wilhelm Köhler Verlag, Minden i. W.

D 8680 /1948
F. Z. C.

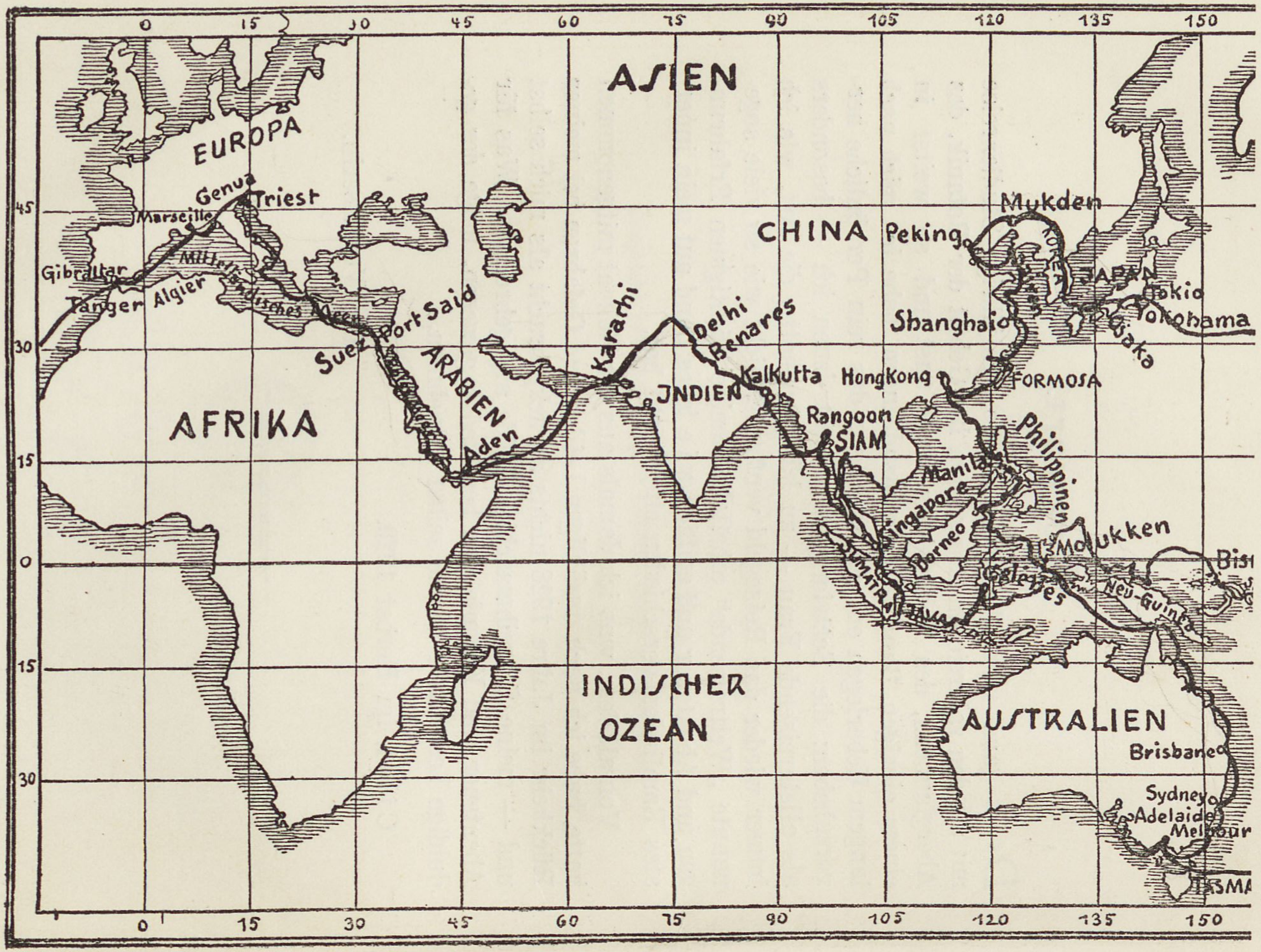
# Vorwort.

Da es ganz unmöglich wäre, eine achtjährige Studienreise mit all den zahlreichen Abstechern ins Gebiet der Botanik, des Aberglaubens, des Volkslebens, der Kunst und so weiter in einem einzigen Band zusammenzudrängen, habe ich mich nach langem Ueberlegen entschlossen, nur das rein Persönliche hervorzuheben: die Schwierigkeiten, mit denen ich — besonders als alleinreisende Frau — zu kämpfen hatte, die Art, wie ich immer wieder das Reisegeld verdiente, nicht wie so viele sogenannte „Weltreisende“ erbettelte, meine wichtigsten Erfahrungen und Abenteuer und endlich w i e jedes Land auf mein innerstes Empfinden verschieden eingewirkt hat.

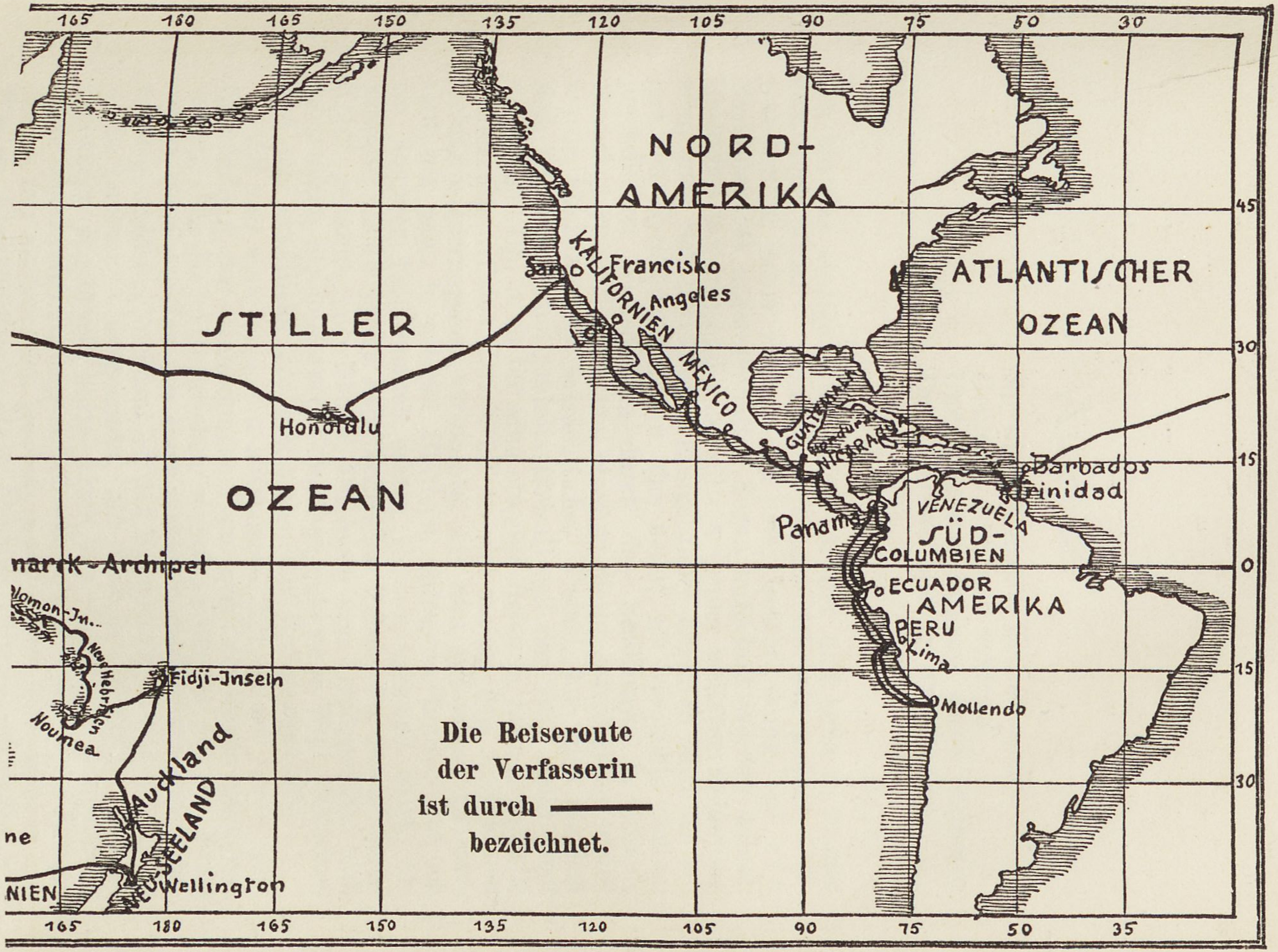
Von all dem, was ich damals aus der Heimat mitgenommen hatte, habe ich nach unzähligen Leiden und Gefahren bei meiner Rückkehr im Jahre 1928 nichts zurückgebracht als mich selbst und — meine Schreibmaschine: beide arg gebrochen. Was für Abenteuer und Kämpfe uns beschieden gewesen, möge der geduldige Leser dem Werke selbst entnehmen.

C i l l i, im Herbst 1929.

Die Verfasserin.




Fortsetzung der Weltkarte auf Seite 9 links.




Die Reiseroute der Verfasserin ist durch ——— bezeichnet.

# Ausreise.

So will ich über'n Erdball zieh'n.
Genießen froh und schauen,
Und, was mir Schönes ward verlieh'n,
Den Blättern hier vertrauen.

Cilli.

Ich bin das einzige Kind meiner Mutter und habe es immer behaupten hören — von der Stimmenmehrheit meiner Verwandten in jedem Fall — daß diese Beschränkung auf ein Exemplar als unzweifelhafter Segen aufgefaßt werden müsse. Ueberdies bin ich, und das soll ein Grund weiterer Belastung sein, auch Schriftstellerin. Einige Jahre hindurch hatte ich sogar den Sprachenwahnsinn, das heißt, ich versuchte meinen jugendlichen Weltschmerz durch das Eindringen in fremde Sprachen zu ertränken, und obschon dieser Zweck nicht erfüllt wurde, blieb mir ein beträchtliches Wissen, das mich glauben ließ, ich könnte nötigenfalls überall auf der Welt mein Brot verdienen. Um mich für eine etwaige Reise in fremde Erdteile weiter auszurüsten, lernte ich so viel malen, daß ich Blumen richtig wiederzugeben vermochte. Als nun gar meine Skizzen, Gedichte usw. in allerlei Blättern Aufnahme fanden und ich im Sommer 1919 meinen ersten Roman verkauft hatte, erkrankte ich an jenem heimtückischen Uebel „der geschwollene Kopf" genannt, entwickelte Anzeichen von Größenwahn, sah mich schon als modernen Columbus eine neue Welt entdecken und traf ernstliche Vorbereitungen zur Eroberungsfahrt.

Es war eine ungemein stürmische Zeit, zu der Leute ohne Entzündung der Einbildungsnerven wohl zu Hause geblieben wären. Die Nachkriegswehen waren schlimmer als der Krieg selbst, doch war ich mir ihrer Schwere damals noch nicht bewußt geworden. Nachdem ich den Kriegsanfang in Feindesland — in London — mitgemacht, ein Jahr in Norwegen, eins in Schweden zugebracht hatte, durch das verbündete Deutschland nach Oesterreich zurückgekehrt war und hier die ganze Kriegsnot an mir vorbeirollen gesehen, war ich fast ohne Wissen und Wollen Staatsbürgerin eines fremden Staates geworden.

Man war damals epidemisch vom Geldfieberwahn befallen; man kaufte und verkaufte Valuten; der Börsenbericht war mein Lesestoff, die Lira, der Dollar, das Pfund mein Traum. Als ich endlich reisefertig war, bestand mein Gesamtvermögen, durch Sprachunterricht erworben, aus hundertdreißig Dollars und neunhundertfünfzig Mark, so wenig ergaben mehr als zehntausend, damals im Sturz begriffene österreichische Kronen! Die Lira war plötzlich so hoch gestiegen, daß mein geblendetes Auge sie nicht mehr wahrnahm. Die Mark dagegen wurde fast unsichtbar, ehe ich recht in die Fremde gekommen. So verblieben einzig die Dollars.

Ebenso schwer war es, ein Visum zu erhalten. Indien wies ab, Aegypten war streng geschlossen, Holland verlangte für die Kolonien Goldwährung zur Einreise; nur Japan visierte anstandslos. Ich vertraute blindlings auf mein Wissen, trieb kühn ins Unsichere hinaus — ganz wie ein ahnungsloses Kind in ein leckes Boot klettert. Ich dachte mir die Welt wie Europa . . . .

Am 24. November 1919 nahm ich Abschied. Eigentlich wollte ich es nicht. Am Ende war es leichter, sich vom Strom der Gewohnheit tragen zu lassen; aber etwas in mir drängte: Es muß sein. Was mich da zwang, war nicht Abenteuerlust; es war der Ruf einer gestellten, unabweisbaren Aufgabe. Seither habe ich stets an eine Vorbestimmung geglaubt.

Im Speisezimmer meines Vaterhauses (ein uralter Bau, teilweise an die einstige Ringmauer angebaut und auf Römerboden stehend) brannte die Hängelampe. Ich nahm Abschied von meiner bejahrten Mutter, wohl auf immer. Ich weinte nicht. In feierlichen Augenblicken stehe ich darüber. Echtes Leid ist wie ein trockener Blitz, gefährlicher als das folgende Unwetter mit Regen.

Maukerl, mein Hund, gab mir die Pfoten, beide unzählige Male. Bei ihm hätte ich weinen können. Er saß so komisch da und wackelte mit den Pfoten wie eine Windmühle mit den Flügeln, ganz ohne Ahnung, daß wir auseinanderglitten. Später würde er suchen und suchen und endlich vergessen. Es war wie das Sinnbild alles Seins.

Der Bahnsteig war finster, der überfüllte Zug jammerte in die Halle. Ein feiner Regen, der schon halb Schnee war, durchfröstelte mich. Ich stand auf dem Trittbrett, meine Freunde umringten mich. Ich hob die geliebte Erika ins Netz und winkte noch einmal.

Knarrend fuhr der finstere Zug aus der finsteren Halle.

Lichter gab es nur die mitgebrachten. Im Aschenbecher steckte die Kerze eines Mitreisenden. Das gegenseitige Mißtrauen des Nachkriegs lastete auf uns allen. Mein Fuß ruhte

schwer auf meinem Koffer, dem einzigen, den ich mitgenommen; mein Auge hing an der Schreibmaschine. Ein Schlafenwollen wäre auch ganz zwecklos gewesen, denn jede Viertelstunde steckte eine verhüllte Gestalt den Kopf zur Türe herein und befahl kurz: „Papiere!“

Aber sobald sie „Japan“ als Reiseziel gelesen, gaben sie den Paß wortlos zurück, denn jeder dachte wohl gleich: „Da fährt ein Narr, der besser außer Land bleibt“, und ich hatte Frieden.

In Steinbrück mußte ich aussteigen und bis drei Uhr morgens warten. Niemand hatte eine Ahnung, wann der Orient-Expreß durchfahren würde. Man lauerte auf ihn zusammengepfercht im rauchigen Wartezimmer. Als wir endlich im dunklen Zug dahinsausten, sah ich auf die schneeigen Flächen hinaus. Wie flehende Arme streckten die kahlen Bäume die Aeste nach mir aus, und der Mond grinste aus brechendem Gewölk. In Laibach mußte man neuerdings umsteigen, und ein freundlicher Amerikaner, der selig war, den Staub des angekränkelten Europa von den Füßen zu schütteln, zog mich in sein Abteil. Ich spielte Dolmetsch an der Grenze, was den Zollbeamten indessen nicht hinderte, meinen Koffer — dessen Schlüssel im Abschiedstreiben von meiner Freundin wohl abgezogen, doch nicht mir eingehändigt worden war — mit seinem Säbel aufzubrechen. Diese Verletzung verwand mein treuer Kleiderbehälter nie ganz.

Als es zu tagen begann, glitt der Expreß von Obcina talwärts. Das Meer war silbergrau voll silbergrauer Segel. Alles war so unheimlich still, daß mich ein unerklärliches Grauen beschlich. Nichts als das sich verdichtende Grau und das dumpfe Rollen des Zuges. Ich stand auf der Schwelle meiner lorbeerreichen Columbuszukunft und blieb kühl.

Allerdings — ich war durchfroren, und es drehte sich der leere Magen. So besiegt der Körper die unsterbliche Seele ...

## Triest.

Das war der erste Prüfstein meines Mutes und meiner Geduld.

Ich wohnte bei zwei alten Tanten und schlief im Zimmer einer langsam Dahinsterbenden. Durch meine Zukunftsträume zog ihr Seufzen und Stöhnen, und der einsetzende Verwesungsgeruch verfolgte mich Tag und Nacht. Die zunehmende Kälte draußen, die endlose, herzbrechende Suche nach Schiffen — entweder fuhren sie nicht, wohin ich wollte, oder sie verlangten Goldwährung als Bezahlung — die Furcht, das mühsam verdiente Geld schon in Europa zu verbrauchen, trübten die entfliehenden Tage. Ich stand unten am Strand, starrte

auf die weißblauen Wasser, die kreisenden Möwen, das rotglutende Karstgefels bei Sonnenuntergang, das tiefrote Spätherbstlaub in geschützten Winkeln und versuchte, den sinkenden Mut hochzuschrauben.

Einmal klagte ich einem alten Seebären mein Leid, und er sagte:

„Gehen Sie getrost, wer so viele Sprachen spricht, trägt ein Vermögen mit sich herum!“

Das mochte ganz wahr gewesen sein, aber woran wir beide nicht dachten, war, daß nicht jede Bank einen derartigen Wechsel honoriert. Mein Vermögen glich nicht selten dem vergrabenen Golde eines Geizhalses ....

Auf wiederholtes Anraten entschied ich mich zur Reise über Südamerika, denn wenn alle Wege nach Rom führten, so brachten wohl auch alle mich einmal nach Japan. Der kürzeste Weg war es nicht, aber allem Anscheine nach der einzig offene.

All' das kam so: Gerade als ich eines Abends entmutigt heimkehrte und mehr als ein Italiener mir zuraunte, daß er mich begleiten wolle, erfuhr ich, daß ein leer nach Japan zurückkehrendes Schiff mich um dreißig Pfund Sterling mitnehmen würde. Meine Begeisterung war ohne Ende. Die noch nicht Sterbende meiner Tanten, die weise war und nie etwas direkt verbat, bemerkte beim Abendbrot:

„Sobald du Triest einmal verlassen hast, esse ich keine Fische mehr.“

„Warum denn nicht?“ forschte ich erstaunt.

„Weil ich nicht Menschenfresser werden will, denn bist du einmal allein auf dem Scotland Maru, so werden dich die Japaner mißbrauchen und dich hierauf ins Meer werfen. Die verschiedenen Fische werden sich an deinen Resten gütlich tun und ....“ sie zuckte vielsagend die Achseln.

Ich sagte nichts. Ich betrachtete das Schiff, die fremde Mannschaft, das eigentümliche Treiben — und zögerte. Wie vielen Leiden und Gefahren wäre ich entgangen, wenn .... aber nutzlos ist es, zu klagen. Wer erhängt werden soll, der ertrinkt nicht, ist ein wahres Sprichwort. Ich sammelte daher Visum auf Visum für Südamerika. Das von Chile kostete 30 Lire, also 240 Kronen! Dafür hatte ich das Recht, Chile von Ende zu Ende abzutrappeln. Und dann .... aber warum vorgreifen? Ich wurde ärmer, je reicher mein Paß wurde.

Alle Schiffe fuhren direkt nach Argentinien, und diese Regierung verlangte eine Menge Zeugnisse: daß man nie seinen Lebensunterhalt mit Betteln verdient; daß man nie vorbestraft gewesen; daß man nicht erblich belastet und besonders, daß man gesunden Geistes war. Diesen letzten Punkt hatte man in meiner Vaterstadt und noch mehr im engeren Familien-

kreise immer angezweifelt, und daher führte mich meine Tante lieber zu einem italienischen Arzt, der mich mit einem einzigen Blick aus halbem Auge streifte und mir den gesunden Geist bescheinigte. Es gibt noch vertrauensselige Menschen!

Zur schnelleren Erledigung übergab ich die Angelegenheit meiner eigenen Staatsvertretung. Wir sprachen nur französisch miteinander, und später hätte ich am liebsten tätlich gesprochen, denn die Papiere, die in acht Tagen bei der Gesandtschaft eintrafen, wurden meiner Tante nach täglichen Mahnbesuchen etwa acht Wochen später (als ich schon auf hoher See war) ausgehändigt.

Nach fünf Wochen fuhr ich nach Genua. Dort mußte ich das Gewünschte finden.

Hinter mir verschwanden die rostbraunen, mit einer leichten Salzkruste bedeckten Hohlziegel, die jedes Dach verschönen, der kahle Karst, die düsteren Zypressen, die schirmkronigen Pinien, verschwand auch das letzte Stücklein Heimat.

## Venedig.

Um Narren zu finden, braucht man oft nur in den Zug zu steigen. Mir gegenüber auf der harten Bank der Dritten, — mir war es damals noch neu, in der Dritten zu fahren — saß ein Mechaniker, der immer wieder den Kopf wie eine erschreckte Schildkröte vorschießen ließ, um irgend eine Bucht besser zu erkennen. Jedesmal rollte er da begeistert die Augen und rief:

„Ach, da habe ich einmal ein Mädchen geküßt."

Und es gab da Buchten ohne Ende. Fürwahr, die Zahl kußlustiger Jungfrauen mußte im Küstenland eine erschreckende sein. Als wir durch einen Tunnel kamen, rückte ich vorsorglich vom Fenster ab. Ich bin nie ein Freund von Massenartikeln gewesen.

Neben dem Kußmenschen saß eine hübsche Brünette, die sich mit ihren ungepflegten Dienstbotenhänden Duftwasser auf Haar, Jacke, Buseneingang und so weiter goß. Ich hätte ihr gern sagen mögen: „Schönste, ziehen Sie Handschuhe an und machen Sie den Mund zu, sonst hilft auch der süße Duft Ihnen nicht zur Verwandlung." Gute Ratschläge sind indessen moderndes Laub, und ich behielt mein Weisheitslaub für mich. Wenn das nur alle täten!

In Venedig half mir eine nette Lehrerin, meinen Koffer in die Garderobe tragen; dann wanderte ich durch die stillen, winterlichen Straßen, stand einsam vor dem San Marco und blinzelte in die trüben, nebelumkreisten Lichter.

Venedig ist der Ort der Liebenden. Man kann nicht überfahren werden, selbst wenn man sich in erster Begeisterung

gegenseitig fast totstarrt; man ißt gut, wenn man auch in glücklicher Unwissenheit verbleibt, wovon man im Grunde satt geworden; schöne Geschäfte blenden Auge und Geldbeutel, und in einer Gondel zu sitzen, muß herrlich sein — zu zweien. Besonders wenn es kalt ist und der Mann einen warmen Mantel hat. Mein Jäckchen war dünn und ich allein, daher empfand ich von den Kanälen nicht die Poesie, sondern einzig den Gestank. Schon einmal zuvor war ich in Venedig gewesen — in meiner arg verschneiten Mädchenfrühlingszeit — und da hatte der sommerliche Glanz rundumher mich nur trauriger gemacht. An diesem Wintertag, als künftiger Columbus, war ich einfach schwermütig. Meiner Ansicht nach gehört zu Venedig eben die Hochzeitsreise ....

Sonst kann man überall auf Erden ebensogut allein leben.

## Genua.

Ich schlief im ungeheizten Abteil, und mir gegenüber auf der harten Bank stöhnte ein Matrose. Die Einsteigenden brummten. Die Aussteigenden ließen die Türe offen; der Wind heulte.

Endlich wichen die Schatten, ließen den Reif auf den pappelbestreuten Wiesen erkennen, und als die Sonne aufging, lagen die schneegekrönten Alpen in rosigem Schimmer vor mir. Wie eine Erinnerung schwanden sie in der Ferne, goldig, unklar und weit, weit weg. Dagegen schoben sich in nacktem Braun die Apenninen heran. Kurzes, gelbgrünes Gras deckte einzelne Abhänge, und dicht an der Bahnstrecke standen Zypressen.

Um zehn Uhr früh erreichten wir Genua. Der Matrose fluchte — damals war das noch nicht gesetzlich verboten — und ich schleppte keuchend Koffer und Erika zur Aufbewahrung; wanderte in die Stadt hinein, als ob ich keine Sorgen und schon ein Zimmer hätte; bewunderte die Palmen am Strand, die Orangen in voller Blüte, die herrlichen Paläste und die zweirädrigen Wagen, die einen käfigartigen Ueberbau aus Weidengeflecht hatten. Ein Kinderleichenzug glitt an mir vorüber — die Pferde weiß behängt, eins hinter dem anderen gehend, die Augen mit einem Riesenscheuleder verdeckt, das wie eine schwarze Scheibe wirkte; der Leichenwagen wie ein Thronsessel, ebenfalls weiß. Dahinter Klageweiber, und rund um uns die starke Sonne des Südens und das unbegrenzte tiefblaue Meer.

Genua ist sehr groß und wirkt bei aller Schönheit dennoch tot. Warum? Vielleicht weil die flachen Dächer grau und farblos scheinen, die Apenninen mattbraungelb sind, die Grab-

stätten und Befestigungswerke als öder Stein hervortreten und langsam in der Nähe des versandeten Flusses enden. Zypressen und Palmen scheinen in einen bräunlichen Dunst gehüllt, und das traurige, langgezogene Pfeifen der ein- und ausfahrenden Dampfer, das unaufhörliche, mächtige Anschlagen der Brandung kummerschwängerte mich. Aus ihm klang es wie Warnung oder Trauer . . . .

Viel zu spät begann ich meine Zimmersuche. Erst in größeren, dann in kleineren Hotels; gegen Sonnenuntergang schon in ganz kleinen; endlich in verdächtigen Schlupfwinkeln in engen Winkelgäßchen. Um neun Uhr abends landete ich mit wundgeriebenen Füßen bei der Polizei und bat den Inspektor, mich gefälligst einzusperren. Besser war's, eine Nacht im Kerker als draußen auf der Straße zu verbringen. Zu meinem Bedauern fand er mich des Einsperrens nicht würdig, sondern gab mir eine Anweisung auf eine Bettstelle in einem Unterkunftshaus. Eine andere Obdachlose begleitete mich dahin. Der mir bestimmte Platz war in einem finsteren Raum, auf Hadern, auf dem Fußboden, unter zwölf Männern. Ich verzichtete.

Zum Schluß kaufte ich eine Fahrkarte und verbrachte die Nacht im Wartesaal dritter Klasse, dem einzigen, der offen blieb.

Dichter Qualm erfüllte die Luft; hinten, beim Büfett, staute sich der Nachkriegsabschaum: Wegläufer, Landstreicher, Obdachlose; auf den Bänken lag kreuz und quer heimkehrendes Militär, einige arme Weiber kauerten auf Kisten und Koffern, und ein Betrunkener grölte verschlafen. Ein Hund winselte. Ich fand noch das Schwanzende einer Bank, und da ich klein bin, rollte ich mich — die Handtasche unter, den neuen Seidenhut auf mir, die Schuhe in nächster Nähe — so gut als tunlich zusammen. Als ich aus kurzem, qualvollem Schlaf mit fiebernden Wangen erwachte, waren mein schöner Reisehut und die Obdachlose weg. Sic transit . . . .

Um sechs Uhr früh begann ich einen Brief zu schreiben und warf den Plaid über die Tasche neben mir. Die ganze Nacht hatte ich Kopf an Kopf mit einem Davonläufer geschlafen. Nun regte er sich.

Einige Minuten später betraten einige Schutzleute den Saal und fragten, wem eine Tasche gestohlen worden sei. Ich sah nicht einmal nach, so sicher war ich der meinen. Da fragten mich die Leute persönlich, und ich sagte stolz:

„Oh nein! Sie liegt hier unter dem Plaid!“ und ich schlug ihn zurück. Die Tasche war weg!

In Pantoffeln, hutlos, verschlafen, wankte ich bis zur Polizeiabteilung. Einem Zuschauer war das Davonschleichen des Mannes aufgefallen, und er hatte ihn angehalten. Nun saß der

Mann, der meinen Kopf gleichsam zur Stütze verwendet hatte, auf der Anklagebank und zitterte ärger als ich vor Kälte und Aufregung. Der Schutzmann stand dicht neben mir und begann jeden Satz mit dem feierlichen „Questa miserabile . . .“

Natürlich zerschmolz ich mehr und mehr in Selbstbeklagen.

Nach einer halben Stunde war ich um viele gute Lehren, um meinen Paß und eine Klosteranschrift reicher. Man stellte mir vor, daß künftige Columbusse und gegenwärtige Schriftstellerinnen nicht in einen Wartesaal gehörten und man auch nicht die Welt umsegelte, wenn man nicht besser aufpassen konnte. Dann vertauschte ich meine Pantoffel mit meinen unterdessen polizeilich bewachten Schuhen, drückte ein blaues Seidenmützchen auf den zerzausten Bubikopf (ich ging in der Hinsicht nämlich der Mode voran) und trat — weiser und trauriger — vor das Bahnhofsgebäude.

Vor mir erhob sich das prächtige Columbusdenkmal. Der Entdecker zeigt mit der Hand nach unten, und seine Züge sind schmerzdurchfurcht. Es kam mir zum erstenmal klar zum Bewußtsein, daß — abgesehen von der Tatsache der allzu wohlbekannten Erdkugel heutzutage — allerlei dazu gehörte, allein ins Ungewisse hineinzufahren. Ich stand lange vor dem Denkmal, ließ diese Weisheit in mich hineinsickern und merkte mit Befriedigung, gemischt mit Wehmut, daß die Krankheit des „geschwollenen Kopfes“ Anzeichen von Besserung verriet.

Dann begab ich mich in das Asyl für junge Mädchen und stellte mich reumütig unter den Schutz der Schwestern.

## Im Kloster zu Genua.

Für mich war es eine neue Welt, keine sonderlich angenehme, aber eine lehrreiche. Die Preise waren so niedrig, daß man dafür weder etwas verlangen, noch viel bieten konnte, und die unter dem Schutze des Klosters stehenden Mädchen waren durchweg Köchinnen, Stuben- oder bessere Kindermädchen, auch Verkäuferinnen, die sich nach irgend einer Arbeit umsahen. Ein einziger großer Schlafraum im dritten Stock faßte uns alle — damals vierzehn an der Zahl — und zwischen den Betten gab es weder Vorhang noch Nachtkasten. Man brauchte nur die Hand auszustrecken, um die Nachbarin zu berühren. Graue Wolldecken, schwer, ohne Wärme, verliehen ungenügenden Schutz gegen die Winternächte, aber vierzehn atmende Stück Menschheit bei geschlossenem Fenster verwandelten die Luft in behagliche, wenn auch ungesunde Stallwärme und ich, die ich das vom Fenster entfernteste Bett hatte, ließ mich von den dreizehn anderen wie einst das Jesukindlein in der Krippe wärmend anhauchen.

Viele andere Erinnerungen knüpfen sich an diesen Schlafsaal, aus dem ich mich so sehr fortwünschte und nach dessen Sicherheit ich mich so oft zurücksehnte. Abends durften wir erst nach dem Abendgebet, bei dem wir auf den Stühlen der Lehne zugekehrt knieten und lateinisch beteten, hinaufgehen, und nachdem die Abendschwester den Rundgang gemacht hatte, hieß es schweigen. Damals erfuhr ich auch, warum man sagt, „jemandem einen Floh ins Ohr setzen“. Mitten in einer Nacht erwachten wir durch das Gebrüll einer Stubengefährtin, der dies passiert war. Sie sprang fast so wild wie der Floh in ihrem Ohr, schlug mit dem Kopf um sich und heulte wie wahnsinnig vor Furcht, daß ihr das liebe Tier durchs Trommelfell ins Gehirn gleiten könnte. Wir versuchten allerhand, was Floh und Flohbehälter nur wilder machten. Wir zerflossen vor Mitleid und Lachen, bis endlich jemand der Gedanke kam, ein zur Schlinge gedrehtes Haar in den Gehörgang zu schieben. Der Floh ergriff den Rettungsanker und fuhr auf dem Haar ins Freie . . . .

Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich wurde ich zur Traumdeuterin. Kaum schlug jemand die Augen auf, so hieß es:

„Letztes Bett, mir träumte von einem Turm, oder einer Gans oder . . .“, und sofort entrollte ich die Ereignisse der Zukunft. Aus diesem Grunde durfte ich am längsten im Bett liegen. Mein kurzes Haar war überdies am schnellsten gemacht und mein Bett so geschickt benützt, daß ein paar Rucke an der Wolldecke dem ganzen den Anstrich von Ordnung und Aufgebettetsein verliehen. Etwas von Grund auf ordentlich zu machen, ist eine jener Tugenden, die ich erst viel später, sozusagen als „Columbus“ erwarb. Das Leben erzieht, und Weltumseglungen erziehen doppelt.

Der Eßtisch stand in der Küche, ungedeckt, mit dicken Tassen besät. Eine Mischung, die unter dem Namen Kaffee ging, und ein Eckchen Brot wartete auf jede von uns, und sobald wir gegessen hatten, mußten wir uns die Schale selbst waschen. Wer dies versäumte, wurde von einem kleinen Waisenmädchen zu dieser Pflicht von oben herabgerufen.

Tagsüber saß ich im allgemeinen Arbeitssaal, wo abwechselnd gestickt, genäht, geplaudert und gebetet wurde, und schrieb. In gewisser Hinsicht nahm ich eine Sonderstellung ein und durfte ausgehen. Um sieben Uhr abends aber mußten alle Küchlein aus der sündigen Welt fort und im Klosterfrieden sein, denn Klosterfrieden war's, ob wir unten in der Halle arbeiteten, während die kalte Wintersonne Palmen und Orangenbäume streifte, oder die Glocken der nahen Annunziata gleichsam ins Schlafzimmer läuteten.

Während ich krampfhaft nach Schiffen Ausschau hielt, von einer Navigazione zur anderen irrte und mir mit gemischten Gefühlen die herumstreifenden Matrosen näher ansah, lernte ich allmählich ganz Genua kennen, ärgerte mich über die Hausnummern, von denen jeder Bau drei oder vier hat, unter denen man natürlich nie die richtige errät; durchwanderte die verschiedenen Gäßchen — die berüchtigten Vicos — deren Namen immer etwas andeuten, was sie nur sarkastisch genommen sind. So gibt es das Gäßchen der Hoffnung, eine kleine, dunkle, winkelige Quergasse, in die hinab die nasse Wäsche an alten Seilen hängt, wohl so benannt, weil er, der dieses Winkelwerk besucht, am besten tut, jede Hoffnung vor dem Eintritt zu verankern; das Gäßchen des Erbarmens, weil man dessen bedarf, wenn man sich hineinwagt; das Gäßchen des weißen Kreuzes, das schmutziger als alle anderen ist, das Jesugäßchen, aus dem einen, ohne Dolch und Revolver in der Hand, sicher nur der liebe Herrgott erretten kann, das Gäßchen der Schutzengel, das wie die Einfahrt zur Hölle wirkt, das Gäßchen der Märtyrer, das Gäßchen der Ungewißheit, weil es fraglich bleibt, ob man je am anderen Ende wieder auftauchen wird, und so weiter. In allen diesen Vicos kann man Ueberraschungen großer Art — einen Stich im Rücken — oder kleinerer Art, ein faules Ei auf den Kopf, einen Eimer schmutzigen Wassers, Unrat oder ähnliches erhalten. Wie Leute in solchen Rattennestern wohnen können, ist mir immer ein Rätsel geblieben.

Es ist nicht meine Absicht, den Friedhof zu beschreiben, der tausendmal überbeschrieben wurde; er liegt an dem Abhang eines Berges, den die Säulengänge gleichsam emporstreben. Ein feiner Regen und das Gelbbraun der Berge, das nasse Grün der Zypressen machten den Anblick nicht tröstender. Die Grabdenkmäler sind großartig, rührten mich indessen nicht im mindesten. Wo das Ewige beginnt, soll Persönliches hinweg. Eine trauernde Witwe steht da in Marmor und klopft verzweifelt an die Grabtüre, den Schleier verhüllend über alle Reize geworfen, das Gebetbuch in den Händen, und dann erfährt man, daß der zweite Gemahl schon einige der Denkmalskosten großmütig mitbezahlt hat; da steht der Herr Bürgermeister mit Riesenbauch und Uhrkette, ein Schmunzeln auf den Lippen und scheint noch im Tode zu sagen: „Herr Petrus, Hut ab, denn ich bin der Bürgermeister von Genua!“

Unten im Tal, wie die entfliehende Zeit, rollt die Terrenta.

So oft ich unten am Meer saß und in die Brandung starrte, wurde mit das Herz schwer. Durch den aufzischenden Sprühregen der mächtigen Brandung sah ich alles wie durch Tränen und undurchdringlicher denn je war die Zukunft. Lief

ich am Ende einem Irrlicht nach, wie jemand es auf freiem Meer zu Zeiten tut? Oder war ich berufen?

Wie die Brandung an den Klippen, zerschellten die Hindernisse an meinem noch ungebrochenen Willen.

Die Zeit war schwer. Alle Linien hatten sich als unmöglich erwiesen: da reichte mein Geld nicht aus, dort verlangte man besondere Papiere. Argentinien wollte niemand aus slawischen Ländern einlassen, weil alle als Bolschewisten angesehen wurden; die meisten englischen Kolonien waren noch geschlossen. So blieb mir e i n einziges Schiff, das an der Westküste Amerikas bis nach Chile fuhr. Ich hatte so viel von den Altertümern der Inkas gelesen, daß ich unterwegs aussteigen und sie näher bewundern wollte. Auch ersparte ich beim Aussteigen (was ahnen wir Europäer von derartigen Entfernungen?) einige hundert Lire. Ich kaufte die Fahrkarte nach Mollendo, dem letzten Hafen von Peru. Niemand sagte „Nein", nicht einmal der Konsul. Meine späteren Erfahrungen lehrten mich, daß die besten Länder immer die waren, die das Visum schwer gaben.

Das Geld vertröpfelte seit vielen Wochen. Dabei war ich so hungrig, daß mir vor Begehren Tränen in den Augen standen, so oft ich unter den Porticos die ausgestellten Kuchen, das gute Wurstzeug, die fertigen Gerichte sah und, schlimmer, sie gar roch. Im Kloster aß man täglich Maccaroni in Wasser, und so groß der Teller wirkte, so fettlos war diese Ministra, denn zwei Stunden später fühlte ich menschenfresserische Anwandlungen. Eines Tages ging ich in solch einem Zustand die Treppe hinab, und, o Wunder! eine Buttersemmel saß wie für mich mitten auf der Treppe. Ich dankte allen Heiligen für den Fund und verschlang sie heißhungrig.

Plötzlich steigerte sich das Leben, das bis dahin nur unangenehm gewesen, zu jäher Tragik. Eines Abends schlief im Bett neben mir ein junges Dingelchen — ein liebes, rundgesichtiges, vom Leben noch unmodelliertes Menschenkind — und hustete ein wenig; am folgenden Abend gingen wir beide, von Schwester L. geschickt, vor dem Rosenkranz zu Bett (eine sehr bedeutende Gnade!) und als es wieder Morgen wurde und die Glocken der Nunziata über die blühenden Orangenbäume hinweg in das Klosterzimmer riefen, trug man meine Bettnachbarin ins Hospital, wo sie nach wenigen Stunden starb. Ich fieberte am folgenden Abend, und die Nachtschwester brachte selbst Tee und mehr Decken. Ich glaubte schon, den berühmtesten Kirchhof der Welt bevölkern zu dürfen, als das Fieber wich und ich die Fahrkarte abholte. Der Faschingsdienstag verlief ungewöhnlich still, doch waren wir einmal

wirklich satt; dann kam der Aschermittwoch, und dann hieß es in der Tat:

„Morgen fährt der Bologna!“

Ich schnürte fieberhaft mein Bündel und verbrachte den letzten Abend auf dem Ponte Monumentale, von wo aus man die herrliche Via XX. Settembre übersah, in der eine endlose Reihe heller Lampen aufflammte, von wo aus man in die Gärten alter Paläste, in die Tiefen von dämmerigen Höfen, in das schlichte Heim vieler kleiner Beamter durch vorhanglose Fenster zu spähen vermochte, — und dahinter, wie ein tiefblauer, unbegrenzter Schatten, spannte sich das Meer, das da lockte und versprach. Die Wolken, in Rot getaucht, schossen als vielförmige Ungeheuer an mir vorbei und die Apenninen waren wie blutüberrieselt. Unten brauste das Leben, wie ich es kannte. Das war Europa. In drei Jahren wollte ich heimkehren, weisheit- und ruhmbeladen . . . .

Die Sonne sank und ich eilte heimwärts durch die Via Balbi, in der zwei Wagen kaum aneinander vorbei konnten, und immer noch träumte ich. Ich träumte noch weiter in der alten Kirche, die unser Arbeitszimmer war, denn alle sahen in mir schon etwas von dem, was werden sollte. Goldene Träume, die Wolken glichen, und wie sie zerrannen.

## Vor der Ausfahrt.

Die Oberin des Klosters begleitete mich zur Abfahrtshalle.

Um drei Uhr standen wir Zwischendeckopfer schon hinter der Schranke. Jenseits derselben standen der Zollbeamte, der Arzt, der Polizeiinspektor, der Agent der Gesellschaft und andere Machthabende, an denen das Opfer der Reihe nach vorbei sollte. Es war dicht nach dem Zusammenbruch, und wer da in die Welt hinausfuhr, m u ß t e es tun, daher gehörten die Menschen, die hier ängstlich ihre Habseligkeiten bewachten, fast durchweg einer besseren Klasse an, als man sie sonst in der Dritten findet. Einige Reichsdeutsche hasteten an mir vorüber. Ein dunkelfarbiger Mann schleppte einen Holzkoffer wie eine Arche Noah.

Nach einer Weile segnete mich die Oberin und verließ mich. Langsam, meine Erika bewachend, schob ich mich näher, und um fünf Uhr ging auch ich vom Zollbeamten zum Arzt und von ihm zum Polizeiinspektor, zum Agenten, zu wer weiß noch wem. Endlich packte ein Matrose mein Gepäck, und ich betrat den „Bologna“.

Es war ein Riesenschiff der Navigazione Transatlantica Italiana und weil ich einmal, irgendwo, Ansichten einer dritten Klasse gesehen hatte, bildete ich mir ein, alles zu wissen, —

ich, die ich nur die erste Klasse und die nicht zu genau kannte! Als ich daher fünf Minuten später in einem unterirdischen Raum stand, in dem drei Betten übereinanderlagen, und überdies Bett an Bett grenzte, fielen meine Kinnbacken bis auf die Brust. Das war gut, denn sonst wären sie vielleicht bis zu den Zehen gefallen, als ich erblickte, daß die Betten nichts als eine Matratze, eine dunkelgraue Wolldecke und den Schwimmgürtel als Kopfkissen hatten.

Auf den obersten Betten lagen Araberinnen in ihren weiten Röcken, schwere Ringe an Fingern und in den Ohren, Halsketten aus Gold und dabei zerlumpte Schuhe, mit denen sie oben im Takt zu den Zungen trommelten. So zu schnattern wie diese Leute verstehen höchstens noch die Gänse . . .

Seufzend schob ich meinen Koffer unter das mir angewiesene Bett und legte meine Erika zu mir unter die Wolldecke; hierauf stieg ich die Treppe mit einem eigenen Gefühl in Nase, Mund und Herzen wieder empor.

Die Glücklichen von der Ersten und Zweiten starrten auf uns Zwischendecker mit dem Uebermut der Besitzenden — oder wenigstens schien es mir so. Ich drückte mich mit einem unangenehmen Schamgefühl hinter die hohen Pfeiler und die bäuchigen Rauchfänge, bis mich meine Tischgesellschaft einfing.

Dabei lernte ich weitere Bolognafreuden kennen. Sechs und sechs Reisende wurden wie Schlachtkälber zusammengebunden und erhielten zusammen einen Sack, der selbst damals nicht weiß war. Darin verborgen ruhten zwei Blechschüsseln, sechs Blechlöffel und Gabeln und sechs Teller. Eine Schöpfkelle und sechs Blechgläser vollendeten die Ausstattung; Messer wurden uns nicht anvertraut, und nicht einmal Tische oder Sitze gab es. Einige meiner Gefährten fanden Kisten oder Fässer, ich aber schwang mich auf den äußersten Decktaupfeiler und saß von da ab lesend, schreibend, essend auf diesem lehnenlosen Sitz, meinen Teller wie ein Taschenkünstler je nach der Schiffsbewegung schwingend und immer mit dem ungebrochenen, doch allerdings etwas verrosteten Columbusgefühl.

Der Häuptling jeder Gruppe mußte in die Schiffsküche gehen und die Speisen holen; er mußte auch das heiße Wasser zum Abwaschen verschaffen, und jeder Teilnehmer wusch einmal ab. Ob ich so chronisch unfähig aussah, oder die anderen Mitleid hatten, erfuhr ich nie. Gott segne sie jedenfalls, denn nie verlangte man etwas von mir. Ich aß, und die anderen besorgten den Rest.

Gegen neun Uhr waren alle Leute an Bord gekommen, der „Bologna“ zuckte in seinen Gliedern, der erste dichte Rauch

stieg auf; langsam wurden die Taue losgelassen. Ich stand an der Reeling und blickte auf Genua zurück. Die Lichter ergossen sich wie ein Sternschnuppenfall über die Abhänge der Apenninen und von Zeit zu Zeit fiel ein einzelner Regentropfen auf meine Wange nieder. Das Meer seufzte, das Schiff blies den Abschiedsgruß, eine Frau schluchzte. Widerwillig, aber unaufhaltsam glitt der Amerikadampfer weiter und weiter in das offene Meer hinaus.

Ich stand abseits von den übrigen und starrte auf die verschwindenden Lichter. Ob ich richtig gewählt hatte oder nicht — nun gab es kein Zurück! Was immer vor mir lag, mußte überwunden werden. Lieber auf dem Schilde als ohne ihn!

Dann überkam mich Rührung, und ich flüsterte die Abschiedsworte des Weisen Li Tai Pe, die ich in der Biblioteca civica gelernt hatte:

„Levai la faccia al chiaro astro lucente
E a quel lume di luna volsi in mente,
Popoli e terre che veder dovró.
Indi al sulo chinati i stanchi rai,
Al mio paese tacito pensai
Ed agli amici cho piu non rivedró."

Der Regen nahm zu; der Mond, so viel von ihm überhaupt sichtbar gewesen, verschwand gänzlich. Ein Windstoß trieb den „Bologna", ließ ihn jäh fallen .... Das genügte. In wenigen Sekunden war das Deck rein.

Der Geruch von unten war widrig, doch was half das einem künftigen Columbus zur Abschreckung? Meinen Mut auf- und meine Nase zuschraubend, stieg ich in die Tiefen, von denen man ebenfalls hätte schreiben können:

„Lasciate ogni speranza voi ch'entrate."

## Auf hoher See.

Meine fünfunddreißig Mitopfer stöhnten nach Noten. Das hätte ich ihnen noch vergeben, denn das Schiff rollte, und ich mußte mir allerlei Reden halten, um nicht mitzustöhnen; daß sie aber die abendlichen Maccaroni alle an meinem Gesicht vorbei auf den Boden anrichteten (denn Brechschüsseln fehlten), schien mir eine strafwerte Taktlosigkeit. Wenn man etwas im Magen hat, so behält man es drinnen. Niemand, nicht einmal eine Schiffsgesellschaft, fordert Rückgabe.

Meine unrosige Laune wurde indessen noch unrosiger durch den Umstand, daß ein nasses, unfertiges Menschenkind halb auf meinem Bett lag. Es kam nämlich auf zwei Erwachsene je ein Kind und von dem Kinde natürlich zur Hälfte Nässe und Gestank. Ich umwickelte meine Erika und rollte

in den grauen Nachtstunden das Kind immer mit dem nassen Teil der Mutter zu. D a s hätte ich billiger ohne Columbusehrgeiz haben können! Billiger und, wie ich mir einbildete, besser.

Der gelbe Niagara von oben, der mit seinen Nebenfällen auf dem Boden bald zum See wurde, die feuchte Duftwelle hinter mir, das Liegen auf leintuchgroßem Bett und das Gekratztwerden von einer rauhen, grauen Wolldecke wurde bald durch zwei neue Plagen ergänzt: die halbtoten Araberinnen jammerten laut, und ihre Wanzen — zu unseren im Verhältnis eines Mammuts zum Elefanten — kletterten an den Bettstangen nieder und versuchten mein Blut. Ich brauche daher nicht erst zu betonen, daß ich etwas ernüchtert aufstand.

Es ist nie meine Art gewesen, nutzlos zu klagen. Wer klagt, macht sich verhaßt, aber ich sagte nach dem Frühstück, nachdem ich den Schiffskaffee gekostet und „einmal und nie wieder“ geschworen hatte, zum Capitano d' arme, der wie ein Blaubart aussah, doch ein goldenes Herz hatte:

„Geben Sie mich lieber in ein oberes Bett, Capitano! Ich behalte, was ich gegessen, selbst diesen Kaffee, obschon mir in der Hinsicht nichts am Behalten liegt. Es wird den Niagarastrom aus der Höhe vermindern.“

Da legte er mich obenauf in die Nachbarkabine. Da lag ich zwischen einem weiblichen Walroß und einer Hochzeitsreisenden, beide sehr nett in ihrer Art. Das Walroß fuhr nach Chile, die junge Braut nach den entlegenen Galapagosinseln, unweit von Ecuador.

Der Waschraum war offen, man konnte sich nie entkleiden; die Männer gingen daran vorüber, die Frauen wuschen ihre Kinderwäsche in den Blechbehältern, die Matrosen starrten im Vorbeigehen hinein. Das Grausigste war ein gewisser Ort. Er hatte eine Vorwand, doch keine Tür, schwamm chronisch über, roch nach allem, nur nach Erträglichem nicht, und Kinder wie Erwachsene belustigten sich damit, heitere Bordvorkommnisse an der Wand in brauner Plastik darzustellen. Wer eintreten wollte, ließ im günstigsten Falle ein warnendes Grunzen hören. Unweit von dieser Klause nahmen wir unsere Mahlzeiten ein.

Ich fand das Reisen nach fremden Weltteilen anders, als erwartet.

Ich saß auf dem Taupfeiler. An mir vorüber glitt die wunderschöne Küste Frankreichs mit ihren stillen, lieblichen Buchten und den steilabfallenden Klippen. Ueberall auf der Welt fährt man entweder an flachen Ufern oder an Klippen vorüber, und dennoch sind nicht zwei Klippen sich völlig gleich. Diese Klippen waren weiß wie Bilder aus dem Märchenland,

halb vom Sonnenlicht vergoldet, halb in einen weichen silbernen Nebel gehüllt, der den Zauber erhöhte, weil man dahinter mehr wähnte, als tatsächlich vorhanden war. Manchmal schwamm eine Insel wie ein Schwan auf dem blauen Wasser, manchmal ragte ein Klippengefüge wie ein Wunderschloß in die See hinein und immer umwob diese Gebilde etwas entzückend märchenartig Fernes.

## Marseille.

Vor uns lag das Schloß If. Ich mußte an den Grafen von Monte Christo denken und träumte mich in die unterirdischen Gänge hinein. Abweisend, stolz, von einer vornehmen Weiche, die man nicht vermuten würde, liegt das Schloß auf der schroffen Insel dicht vor der Einfahrt, und dahinter, leicht umdunstet, breitet sich die Stadt aus — völlig anders als Genua, farbloser, ohne südlichen Zauber bis auf die Neger und die Spahis, die den Hafen bevölkern. Auf dem Hügel liegt Notre Dame de la Garde und unten dehnt sich die Joliette. Man wähnt sich in Afrika, so bunt ist das Getriebe. Etwas seelisch Ungesundes durchzieht die Stadt; nüchtern stehen kahle Bäume zwischen grauen Bauten.

Das war für mich als deutsche Schriftstellerin ein streng verbotenes Gebiet, aber was man nicht weiß, macht bekanntlich nicht heiß und mein S H S - Paß verlieh mir eine unschuldige Farbe. Es wurde mitgeteilt, daß jeder, der da wollte, ans Land durfte. Im nächsten Augenblick schon waren meine unwürdigen Füße auf meines politischen Feindes nicht einwandfreiem Pflaster, ich streifte Araber im Burnus, Neger, Ueberseesoldaten, Japaner, Chinesen und gar viele Franzosen, die noch siegestrunken einherschritten. Die Frauen auf dem Markt und in den Geschäften waren nett. Sie klagten genau wie die Besiegten um gefallene Söhne und gefallenes Geld.

Vor den Kaffeehäusern war das Treiben am lebhaftesten. Da saßen unter etwas frostgebissenen Oleandern die verschiedenen Zecher der verschiedensten Farben und Länder, tranken Absinth oder schwarzen Kaffee, erzählten sich die wichtigen Nichtigkeiten des Alltags, die alle Menschen, wie Wasser einen Schwamm, erfüllen und hatten im Herzen, hinter dem Seelenvorhang, das Leid hochgestapelt, doch nur in älteren Frauengesichtern merkte man den Abglanz davon.

Am Abend saß ich auf dem „Bologna“, spähte hinaus auf den Golf von Lyon und verspeiste das einfache Nachtmahl — Reissuppe mit Kartoffelsauce und Fleischstückchen — auf dem Taupfeiler sitzend. Man gab uns dieses Henkersmahl zwei Stunden früher, denn sobald wir ausfuhren, würden die Frauen

nicht mehr lachen, sondern Niagara spielen; ich aber würde steif auf dem Rücken liegen wie ein toter Fisch und an meine künftigen Lorbeerreiser denken. Warum sich fürchten? Alles hat ein Ende und nur die Wurst zwei.

Neben mir auf dem ungewaschenen Deck kauerte die arme italienische Auswanderin, die immer seekrank war, ob wir standen oder fuhren, und die drei Kinder, eins neben sich, eins an der eingetrockneten Brust und eins unterwegs hatte . . . .

## Barcelona.

Wenn man sich der Küste nähert, sieht man den Hügel Montjuich zur Rechten, in dessen Festung der unglückliche Ferrier erschossen wurde. Auch Barcelona liegt wie Marseille und Genua zu Füßen ansteigender Hügel oder Berge, dennoch sind die Städte grundverschieden voneinander: Genua ist prunkvoll, südlich, warm; Marseille ein bewegter Hafen, kühl, dunstvoll, farblos, ohne Palmenschmuck; Barcelona ist ernster als Genua, fremdartiger, von herber Südlichkeit. Um aufrichtig zu sein, bei allem Verkehr etwas verschlafen.

Die Amerikadampfer landen vor dem sogenannten Seebahnhof, der von Soldaten bewacht wird und den niemand ohne Paß verlassen darf. Als ich mich dem Ausgang näherte, klappten mehrere Wesen männlichen Geschlechts derart stramm vor mir zusammen, indem sie einen seltsamen Laut ausstießen, daß ich ganz bestürzt zurückfuhr. Da winkte einer wie ein Großherzog bei einem Hoffest, und hieß mich, indem er mir in Worten Hände und Füße küßte, mutig durchgehen. Da man bei uns in Oesterreich höchstens die Hände küßt, war ich vom Fußkuß besonders ergriffen . . .

Durch eine lange Palmenallee gelangte man zum prachtvollen Zollamt und zur Christoph - Columbus - Statue — einer hohen Säule, an deren äußerster Spitze der Entdecker mit ausgestreckter Hand nach Westen zeigt, und auf deren Sockel man schöne Reliefbilder aus dem Leben jener Zeit sehen konnte. Rund um das Denkmal kauern Löwen mit so hochmütigen Gesichtern, als hätten sie selbst Amerika entdeckt.

Im Gegensatz zu den Gäßchen Genuas fand ich die Straßen Barcelonas auffallend weit, zu beiden Seiten mit baumbegrenzten Fußsteigen, am schönsten gegen das Stadtviertel Garcia zu. In der engeren Altstadt verschönten blumenverzierte Balkone die Häuser und hier sah ich zum erstenmal die hohen Buden, in denen ein Mann wie auf einem Thronsessel saß, ein Gesicht machte, wie Ferdinand, als er Columbus empfing, und sich — die Stiefel putzen ließ! Der Diener kauerte demütig zu Füßen, und das nächste Opfer wartete geduldig auf dem Nachbarthronsessel.

Als ob ich ins Mittelalter gefallen, schienen mir die winzigen Buden, in denen der Briefschreiber seines Amtes waltete und eben einem andalusischen Bauern einen Brief zusammenstellte. Daraus schloß ich, daß es in Spanien noch viele des Schreibens unkundige Leute geben mußte.

In der Domkirche ruhen die Gebeine der heiligen Eulalia, doch da ich keine Mantilla hatte und ein Kirchenbesuch ohne solch ein schwarzes Umhangtuch verboten ist, konnte ich der Heiligen nicht einmal meine Aufwartung machen.

In den Auslagen der Geschäfte fielen mir besonders die bunten Castañetas oder Handtrommeln auf, die sämtlich Bilder aus Stiergefechten trugen, und als nachmittags ein solches Gefecht stattfand, beobachtete ich die schönen Spanierinnen, die mit der vorgeschriebenen Haltung, das bunte Tuch umgeworfen, Blumen in der Hand und am Busen (dort keine leere Bezeichnung!) den Fächer kampfbereit (man kann damit alles ausdrücken, was das Herz bewegt) und die Augen zur Liebe eingestellt der Arena zuschritten. Selbst dem Schauspiel beiwohnen wollte ich nicht.

Zuletzt fragte ich einen Dienstmann nach einem Briefkasten; denn ich bemerkte nirgends diese nützliche Vorrichtung. Da zeigte er mir die Elektrische und hinten ein Kästchen. Ich stürzte darauf los und sah den Brief verschwinden, gerade als der Wagen den Abschiedsruck machte.

Andere Länder, andere Sitten.

Auf des Apostels Rappen erreichte ich den Hafen. Erspart ist so viel, wie verdient.

Gibraltar.

Das Schiff und der Magen hoben und senkten sich fortwährend. Ein durchdringender Regen fegte über das Schiff hin. Tagsüber darf man nicht unten in der Kabine sein. Ich drückte mich in eine offengelassene Nische. Mein Husten wurde zum Bellen. Ein Haifisch hielt Ausschau, aber nicht nach mir. Mir fehlen die ersehnten Rundungen. Eine Schildkröte schwamm mit dem Bauch nach oben — ein hilfloser Zustand; die Wellen des Schiffs warfen sie zurück in die richtige Lage. Hinter uns her kamen kreischend die Möwen. In der Ferne schimmerte die Sierra Nevada, hinter der angeblich die Wiege des spanischen Volkes zu suchen ist, — das schöne, fruchtbare Andalusien.

Am Abend ächzt das Tauwerk. Wie Rauch aus Wotans Pfeife ziehen Schatten über den Mond und lassen sein Licht nur durch schwarzgraue Schleier auf das nächtliche Meer fallen. Schiffe nähern sich, läuten warnend die Glocke, pfeifen. Wir antworten, und jedes verschwindet in entgegengesetzter Richtung. So gleiten Menschenseelen aneinander vorüber.

Noch vor Sonnenaufgang fuhren wir auf Gibraltar zu, und als das Licht des bewölkten Tages endlich auf die beruhigten Fluten fiel, lag der steile Fels, der jäh ins Meer abfällt und als Riesenopferstein dienen könnte, der aber als Löwe gilt, dicht vor uns. Wie verschreckt lagen die kleinen, blendend weißen Häuser zu Füßen des schwarzgrauen Wächters, und meilenweit über das Meer verstreut trieben Fischerboote, Barken aller Art, fremde Handels- und Kriegsschiffe. In weiter Ferne, unendlich grün, unendlich sonnegebadet und still, zeigte sich schon die afrikanische Küste. Die Bauten waren auffallend langgestreckt, blendend weiß, niedrig; die Fenster glichen schmalen, schwarzen Einschnitten, die Dächer schimmerten rötlich und beinahe flach. Etwas Stilles, Trauriges hielt die Landschaft in ihrem Bann.

Ans Land darf man nicht. Gibraltar war selbst in Friedenszeiten geheiligter Boden, den nur politisch Auserwählte betreten durften, doch entschädigten mich die Händler für diesen bitteren Freiheitsverlust. Sie brachten Datteln frisch von den Palmen, Nüsse, Zitronen, Apfelsinen und Feigen. Zuerst flog immer eine Schnur auf Deck, an der ein Bastkörbchen hochgezogen wurde; hierauf wurde das Geld hinabgeleiert, und endlich zog man den Einkauf nach oben.

Neben uns ankerte ein Kohlenschiff. Eine Dampfbarkasse schleppte zwei Leichter im Tau, und sofort sprangen hundert schwarze Arbeiter wie Affen aufs Schiff und balgten sich um die Schaufeln, füllten Körbe, leerten sie in die Leichter, schrien, tobten, überkugelten sich, arbeiteten wie die Wilden, aber machten den Kohlenhaufen schwinden, als ob ein Riese ihn angebissen hätte. Die Möwen umkreisten unser Schiff, warfen sich kreischend auf die Fluten und schlugen mit den schwarzen Flügeln. Dunkle Wolken löschten alles Licht aus.

Leb' wohl, Europa!

## An der Küste Afrikas.

Es dämmerte schon.

Feine Nebel verhinderten bald jeden Ausblick. Das Schiff rollte grauenhaft. Man sah die Rauchfänge eines nahen Schiffes verschwinden und hochschießen. Frauen schrien, Kinder heulten, von den Tischen sausten die Schüsseln und von den Tellern der Essenden die Speisen. Glücklicherweise gab es Stockfisch an jenem Abend, und den warfen wir sowieso immer ins Meer hinab. Warum den armen Fisch nach oben bringen? Im gekochten Zustand macht ihm der Aufenthalt in seinem Reich doch keinen Spaß mehr! Und wer mag Stockfisch? Niemand, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe.

Als uns die Küste Europas zum letzten Mal mit ihrem Leuchtturm zugeblinzelt hatte, empfing uns Neptun mit Donner und Blitz und wusch das Deck vom Staube der alten Welt rein, doch am folgenden Morgen schimmerte das Meer tiefblau und Delphine umspielten das Schiff. Sie treiben immer in Schulen und schlagen ganz komische Purzelbäume. Die Matrosen behaupten, daß sie einen Ertrinkenden dem Lande zustoßen, wenn es nicht allzu weit weg liegt.

Allmählich waren mir meine Mitreisenden vertrauter geworden. Ein netter Gipsarbeiter, der seine Figürchen früher nach Deutschland getragen hatte, wanderte mit seinem zwölfjährigen Jungen nach Venezuela aus. Der neapolitanische Haarschneider mit seiner Lockenmähne wollte nun Indianerköpfe enthaaren, und ein berühmter Zuckerbäcker ging nach Riobamba in Ecuador, wo man schon nach seinen Zuckerkipfeln lechzte. Er kannte das Land von Arica bis Caracas, und seine Weisheit riß ich auf alle mögliche Weise ans Tageslicht. Bedeutend vornehmer, sehr stolz auf sein Wissen, war der kleine Advokat, der nach Bolivien zu einem Bruder reiste und der seinen Kren zu jeder Weisheitswurst der übrigen gab. Die junge Hochzeitsreisende drehte sich jeden Abend die Locken, es mochte Seegang sein oder nicht, und ihr Mann brachte ihr, wie alle anderen gehorsamen Gatten, früh am Morgen Kaffee und Brötchen. Wenn ich am kranken Walroß nicht leicht vorbeikletterte, weil es dem Meergott ein Opfer brachte, schleppte der Gatte einer anderen meine Brötchen herbei. Nun hatte ich doch zu essen ohne weitere Verpflichtungen. Die Gattinnen mußten für diese kleinen Liebesdienste später schmutzige Hemden und Hosen waschen.

Das Leben gibt uns fortwährend Bilder mit Sprüchen, aus denen wir, wenn wir nicht so auraversponnen wären, gar tiefe, uns helfende Weisheit schöpfen könnten; doch wir verstehen nur zu schauen, selten zu lesen. In meiner ersten Kabine, bei den Araberinnen, lag auch die Frau eines echten Peruaners. Anstatt nach den Bäumen des Landes, den Altertümern der Inkas und den Sitten der hohen Anden zu forschen, hätte ich gut daran getan, mir dieses peruanische Exemplar im Licht der Warnung und nicht der Belustigung anzuschauen, dann wäre ich wohl an den Altertümern der Inkas vorbeigefahren. So aber bewunderte ich europäisches Erzgänslein die rotbraune Hautfarbe, die schwermütigen Augen im länglichen Gesicht, die seltsamen Redewendungen und nannte ihn den interessantesten Fahrgast.

Seine Gattin von Gottes Gnaden sprach drei Sprachen — deutsch, kroatisch und italienisch und alle drei gleich schlecht. Sie klammerte sich als Landsmännin an mich, und so erfuhr ich, daß sie in einer Seemannskneipe die braune Herrlichkeit

entdeckt und ihm ihr jungfräuliches Herz, das schon stark im Schuß war, geschenkt hatte. Alles was sie besessen — es war nicht viel — hatte sie ihm gegeben, und er hatte sie dafür zum Altar und von da weg aufs Schiff geführt. Man hatte ihm nämlich nahegelegt, in seine ferne Heimat zurückzukehren, und die junge Braut (aber alte Frau) befriedigte nun ihre Reisesehnsucht und wanderte mit aus. Sie hatten keine Koffer (große Erleichterung) und nur zwei Kleider: Eins am Leibe und eins noch in Packpapier.

Jede Nacht stieg er — obschon es nach zehn Uhr verboten war — in die Kabine hinab und verprügelte sie im Bett, bis sie gelb und blau war und fürchterlich schrie. Eines Tages fragte ich sie nach dem Grunde dieser ehelichen Massage, und da erklärte sie, daß ihm der Schiffskäse, den er für leichte Hilfeleistungen erhalten habe, schade. Warum? Weil er das Blut zu sehr erhitzte. Er prügelte sie, weil sie nicht aufs Deck wollte, um seine Liebeslust zu befriedigen. Nachdem derartige Sachen, selbst wenn das Deck leer gewesen wäre, streng untersagt und die Geschlechter wie mit einem feurigen Schwert getrennt waren, durfte er ihr die keusche Zurückhaltung nicht übelnehmen. Bei ihrem Aussehen und Alter schien uns das Vorgehen des Rotbraunen an tiefsten Wahnsinn grenzend. Ich lachte, anstatt mir zu sagen: „Das sind die Nachkommen der Kinder der Sonne! Mach' einen weiten Bogen um sie!"

Einige Reichsdeutsche befanden sich ebenfalls an Bord. Nun denke ich allzeit, daß nicht nur ich als verrückter Columbus ins Blaue gefahren, sondern weisere und bessere Leute als ich. Da wanderte ein Hamburger Kaufmann aus, der erst unterwegs Spanisch lernte, der nicht ein Wort über Tropenhygiene wußte und der den Koffer, in dem er und seine Frau die Wäsche verpackt hatten, ins Schiffinnerste gesteckt hatte, so daß sie drei Wochen lang weder Kleid noch Wäsche wechseln konnten. Höchst unpraktische, sonst aber reizende Menschen. Die arme Frau war immer seekrank, und ich rief ihr — da sie nur deutsch verstand — aus meiner Betthöhe Trost zu. Ihr Gatte war meist grüner als sie, nur Martin, der Junge, tollte unbekümmert.

Außer ihnen wanderte ein junger Hamburger nach Valparaiso und ein dänischer Botaniker nach Columbien aus. Er war mit dem Tropenleben schon vertraut und wurde allmählich mein Berater. Wir bildeten in einer Ecke die deutsche Gruppe. Ich war die einzige Reisende, die alle Gruppen besuchte, weil ich die Sprachen verstand, und erst später wußte ich so ganz, wie sehr mich alle Leute verwöhnt und verhätschelt hatten. Vom neapolitanischen Haarschneider, der mit seinen Locken das Deck fegte und dessen Vetter Koch in der Ersten war, erhielt ich

Leckerbissen, von anderen Nüsse, vom Infermiere Obst, vom Bäcker Brötchen, von meinen Tischgenossen Bedienung und von allen Liebe, deshalb ist mir der „Bologna“ bei allem Grauen in so schöner Erinnerung geblieben. So reizend wie auf diesem italienischen Schiff war man nirgends mehr gegen mich . . . .

Damals saß ich auf dem Taupfeiler, die Welt zu Füßen, den Mut ungestutzt, den Willen ungebrochen, zukunftsblind.

## Santa Cruz de Teneriffa.

Langgezogene Bergketten aus rotbraunem Gestein, gar seltsam zerklüftet, vom moosgrünen Unterholz und vom Hellgrün der riesigen Euphorbien unterbrochen, die mit ihren Blattbüscheln die Abhänge in festen Gruppen bedecken. In der Bucht, eingebettet zwischen Hügeln, liegt die kleine Stadt Santa Cruz, halb im spanischen, halb im maurischen Stil erbaut und irgendwie schon von der Hitze und der Schwermut Afrikas angehaucht. Der gute „Bologna“ blieb weit draußen liegen und eine Dampfbarkasse holte uns an Land.

Ich durchstreifte allein die gewundenen Gassen. Man beobachtet besser, wenn man unabhängig vorgeht. Die meisten Reisenden besuchen nur Gasthäuser und Markthallen. Während ich dahinpendelte, ärgerte ich mich über die gelbbraunen Teneriffer, die auf ihren Eseln ritten, unbekümmert um die Frau, die einige Schritte hinterdrein die Lasten trug. Immer trugen die Männer lose Schlappschuhe aus braunem Leder, immer hatten die Frauen über ein weites Tuch noch einen Strohhut auf; immer trabten sie gehorsam hinter dem Ehegatten her.

Die Häuser hatten oft vorspringende Erker und Balkone; die schläfrigen Geschäfte standen weit offen, warteten auf Kunden wie Frösche auf Fliegen — mit offenem Maul. Die Gassen gegen die Hügel zu waren stark gewunden, fast torlos, bläulich oder lila gestrichen, bestanden fast nur aus Mauern, über die sich hie und da ein prachtvolles, tiefviolettes Blütengewirr warf. Das war meine erste Erfahrung von der prächtigen Bougainvillia.

Dann — als ich über mehrere Erhebungen geklettert war, stand ich im Vorstadtgebiet und betrachtete zum erstenmal eine Bananenpflanzung. Die Blätter waren voll und dicht, doch vom Winde stark zerzaust, und die Riesenfrucht ließ mich andächtig stehen bleiben. Das war der Vorgeschmack der Tropen.

In den Gärten waren unsere kümmerlichen Zierpflanzen zu starken Sträuchern geworden; der Pfefferstrauch mit seinen gefiederten Blättern und mattbraunroten Beeren nickte über ein Drahtgitter hinweg, und Rosen glühten in den Höfen mau-

rischer Leute, die das Tor nach einem Augenblick neidisch schlossen. Solche Häuser waren nach der Straße zu fensterlos und wirkten geheimnisvoll und abweisend.

Im reißenden Bach tummelten sich die Kinder und schrien laut um Kupfermünzen; splitternackt liefen sie hinter mir drein. Ich schenkte einem ein österreichisches Zweihellerstück. Wenn keinen anderen, so hatte es Sammelwert.

Jenseits der Stadt wohnen die Leute wie Höhlenbewohner. Die Vorderwand des Hauses ist aus Ziegeln oder Steinen, das Dach und die Hinterwand der Fels selbst. Winzige Fensterchen gestatten einen geringen Ausblick. Gekocht wird meist jenseits der Straße auf einem Holzkohlenherd.

Diese Frauen mit ihrem schmalkrempigen, komisch nach unten gebogenen Strohhut über dem Tuch, die Männer in einem Gewand, das ein pensioniertes Nachthemd zu sein schien, die nackte Menschenbrut unter den breitkronigen Drachenblutbäumen — das alles bezauberte mich derart, daß ich Zeit und Ort vergaß, bis ich den dreimaligen Schrei der „Bologna“ vernahm und mich nicht nur fern vom Schiff, sondern selbst fern vom Landungsplatz der rettenden Dampfbarkasse befand. Und von hier an landete die olle Kiste nirgends vor Amerika!

So gelaufen bin ich in meinem ganzen Leben nicht. Blauviolett vor Anstrengung sauste ich dem Hafen zu, fiel dem Beamten in die Arme, stöhnte: „Boot — Bologna“ und fand nur ein Lächeln.

„Das Schiff fährt erst um sechs!“ tröstete er meine pustende, schweißtriefende Wenigkeit, „es hat nur um die weitere Ladung gepfiffen!“

Das lehrte mich, in Zukunft immer darauf zu achten, welche Abfahrtstunde vorn auf der schwarzen Schiffstafel stand. V o r dieser Zeit darf der Dampfer nämlich nicht abfahren.

Indessen hatten wir noch ein Abenteuer in Santa Cruz. Wir hatten in einem der Häfen sehr viel Schwefel geladen, und den Männern des Zwischendecks war das Rauchen streng verboten worden; wie es geschehen, vermochte niemand zu sagen, aber plötzlich stand der eine Leichter, der voll von Schwefelsäcken war und eben landwärts geschickt werden sollte, in Flammen. Auf unserem Deck lag eine Menge noch auszuschiffenden Schwefels. Himmel, wie der alte Kasten jammerpfiff! Der Leichter stieß indessen noch rechtzeitig ab, und der Dampfer war gerettet.

Den ganzen Tag hindurch hatten bei allem Sonnenschein die Wolken eine graue Krone um den berühmten Pik von Teneriffa gebildet und ich fürchtete schon, ihn nie kennen zu lernen — da, als wir eben von der Insel wegdampften, wich die Wolkenlast, und im vollen Mondlicht, in seiner schneeigen Weiße

und spitz wie ein Zuckerhut lag der Berg vor uns. Man sieht ihn auf dreißig Seemeilen Entfernung.

In der leuchtenden Nacht ahnte man Las Palmas und andere der Kanarischen Inseln, dann hielten wir genau die Richtung ein, die im Jahre 1492 der arme Columbus genommen haben soll, und wie damals war der Wind stets genau hinter uns und trieb uns einer neuen Welt entgegen. Zehn Tage lang würden wir nun fahren, ohne jemals anderes zu sehen als Himmel und Wasser.

Erst hinter Teneriffa begriff ich, daß ich der Heimat auf, weiß Gott wie lange, den Rücken gekehrt hatte.

## Der Sturm im Atlantik.

Das Meer hatte einen sonderbar violettblauen Ton. Das Schiff rollte unmerklich. Ich saß im geborgten Deckstuhl, weg vom Taupfeiler, und stellte philosophische Betrachtungen über meine Mitmenschen an. Daß ich sie nicht zu Papier brachte, war dem Umstand zuzuschreiben, daß es eben zwei geschlagen hatte. Wohl erfolgte die Fütterung der Zwischendecker schon um zehn Uhr vormittags, aber die vornehmere Zweite hatte sich eben erst satt gegessen, und viele Reisende lagen im Deckstuhl und schliefen, die Augen zu, den Mund offen, leise, bekannte Sägewerksgeräusche ausstoßend. Ihr Anblick bestärkte mich im Entschluß, nie coram publico einzuschlafen. Es ist nicht der Augenblick, in dem unser Geist oder unser Liebreiz (wenn wir solche Sachen besitzen!) am klarsten ans Tageslicht treten.

Mitten in diese Gedanken hinein brach ein tosendes Geräusch; ohne Warnung schlug eine wahre Riesenwelle seitlich über das Boot, und das kalte Salzwasser schlug den Schläfern in den offenen Mund. Sie erwachten gurgelnd, spuckend, sich windend. Während ich mich noch unwürdiger Schadenfreude hingab, ereilte mich die gerechte Strafe. Eine zweite, viel höhere Welle brach über uns herein, ergriff meinen Deckstuhl und trieb mich samt ihm zur Reeling. Eine feste Hand erhaschte mich am Arm, sonst wäre ich im Atlantik verschwunden und dieses Buch nie geschrieben worden. Dem jungen Martin war es fast ebenso gegangen, und zu aller Seekrankheit kam bei Frau O. nun noch die Seelenangst um das Kind. Sie wurde ohnmächtig und man schleppte sie in den Speisesaal der Zweiten, denn ein Kreuzen des Decks war unmöglich geworden. Mich riß mein Retter ebenfalls hinein, und als ich bemerkte, wie alle Frauen sich weinend oder schreiend an die Brust eines Mannes warfen, um da ungestört ohnmächtig werden zu können, überlegte auch ich mir, an wessen Brust ich mich werfen sollte, erinnerte mich

indessen an den Umstand, daß sich meine Tasche mit Geld und Paß auch mit an einen Busen werfen würde, wenn ich erst in Ohnmacht lag, und daher hielt ich mich lieber am Treppengeländer fest und rief meine Columbusträume wach.

Die Wellen gingen immer höher, das Schiff hatte den Veitstanz. Ein dicker Mann versuchte den Abstieg, verlor das Gleichgewicht, stolperte nieder und erhaschte im Fall meinen Arm. Ihr Götter! Das wirkte besser als zehn Riechsalzflaschen, denn der Schmerz raubte mir die Sprache. Als ich den dicken Mann verloren und die Zunge wiedergefunden hatte, rief man mich zum deutschen Ehepaar, das grün wie ein verblaßter Papagei war und mich ununterbrochen fragte:

„Wird das Schiff untergehen?“

Das wußte ich allerdings nicht besser als die anderen, beteuerte indessen mit einer Sicherheit, als wäre ich Kapitän, daß solche Stürme so alltäglich wie Läuse in einem Polenpelz seien, und redete der armen Frau so gut zu, daß sie sich beruhigte und ich das Kranksein vergaß.

Als es gegen fünf Uhr ein wenig ruhiger wurde und uns Matrosen zurück zur Dritten führten, schenkte mir Enrique, der Kellner, einen großen Apfel zum Zeichen seiner Anerkennung.

Zwei Tage und zwei Nächte dauerte der Sturm, und derart rollte der arme Dampfer, daß nichts gekocht werden konnte. Man brachte mir trockenes Brot und Käse oder Fisch. Mein Körper war wie gerädert, umsomehr als ich meiner heißgeliebten Erika halber nie die Beine ausstrecken durfte, sondern entweder zum lateinischen S werden mußte oder die Füße wie Opferstöcke nach oben streckte, sobald ich mich auf dem Bauch zurechtgebettet hatte.

Das Walroß riet mir immer, mich gegen die Bettseiten zu stemmen. Da ich aber nicht über die nötige Fülle verfügte, wurde ich gerollt, bis mir Hören und Sehen vergingen. Seither habe ich für den Herrn Atlantik nichts übrig gehabt.

Am dritten Tage drehte sich die junge Galapagosfahrerin wieder die Löckchen, und ich kletterte am Walroß vorbei hinab und ins Freie. Der Bäcker schenkte mir ein Extrabrötchen, und der dicke Koch lachte.

Selbst der Advokat bot mir seinen Deckstuhl an; einzig der Peruaner mit den schwermütigen Augen verprügelte seine Frau ärger als zuvor, denn nun aß er Käse nach und litt an stürmischeren Liebeswellen . . .

Auf Deck spannte man das Zeltdach; alle erschienen auf einmal in lichten Gewändern, und ehe man es wußte, wurde der Teer in den Fugen der Deckplanken weich.

Man näherte sich den Tropen.

Abends bildete sich ein Kreis um mich — allzeit von Männern, denn für die bekinderten Frauen hatte ich wenig Interesse — und da verspeisten wir die Zuckersachen des Vetters vom Neapolitaner, der ausgestreckt zu meinen Füßen lag und Liebeslieder sang; da erzählten die Leute von früheren Fahrten, von erlebten Gefahren, von Hoffnungen für die Zukunft. Durch das Takelwerk spähte der Mond, und die Sterne flimmerten. Das Meer lispelte und raunte, jemand spielte auf einer Ziehharmonika, und man war der Heimat so nahe und doch so fern. Wir alle wollten eine neue Zukunft aufbauen, und nun weiß ich, daß sie alle zu mir aufschauten und mich hätschelten, weil ich so schwach und so klein, so blind und so mutig gewesen. Erst nach vielen Monaten erfuhr ich, wie tief sie mich beklagten — und dennoch sprach von allen diesen Männern nicht einer ein Warnungswort . . .

Der große Bär stand nicht länger im Westen, sondern im Norden und sank tiefer und tiefer. Andere, neue Sternbilder traten in den Vordergrund.

Und Tag auf Tag sahen wir nichts als Himmel und Wasser, bis endlich am zehnten Abend Vögel das Schiff umkreisten und Hölzer dem Schiff entgegentrieben.

Da jubelten wir wie einst Columbus, denn nun wußten wir: Vor uns liegt Land.

Ganz feierlich war es mir zu Mute, als ich mich zur Ruhe legte.

# Amerika.

## Barbados, West-Indien.

Ein donnergleicher Schnarcher des Walrosses weckte mich, und gleich darauf hatte ich den zweiten Schreck: Wir ankerten im Morgendämmern vor fremder Küste, und kleine Boote umschwärmten den „Bologna“. Fünf Minuten später sauste ich auf Deck. Oben wartete schon der dänische Botaniker und wir verhandelten sofort mit „König Dixie“, uns ans Land zu bringen. Vorsichtig kletterten wir die Schiffsleiter hinab, während unsere Mitreisenden in Kaffeegenüssen schwelgten. Wir wollten Flora und Fauna studieren und die „Allgemeinheit“ abstreifen.

Der Hafen von Queenstown ist so winzig, daß nur Segelschiffe einlaufen können und zwei vor der Einfahrt gescheiterte Schiffe legten Zeugnis davon ab, wie sehr die Insel von Stürmen heimgesucht wird, ist sie doch die erste, die dem Atlantik im Osten neuerdings Widerstand bietet.

Der schwarze Schutzmann in weißer Uniform grüßte ganz militärisch, als wir vorbeischritten, und Herr G. entledigte sich mit bewundernswerter Gewandtheit der vielen kleinen Negerlein, die sämtlich einige Kupferstücke haben wollten und die bereit waren, uns überallhin zu führen und weiß der Himmel was alles für uns zu tun.

Schon auf dem ersten freien Platze, auf dem das Nelsonmonument errichtet war, sahen wir Tropenfrüchte, besonders Zuckerrohr, doch da wir kein englisches Geld hatten, begnügten wir uns mit dem Anblick der Bündel. Alles begeisterte mich — die schwarzen Wägelchen mit Dach, aber ohne Seitenwände, die schwarzen Kutscher unter lichtbraunem Riesensonnenschirm; die netten Negerbauten aus graubraunem Holz, deren Fenster wie Klappen in einer Mausefalle auf- und zuflogen und aus denen sich von Zeit zu Zeit ein Negerkopf schob, um uns grinsend einen guten Morgen zu wünschen; die dicken Negerfrauen in weißen, straff gestärkten Kleidern und die fast unbekleidete Jugend.

Die englischen Villen standen sämtlich in einem herrlich gepflegten Garten und waren vorwiegend einstöckig, sehr luftig gebaut und von hohen, fremdartigen Tropenbäumen beschattet.

Eine lange Allee von Königspalmen nahm uns auf und führte uns hinaus ins Freie. In diesem Augenblick fühlte ich mich für alle Leiden bezahlt, denn ich sah zum erstenmal die echten Tropen mit ihrer blendenden Pracht, dem Zauber des Ungewohnten, der drückenden Wärme, ohne die Schattenseiten auch nur zu ahnen. So geht es gar vielen Reisenden, die durch das malerische Aequatorialgebiet einfach d u r c h reisen. Herrn G.'s Warnungen, kein Wasser zu trinken, dies oder das nicht anzurühren, ein Tuch über den Nacken zu binden, nicht ins hohe Gras zu steigen und so weiter, erhöhten nur den Reiz des Neuen. Selbst die Gefahren wurden zu Freuden . . . .

Wir erreichten das Meer. Vor uns lagen die Schätze der Tropensee, eine Unzahl von Muscheln und Korallen, von komischen Krabben und seltsamen Versteinerungen. Wenn Herr G. mir nicht einfach alle aus der Hand genommen und sie weggeworfen hätte, würde ich mit einem ganzen Steinhaufen herumgelaufen sein, so entzückt war ich von diesen unbeschreiblichen Gebilden. Wo die Korallen aus dem Wasser schimmerten, wirkte es lichtgrün und wurde erst später tiefblau, und das grelle Weiß des Strandes mit diesem Grün und Blau bildete eine Farbenharmonie, wie ich sie nur selten geschaut.

Mein Gefährte erklärte die Namen der Bäume, der Vögel, der Pflanzen, untersuchte das Gestein, forschte nach Würmern und Insekten. Ich lernte da an einem Tage, was ich sonst wohl kaum in Monaten erfahren hätte. Mit steigender Begeisterung gingen wir tiefer ins Land hinein.

Auf dem alten Friedhof sahen wir die ersten Kolibris. Winzig wie große Hirschkäfer wippten sie sich am äußersten Ende eines breiten Tropengrashalms und wirkten ganz schwarz, bis eine jähe Bewegung das Gefieder aufleuchten machte. Dann schimmerten sie rot, grün, blau, gelb an den verschiedenen Körperteilchen und wechselten bei jeder Bewegung und Beleuchtung. Ein Negerlein erbot sich, einen zu fangen, und wurde schlimm hergenommen. Das ist von der Regierung streng verboten. Man bestraft das Töten dieser und anderer Vögel (es gibt auch weiße und blaue Reiher) mit dreißig Tagen Gefängnis. Bemerkenswert sind die Ruderschwänze und die wilden Tauben, die braun sind und schwarzgeränderte Flügel haben. Die weißumrandeten Augen der Ruderschwänze wirken wie dickknopfige weiße Stecknadeln im dunklen Gefieder; der Schwanz ist immer einseitig gesenkt.

Nun waren wir mitten in einer Zuckerpflanzung und beide ganz arm. Herr G. meinte, daß der Diebstahl eines kurzen Rohres niemand ärmer, mich aber um Wissen viel reicher machen würde, und so holte er eins, das wir in Stücke schnitten und wissensdurstig kauten. Es schmeckte süßlich, eher lang-

weilig als nicht und ist, bis auf zwei oder drei spätere Versuche, das einzige Rohr geblieben, das je mit meinen Zähnen Bekanntschaft machte. Wenn ich schon so lange an einer zähen Sache herumbeißen soll, muß sie wenigstens besser schmecken. Sonst ist sie einfach Kaugummi zur Kiefermassage.

Damals aber brachte ich noch einige Begeisterung auf, und mitten in unser sündiges Frohlocken kam die Strafe. Aus heiterem Himmel (jedenfalls war das jähe Aufsteigen der Wolken uns entgangen) stürzte ein Tropenguß herab, der uns, obschon wir sofort unter das übermannshohe Zuckerrohr flüchteten, in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßte. Dann blies der Wind die Wolken davon, und die heiße Tropensonne trocknete zwei weiße Jammergestalten.

Ich entdeckte im Lauf der Wanderungen einen schönen, etwas an unsere Akazien erinnernden Baum, mit noch viel zarter gefiederten Blättchen und daran eine Frucht. Herr G. erkannte ihn als Tamarinde, und bald aßen wir das braune Fleisch aus brauner, leicht zu zerbrechender Schote. Es schmeckte säuerlich süß, und ich stopfte nach Herzenslust, bis mein Begleiter sagte:

„Mein Fräulein, die Tamarinde hat medizinischen Wert! Wenn Sie nicht hinter jedem Busch verschwinden wollen ....“

Ein Wort genügt dem Weisen. Ich warf den Rest der Schoten fort.

Am Abend kamen wir zu einem Feld mit einer Kuh. Nichts Erschütterndes an diesem Umstand, aber Herr G. klopfte ihr plötzlich auf die äußerste Verlängerung und nannte sie „alte Dame“. Ob sie daran Anstoß fand oder Vertraulichkeiten nicht mochte, bleibt dahingestellt. Jedenfalls drehte sie sich um, erhaschte Herrn G. bei der Hose und warf ihn in die Luft. Es geschah ihm nichts, denn er flog aufs Gras, aber ich kam in den Geruch des Heldentums — ungerechterweise, da die Kuh angebunden war — weil ich trotzdem an ihr vorbeiging.

Todmüde kehrte ich heim und dennoch überbefriedigt. Ich hatte die erste Tropenweihe empfangen. So mochte Columbus gefühlt haben, als sich ihm, so nahe von Barbados, eine neue Welt aufgetan. Ich bereute kein Opfer. Lernen wollte ich, schreiben, malen, das erlebte Wunder in jeder Weise anderen mitteilen.

Noch einmal fühlte ich, als ob es mir vergönnt sein würde, die Welt aus den Angeln zu heben. Ich schaukelte auf dem Taupfeiler, den Blechsuppenteller in der Hand, und mir zu Füßen lagen die gehorsamen Untertanen.

O Bologna, Bologna!

Auf jeder Reise kann man merken, wie sich der geistige Horizont weitet, wie er wächst und man selbst mit ihm. In so fremden Gebieten ist das Wachstum fast schmerzlich; denn es geht allzu schnell vor sich, erschüttert sogar körperlich durch die Fülle der Eindrücke, verbunden mit neuer Umgebung.

Wir glitten in den Orinoco.

Er kam aus den unerforschten Höhen, kannte die innersten Geheimnisse Venezuelas, hatte an seinen Ufern einst Männer wie Walter Raleigh gesehen und rieb seine Wasser an der bitteren Cinchonarinde. Nun stießen wir, zwanzig Meilen von seiner Mündung entfernt, hier auf ihn, und noch war er süß, unbeeinflußt vom Meer, voll Hölzern, die er sich als Herr mitgenommen, Schlangen, Tierleichen, allerlei Gräserwerk in den Atlantik hinausschwemmend. Er war voll Medusen, die wie unzählige Tennisbälle aus den grünen Wassern schimmerten, und deren Berührung Badenden einen heftigen Schmerz verursacht.

Ueber das Schiff flogen die Fregattenvögel mit ihrem langen schwarzen Leib dem „Port of Spain“ zu. So nahe die Inseln voneinanderliegen, so verschieden sind sie. Barbados ist beinahe flach, hat höchstens Hügelchen; Trinidad ist eine bergige, sehr ausgedehnte Insel, die Wasserfälle von großer Schönheit aufweist und den berühmten Pechsee enthält, aus dem ein bedeutender Teil des Asphaltbedarfs der Welt gedeckt wird. In der Mitte ist er noch flüssig, an den Ufern schon fest, aber immer noch sehr heiß. Die Ausdünstungen sind schwer einzuatmen.

Hier findet man neben den Negern sehr viele Inder, die als Kulis eingeführt wurden und auf den verschiedenen Pflanzungen arbeiten. Die Frauen tragen den Nasenring, wie in Indien selbst, bewegen sich indessen sonst freier.

Die meisten Häuser, besonders die der ärmeren Leute, sind aus Holz mit einem Wellblechdach, und man findet auch Hütten, die aus alten Blechbüchsen erbaut worden sind. Dicke Wände sind nicht vonnöten, und alles ist verwendbar, was den Regen abhält.

Neben den steifen Königspalmen, den schlanken, immer windgebeugten Kokospalmen, findet man die Mauritia flexuosa, eine sehr schöne Fächerpalme, die aus Afrika stammt. Ich trank da meine erste Kokosmilch, ein fades Getränk, das ich nie wieder anrühren mochte. Man nimmt dazu die noch unreife grüne Nuß, die so groß wie ein heimischer Kürbis ist, schneidet oben ein Loch hinein und trinkt auf diese Weise. Dabei ist einem aber stets die Nase im Wege, und trinkt man nicht

vorsichtig, so tropft der lichte Saft herab, und das Kleid erhält Flecke.

Nach Jamaica ist Trinidad die größte der westindischen Inseln. Sie verdankt ihren Namen dem Umstand, daß sie an einem Dreifaltigkeitstage entdeckt worden war.

Spät abends sah ich zum erstenmal das bewunderte Kreuz des Südens. Es ist lange nicht so auffallend, wie ich es mir gedacht hatte, und kann einzig mit dem lateinischen Kreuzzeichen — den vier Punkten — verglichen werden. Dennoch ist es ein eigenes Gefühl, ihm gegenüberzustehen. Der große Bär stand schon verkehrt mit dem Polarstern darunter. Noch ein paar Tage, und er bleibt verschwunden. Was würde ich alles erlebt haben, bis ich ihn wiedersah, den Stern meiner Kindheit?

Draußen zog unklar die Küste von Venezuela vorüber. Die ersten Eroberer hatten die Pfahlbauten bestaunt, die neugierig tief in das Meer hineinwateten wie muschelsuchende Kinder, und hatten das ganze Land danach „Klein-Venedig“ benannt. Ueberflüssig zu betonen, daß es durch nichts anderes als das Wasser an Venedig erinnert.

## La Guayra.

Ich blinzelte ins Finstere, starrte angestrengt auf den hohen Berg hin, der direkt aus dem Wasser emporstieg und erdrückend wirkte, und erkannte einige Häuschen, die an ihm emporkletterten. Dann kam ein rotes Flimmern über die Landschaft, etwas Düsterhehres, und einige Sekunden später ein weiches Silbergerinsel. Unmittelbar darauf ist es heller Tag, so rasend schnell ist der Sonnenaufgang in den Tropen, pünktlich um sechs.

„Niemand darf landen!“ wurde uns vom ersten Offizier gesagt. „Es herrscht die Pest, und wer hier ans Land ginge, der dürfte nicht nach Panama weiterfahren.“

Traurig kaute ich mein Frühstücksbrötchen. Solch ein Pech! Ich wanderte auf dem breiten Wellenbrecher des Hafens auf und ab, auf und ab. Einige Schritte vor mir lag die Stadt, und ich sollte nicht hineindürfen? Nicht die Kaffeepflanzungen sehen, nicht nach Carácas fahren? Unmöglich!

Auf und ab, auf und ab, zehnmal an der Wache vorbei, immer sehr unschuldig, immer ein wenig näher einem alten Zaun, der einige Planken verloren hatte. Die Wache wurde müde, setzte sich. Ich pendelte hin und her, blieb auch oft lange stehen und bewunderte die herrlichste Brandung, die ich je gesehen. Zwanzig Meter hoch sprang der Schaum über die Klippen und benetzte noch den hohen Wellenbrecher.

Wieder war ich beim Zaun. Ich bin mager und klein. Ein Ruck, und ich stand draußen. Ohne mich umzuwenden, betrat ich La Guayra, bereit zu schwören, daß ich den „Bologna“ nie in meinem Leben gesehen hätte.

So heiß ist selten ein Ort; denn nicht ein Windhauch findet Einlaß. Der hohe Berg umklammert den Ort und droht ihn zu erdrücken. Auf die kahlen, vom Erdbeben zerrissenen, von den Tropengüssen abgeschwemmten Felsen sticht die Sonne vom Morgen bis zum Abend mit unverminderter Kraft. Es ist daher kein Wunder, daß hier das gelbe Fieber mit Pest und Cholera ihr verheerendes Werk tun. Eine prunklose Kirche mit vier Heiligenstatuen davor, die sämtlich recht traurige Gesichter machen, ein Park, der wohl möchte, aber nicht kann, ein Kokoswäldchen, das viel Nüsse, doch leider keinen Schatten gibt, — das sind die auffindbaren Wunder von La Guayra. Unweit des Kokoswäldchens steht indessen die Eisenbahn, deren Zug aus zwei Wagen erster und zwei zweiter Klasse zusammengesetzt ist.

Die Weißen sollen in der Ersten fahren, doch wenn man kein Geld hat, fährt man ebensogut auch in der Zweiten.

Hellbraun, zumeist Mischlinge, sind die Einwohner. Sie krochen mit ihren Riesenbündeln wie müde Ameisen auf den Zug, verstauten sich und ihre Päckchen auf, über und unter den Sitzen, kauten Zuckerrohr und erteilten bereitwillig Auskunft über alles. Die Männer unter den breitkrempigen Strohhüten bohrten ihre kohlschwarzen Augen in mich; im Wesen der Frauen lag etwas Schwermütiges, Lebensmüdes.

Sobald man eine gewisse Höhe erreicht, bläst ein frischer Wind, und man erholt sich vom toten Gestein. Palme reiht sich an Palme, unbekanntes Strauchwerk wird zum grünen Wall. Nach und nach entfalteten sich die Kaffeepflanzungen. Auf dem glänzenden, dunkelgrünen, leicht gezackten Laub saßen die hellroten Beerenbüschelchen wie winzige Sträußlein, außerordentlich reizvoll. Dicht am Stamm eines dünnen, zackenblättrigen Baumes hingen riesige Früchte — die gepriesenen Papayas, aus denen die Nordamerikaner das Pepsin gewinnen; Chirimoyas, die schuppigen Zuckeräpfel, pendelten an vorspringenden Aesten; Sapodillas lagen in Körbchen. Sie ähneln täuschend unseren Kartoffeln und haben ein weißes süßliches Fleisch. Anderes, mir noch unerklärtes Obst ruhte in reizenden Bastkörbchen, die man überall in Venezuela an Stelle von Tüten bekommt, um das gekaufte Obst leichter heimzutragen, und überall leuchtete die Bougainvillia in ihrem unvergleichlichen Purpurviolett.

Carácas liegt einige hundert Meter über dem Meeresspiegel und wackelt fast ununterbrochen. Erdbeben gehören gewisser-

maßen zur Tagesordnung, und die Häuser sind schon mit Rücksicht darauf gebaut. Niedere Bauten, kleine Fenster, Gassen, die gerade sein möchten und nicht können, ein Park, eine Kirche, die so viel Sprünge wie ein Altweibergesicht Runzeln hat, Geschäfte voll von Ladenhockern aus Osten und Westen und hinter und über all dem der Zauber Süd-Amerikas, der Wind des Geheimnisvollen, Unerforschten, der von den Niederungen des Orinocos, von den Gipfeln der fernen Anden bis hierher weht. Düfte vom Atlantik, vom Antillenmeer, vom Stillen Ozean, von Gebieten so furchtbar und todbringend, wie unser Gedanke sie kaum faßt, .... und dazu das leichte Wanken des Bodens, das plötzlich wie ein Memento mori durch alles Sehen und Erfahren bricht ....

Spät am Abend kehrte ich müde nach La Guayra zurück, traf Herrn G., der auch durchgebrannt war und mich tüchtig auszankte, daß ich nicht mit ihm gegangen war, und später meine eigene Eßgruppe, die erklärte, sich etwas von La Guayra ansehen zu wollen. Man hatte ein kurzes Aussteigen doch gestattet. Sie nahmen uns mit und wir beschauten .... das nächste Gasthaus.

Der erste Offizier lächelte bei meinem Kommen, sagte aber nichts. Von der Brücke sieht man eben allerlei, und selbst die kleinste Schriftstellerin, die durch die engste Plankenöffnung kriecht, bleibt nicht immer verborgen. Aber wer zwischen Osten und Westen fährt, hat auch gelernt, im Notfall beide Augen zuzudrücken.

## Puerto Cabello.

In diesem schönen Hafen, den wir nun anliefen, um nach zwei Stunden wieder abzufahren, erhielt ich wieder eine Warnung, die ebenso unbeachtet wie die erste an mir abglitt. Die hübsche deutsche Kaufmannsfrau, die kein Wort ihres künftigen Landes verstand, lehnte neben mir an der Reeling, und vereint feilschten wir um Papageien und die entzückenden Zuckervögel, die ich nur dort gesehen habe. Sie sind von einem herrlichen Blau, wie Leberblümchen im Vorfrühling, haben einen tiefhimmelblauen Fleck oben auf dem Kopfe und die Flügel ganz schmal, aber scharlachrot gerandet. Sie nähren sich von Mehlwürmern und ähnlichen Dingen und sind daher schwer zu halten, aber ihre Schönheit begeisterte uns. Einige der reicheren Leute kauften auch Aras, die hühnergroßen, sehr bunten Tropenpapageien, deren durchdringendes Geschrei sie sehr unangenehm macht. Mir setzte jemand solch ein schwerbeschnabeltes Unding auf die Hand, und da stand ich — unfähig, das Vieh abzulegen.

Während wir uns also ganz mit der Tierwelt beschäftigten und uns die Baumratten ansahen, die auf- und niederrasten, stellte sich unten vor dem Schiff ein brauner Farmer mit einem Strohdach erster Güte auf und begann, der schönen Blondine außerordentlich den Hof zu machen. Ich wurde zum Dolmetsch, und je verliebter er wurde, desto lebhafter verdolmetschte ich seine Liebesschwüre. Frau O. fühlte sich im Grunde geschmeichelt, und der Braune wurde derart aufgeregt, daß er ihr allen Ernstes zusprach, vom Schiff herabzuklettern und bei ihm als seine Gattin zu bleiben. All mein Beteuern, daß sie schon verheiratet war und einen weit besseren Gatten hatte, verfing nicht, und wenn nicht so viele Menschen herumgestanden wären, so glaube ich wirklich, daß er sie mit Gewalt vom Schiff gerissen und davongeschleppt hätte. Neben mir sagte der Zuckerbäcker von Riobamba sehr ernst: „In der Tat, weiße Frauen haben hier einen ungeheuren Wert."

Ich lachte dummvergnügt in mich hinein. Mich freute es, daß ich hier, wie der Dollar daheim, ein Ding war, daß im Werte ständig stieg. Ganz breitspurig wanderte ich übers Deck.

Jemand drückte mir die Hand. Es war meine Landsmännin, die Gattin des Peruaners. Sie mußten hier aussteigen und wollten zu Fuß durch das Innere nach Peru. Was das bedeutete, wußten wir damals beide nicht. Das war eine Strecke wie von Palermo zum Nordkap, und ganz durch Urwaldgebiet.

Sie trug ein schwarzes Seidenkleid mit einem gelben Wasserfall von verblichenen Spitzen. N i c h t s trugen die beiden in der Hand, nicht einmal ein Taschentuch. Sie gingen in die neue Welt, wie man aus einer Elektrischen steigt. Langsam sah ich sie den Hafendamm entlangschreiten; ganz ohne Eile. Er hatte vielleicht drei, vier Pesos in der Tasche. Gewiß hat er sie ermordet, ehe eine Woche vorüber war. Dann mochte er wohl irgendwie in sein Land zurückgekehrt sein. So oft ich mich später über die Last selbst meines bescheidenen Gepäcks ärgerte, dachte ich mit Grauen an meine Landsmännin, die mit hängenden Armen in ein fremdes Land gegangen war, um vielleicht schon vor dem Sinken der Sonne den Tod zu treffen.

Und selbst für diese Begegnung mußte sie — unter den obwaltenden Umständen — noch dankbar sein.

## V i l l e m s t a d . C u r a ç a o.

Nach neunstündiger Fahrt, neuerdings dem Norden zu, fuhren wir in einen Fluß, der ebensogut in Europa gelegen sein konnte. Die Häuser, die wir im Schein der Lampen erblickten, waren die Häuser Amsterdams; die Laute, die an unser Ohr schlugen, die Hollands. Wir hatten Wilhelmsstadt erreicht.

Früh am Morgen flüsterte Herr G., wir sollten uns allein aus dem Staube machen, denn sonst würden wir nichts kennen lernen, und so verschwanden wir unheimlich früh und durchwanderten die Stadt, die holländisch rein und holländisch langweilig war. In den Geschäften bunte Farben, auf dem Markte viel Obst, aber sonst nichts Tropenhaftes, denn die Insel ist ungewöhnlich trocken, infolgedessen auch gesund, entbehrt aber jener üppigen Bewaldung, deren sich nassere Inseln erfreuen. Dies war überdies die Trockenzeit — der Winter der Tropen — und so spärlich war das Grün selbst an einzelnen Sträuchern, daß ich eine Kuh Papier fressen sah. Ihre Milch mochte dementsprechend sein. Alles, was wir antrafen, waren Säulenkakteen, Aloen, Scheibenkakteen mit furchtbaren Dornen und einige halb verdorrte Schirmakazien.

Selten bin ich so lange über Hügel und Berge gewandert. Oft trennte ein Drahtzaun ein trostloses Gebiet vom anderen. Manchmal kroch ich auf allen Vieren unten durch, manchmal packte mich Herr G. und warf mich hinüber, was bei der sandigen Beschaffenheit des Bodens möglich war. Ballenkakteen, Akazien und Mangroven waren indessen alles, was wir entdeckten. Mangroven wachsen dicht am Strand, bleiben freudiggrün, blühen rot und lassen den langen, spitzzulaufenden Samen so fallen, daß er sich in den Sand oder Uferschlamm bohrt. Daraus entsteht ein neuer Baum. Die Rinde ist dunkel und so rauh wie ein Reibeisen. Sie dient auch den Eingeborenen einzelner Länder als ein solches. Wunderbare Muschel-, Krabben- und Korallenversteinerungen waren zu finden. Ein ganzer Berg bestand daraus.

Da erspähte ich den ersten Tropikvogel. Er ist ganz schwarz und gelb wie die einstige Kaiserfahne, oder besser orange.

Auf dem Rückweg hatten wir ein Abenteuer. Die sonnedurchglühten Felsen bergen recht gefährliche Schlangen, und Herr G. befahl mir, Ausschau zu halten. Müde, die Arme verbrannt, das Gesicht aufgedunsen, hinkte ich talwärts, als ich einen furchtbaren Schmerz im linken Fuß verspürte und einen Schrei ausstieß. Mein Begleiter schnellte geschwind herum, ich erwartete, eine Sandviper an meinem Bein zu finden, entdeckte indessen einen Tellerkaktus, dessen ungewöhnlich lange braune Dornen mir tief ins Fleisch gedrungen waren.

„Wir müssen die Sache mit einem scharfen Ruck entfernen, sonst bricht irgend eine Spitze, und das Bein wird eitrig," erklärte Herr G., packte meinen Hinterhuf und riß einen Dorn nach dem anderen weg. Wenn ich nicht im Geruch des Heldentums gestanden hätte, würde ich laut gebrüllt haben, so aber biß ich die Zähne zusammen und starrte tapfer ins Nichts.

„Was haben Sie in Curaçao gesehen?“ fragte man auf dem Schiff. Nach langem Kreuzverhör erklärte man einstimmig: „Die Armen haben n i c h t s gesehen, nicht einmal den weltberühmten Curaçao getrunken. Nein, so etwas!“

Wir beide lächelten nur.

Vom Curaçao bekam ich dennoch zu kosten. Sie waren alle gut auf dem „Bologna“.

## P u e r t a  C o l o m b i a.

Es war ein Josephitag und rauh für die Tropen. Wir konnten nicht einfahren, weil der lange Pier ausnahmsweise besetzt war; mehr als drei Dampfer auf einmal fanden nicht Raum. So hüllten wir uns in Decken und beobachteten die zahlreichen Pelikane, die auf dem Sand umherwanderten, und von Zeit zu Zeit tauchten. Der ungeheuer lange Schnabel gab ihnen ein komisch schwerfälliges Aussehen.

Wir waren alle stiller als sonst. Herr G. wollte zu Forschungszwecken den Magdalenenstrom emporziehen, und der deutsche Kaufmann mit seiner Frau beabsichtigte, sich in Medellin oder Bogotà niederzulassen. Er hatte sehr viele deutsche Stahlwaren mit und verkaufte in jedem Hafen etwas an die Eingeborenen, um fremde Valuta einzutauschen. Sein Spanisch war schwach, seine Frau sehr hübsch, sein gesunder Menschenverstand nicht auf Abenteuer eingestellt. Ich habe mich oft gefragt, wie es ihm ergangen sein mag.

Es blieb nur ein Deutscher an Bord — Don Luis, der den Beinamen „der Fresser“ führte, weil er einen so gottgesegneten Appetit hatte und von der ganzen Mannschaft gefüttert wurde. Er mußte fast all die Kriegshungerjahre nachessen. Mein Idealismus stieß sich an seiner Eßlust und seiner Hose; ich nahm es nicht einmal mit genügender Anerkennung auf, als er mir am nächsten Morgen, nachdem ich von Herrn G. Abschied genommen hatte, in einem väterlichen Tone sagte:

„Es ist mir aufgetragen worden, über Sie zu wachen.“

Was wußte er von Pflanzen und Vögeln und von der Art dieser Leute? Wir liefen zusammen über Berg und Tal, und ich knurrte innerlich über mein Einsamsein und ahnte nicht, daß mir ein Schutzengel zur Seite ging, der zu irdischen Zwecken die Flügel daheim gelassen und eine sehr verbrauchte Matrosenhose an hatte.

Puerta Colombia liegt zu Füßen von ziemlich hohen, bewaldeten Bergen, die zur Regenzeit sehr freundlich wirken müssen, nun aber braun und öde den kleinen Ort umschlossen. Die Gassen waren voll Flugsand, die Häuser ebenerdige Holzbauten, die Hütten der Eingeborenen einfach aus Lehm zusammengeworfen und im besten Falle einmal weiß gestrichen.

Holzstangen versperren gitterartig die kleinen Fensterlein, auch die der europäischen Häuschen, deren Holzverschlag an einen Käfig erinnert. Durch diesen Käfig sprechen die Frauen zu den Vorübergehenden. Das Dach ist überall aus Palmenstroh. Die Kirche selbst ähnelt einem luftigen Stall. Die Orgel gibt nur einen Ton bei jeder fünften Taste, die Sakristei ist hinter einem gespannten Leinentuch hinter dem Hochaltar, und auf dem Kirchhof, an die Grabkreuze gebunden, weiden Ziegen.

Wir betrachteten die Hühnerleiter, die zur Kanzel führte und die Kuhglöcklein, die vor der Kirche von einer Querstange baumelten; hierauf nahmen wir Abschied von unseren Freunden, die schon im Zug nach Barranquilla saßen, der wie eine rollende Holzkiste aussah und von halbnackten Eingeborenen umringt war, die Herrn O. Rasiermesser abkauften, sie überall an sich ausprobierten, und die Frau O. sehnsüchtig anglotzten. Ein gelbbrauner Mischling wiederholte wie ein Papagei:

„Die schöne weiße Dame soll nach Medellin fahren, wo es kühler ist; hier wird sie bleich werden . . . .“

Herr G. reichte mir die Hand. Der Zug machte pppppfffffff und Menschen, die ich lieb gewonnen, verschwanden im wachsenden Staube . . . .

Unweit von Puerta Colombia lag die Ortschaft Sabanilla. Einst landeten alle Schiffe dort, doch nun war der Magdalenenstrom so weit vorgedrungen, daß er bis weit hinaus Strand und Meer versandete und man den Hafen verlegt hatte. Kokoswäldchen führten dahin. Wir erfuhren unterwegs — Don Luis hielt tapfer aus — daß man alles Trinkwasser von Barranquilla brachte und teuer bezahlen mußte.

Im Magdalenenstrom und auch im angrenzenden Meer darf nicht gebadet werden. Es wimmelt von Alligatoren.

Obschon die Tropensonne heiß auf alles schien, wurde uns das Herz seltsam schwer. Diese elenden Pfähle, die öde Gebiete, nicht Gärten, umfriedeten; diese schmutzigen Kinder mit geschwollenen Bäuchen; diese dürren braunen Abhänge und vor allem die zahllosen Aasgeier mit ihren breiten, schwarzen Flügeln und braunen Flügelrändern, die alle Straßenreinigung besorgten, und wie hungernd nach menschlichen Resten auf den seichten frischen Gräbern saßen. Langgestreckte, mittelgroße Hunde mit spitzzulaufenden, langen Ohren, schlichen immer scheu hinter jedem Fremden her, und aus den Augen der Eingeborenen brach etwas wie Abneigung oder doch Mißtrauen und etwas . . . .

Ueber dieses Etwas wurde ich mir erst viel später klar.

Fünfzehn Tagreisen stromaufwärts liegt Colombias eigentliche Hauptstadt, das schöne, gesunde Bogotà; aber auch Me-

dellin, fünf Tage Fahrt von Barranquilla, dem Hauptort von Atlantico, ist leichter bewohnbar, als die von Moskitos grausam heimgesuchten Küstenorte.

## Cartagena de las Indias.

Auf der Insel Baru liegt das Fort San José.

Zum ersten Mal empfand ich die Tropenhitze geradezu schmerzlich. Graue Wolken schleppten träge über die niederen Hügel, und eine feuchte, dampfschwangere Schwüle lastete auf diesem „Carthago der Indianer".

Wie überall begrüßte uns zuerst die Columbusstatue; hierauf kam das für Südamerika so bedeutende Denkmal der Dahingemetzelten von 1815 (Befreiungskrieg), die sich gegen die spanische Herrschaft aufgebäumt hatten, die Anlage des neuen Parks, die Wohnung des Erzbischofs, die alte Kirche von Nuestra Señora de Ladrinal und die weite Avenida, die zu den schönen umgärteten Villen der Europäer führt.

Don Luis und ich durchquerten die ausgedehnte Stadt bis zur Popa, dem Hügel, der gleichsam ihren Kern bildet und der teilweise von Sümpfen umgeben ist, in welche die Tvarsläufer beim Nahen von Menschen flüchten. Es sind das Krabben, die nur seitwärts laufen können.

Alle Hütten waren mit Palmenstroh gedeckt, standen offen und erlaubten Einblick. Frauen hatten einen hohen Holzstößel in der Hand und stampften Mais oder Reis; andere zerrieben das Mehl auf einem flachen Lavastein oder kochten Flaschenkürbismus in breiten Tonkrügen. Sie waren stets gern redebereit und erzählten von ihren täglichen Sorgen und spärlichen Freuden. Die Kinder waren hübsch, splitternackt, scheu und hatten auf dem Bauch eine eigentümliche Schwellung, die Don Luis und ich dem Wasser zuschrieben, weshalb wir uns nichts aufwarten ließen. In Wahrheit waren diese apfelgroßen Vorsprünge nichts als vernachlässigte Nabel . . . .

Die besseren Gärten waren voll von Sumacbäumen, den bunten Crotonsträuchern, den Trompetenbäumen und der feurigen Bougainvillia. Unweit des Hafens fanden wir zum ersten Mal die berühmten Elfenbeinnüsse, die von der Taguapalme gewonnen werden und so hart sind, daß man sie nur mit einer Eisenstange oder besonderen Instrumenten aufschlagen kann. Wir füllten uns damit die Taschen.

Kleine, schwarzgestrichene, offene Wägelchen laufen mit einem Geklirre durch die Straßen, als wäre der Verkehr riesengroß, und langohrige Hunde schnuppern nach Abfällen in allen Winkeln. Bei aller Tropenpracht wirkte Cartagena tot. Südamerika erfüllte mich mit einer Schwermut, die ich bei aller

Anstrengung nicht abzuwerfen vermochte. Mir war's, als fiele ich hoffnungslos zurück durch die Jahrhunderte, und etwas von der verborgenen Wildheit, gleich groß in Eroberern und Unterdrückten, beklemmte mich wie eine unsichtbar mir aufgebürdete Last.

Don Luis fühlte nichts davon. Selbst bei dieser Hitze aß er wie ein Löwe nach drei Hungertagen.

## Vor der Limon Bay.

Bis Puerta Colombia hatte die arme deutsche Frau im Hospital gelegen. Nun wurden Kranke und Gesunde auf Deck gebracht, das Schiff geräuchert, das Deck gewaschen, der Rauchfang gescheuert, die Reeling gestrichen, das Messing geputzt, und jedem wurde eingeschärft, so rein und so frisch wie irgend möglich auszusehen, so sehr fürchtet sich jeder Kapitän vor den Amerikanern.

Alle Reisenden wurden klassenweise zusammengefangen und gezählt. Der Arzt, die Zollbeamten, die Polizei kamen uns schon entgegen. Wir wurden von oben bis unten angeschaut, und endlich, wie widerwillig, entlassen. Die Behörden flüsterten miteinander wie bei einem Sterbefall, und ich fing nur ein Wort auf: „Deutsche". Es genügte. Ich wußte, daß unser Schicksal in die Wagschale fiel. Jedenfalls besaß ich das Visum für Panama, das die meisten nicht hatten, und kam mir gesichert vor. Damit und mit dem Paß „König Peters von Gottes Gnaden", den niemand verstand, wahrscheinlich nicht einmal der betreffende König selbst, da einzelne Sachen slowenisch eingeschrieben waren, war ich über alle Polizei erhaben, wenn man mich auch verdächtigen mochte, ein Bolschewist, Anarchist, Idealist oder anderer „Mist" zu sein.

Jemand verlangte unseren Eid, weder in Colombia noch in Venezuela an Land gewesen zu sein. Mein Gewissen, sonst ziemlich stramm, dehnte sich wie ein abgenütztes Strumpfband, und ich vergaß für den Augenblick, jene Länder gesehen zu haben. Don Luis aß eine Sardellensemmel und vergaß auch. Gedächtnisschwäche ist häufig in den Tropen.

Schließlich handelte ich darin wie Wilson bei den vierzehn Punkten: ich dehnte sie aus, bis sie paßten.

## Cristobal Colón.

Cristobal ist die Kanalzonenstadt, gehört den Amerikanern, hat die Gesetze, Sitten und Gebräuche, nur etwas von südlicher Sünde umhaucht, der Vereinigten Staaten. Colón gehört zur Republik von Panama; man spricht Spanisch, man tut, was

man nicht soll, und man lebt in der verderbtesten Stadt der Welt — wenn man der Aussage Erfahrener vertraut.

Ich durchwanderte mit einem Italiener, der mir gelegentlich den Hof machte, die eigenartige Stadt mit ihren Holzschürzen, an Stelle von Hoteltüren, ihren japanischen und chinesischen Läden, den Panamahutverkäufern an den Ecken, den gedeckten Gängen (der erste Stock jedes Holzhauses ruht zur Hälfte auf Pfeilern, und darunter kann man unbehelligt von der Sonnenglut der Tropen oder den furchtbaren Güssen gehen), den Kokoshainen, der Strandpromenade, und traf dort einen Affen (einen echten, nicht menschlichen), der sich sofort in mich verliebte, mich mit seinen felligen Armen umschlang und unbedingt küssen wollte. Darob großer Jubel von seiten meines Begleiters, dem ich eben eine Rede über das Ungesunde und Unappetitliche der europäischen Kußlust gehalten hatte.

Die Friseurläden begeisterten mich. Die Opfer schwitzten so entsetzlich, daß sie nicht sitzen konnten, sondern ausgestreckt auf einer Art Operationsplatte lagen und so eingeseift und rasiert wurden. Japaner in weißen Aermelschürzen besorgten das schnell und schmerzlos.

In einem abgeschlossenen Parke liegen die Häuser der Quarantäne, völlig drahtumsponnen, grau von Farbe, und man merkt ihnen das Ungesunde schon förmlich an. Hierher werden die Pest- oder Choleraverdächtigen gebracht, die Gelbfiebersterbenden und die an Beriberi Erkrankten. Die schönsten Bauten sind die Hospitäler, und so groß war das allgemeine Sterben beim Kanalbau, daß auf jeden Meter Boden im sogenannten französischen Kanal ein Mann zu rechnen war.

Die eigenartigen Gil-Blas-Indianer landeten nur in der Nähe des alten Hafens und brachten ihre Inlandfrüchte zum Verkauf. Weiße dürfen kaum tagsüber auf einige Stunden in ihr Gebiet kommen und müssen vor Sonnenuntergang wieder abfahren. Diese Indianer tragen das Haar offen und lang und haben schwermütige, mandelförmige Augen. Ihre Haut ist rotbraun und manchmal tragen sie Arafedern im Haar oder als Gürtel um die Mitte.

Am Abend entfloh ich dem Italiener — um Liebesgesäusel anzuhören, war ich doch nicht auf Columbuspfaden! — und ging allein nach Colón. Der arme Don Luis durfte sich nicht ans Land rühren, und in gewisser Beziehung versüßte dies meine verbotene Freiheit. Ich war wie ein Seeräuberschiff, das jemand weiß gestrichen: unerkennbar. All das schien mir damals begehrenswert.

Auf dem Heimweg beging ich eine Dummheit. Dumme haben immer Schutzengel. Erst wenn man weise wird, muß man allein aufpassen. Vor mir stand nämlich ein Amerikaner

und lud mich ein, den französischen Kanal in einer Barke hinaufzufahren, mit ihm. Warum? Weil ich rein aussah. Sehr schön. Ich freute mich, gewaschen auszusehen. Wie dumm ich war, sah ich ja leider nicht. Das Verbotene reizte. Er würde mich herumgondeln, wo Deutsche nicht gondeln sollten . . . .

In der schnell dahinschießenden Dampfbarkasse, von der aus man die tausend Lichter der beiden Städte und all den Glanz des Kanals sah, kam die Geschichte so, wie jemand mit mehr Verstand es geahnt hätte, aber weil er ein Weißer war, blieb es beim gütlichen Zureden. Dennoch lernte ich in zehn Minuten, daß man nicht mit einem wildfremden Mann einen wildfremden Kanal hinauffährt. Ihm mein inneres Deutschtum zu verraten, hatte ich zum Schluß indessen nicht den Mut oder die Waghalsigkeit, denn er war ein hoher Hafenbeamter und hätte mir die Durchfahrt durch den Kanal verweigert. Auch wollte ich nicht gern über Bord fliegen — weniger um meinetwillen, als um des Passes halber, der in meiner Ledertasche ruhte.

Ich stieg daher weiser und stiller, doch ohne Schaden wieder aus der Barke aus. Eins hatte ich erfahren: die Deutschen würden unter Bewachung mit dem Zug nach Balboa gebracht werden. Kaum stand ich auf den alten Planken, so suchte ich Don Luis, der auf einer Taurolle schlief. All mein Rufen störte sein Träume nicht, bis ich eine schwere Elfenbeinnuß auf seine Nase niederfallen ließ. Da wachte er auf, und ich sagte ihm, daß man ihn früh am Morgen holen würde. Er traf daher alle Vorbereitungen und war bereit, als die Polizei eintraf.

In der ersten Klasse reiste ein Schweizer, der aus Versehen als Deutscher in die Schiffsliste eingetragen war. All sein Widerstand half nichts, er mußte in Morgenrock und Pantoffeln auf den Zug. In Balboa raste er zu seinem Konsul und beschwerte sich bitterlich. Dieser bemerkte tröstend:

„Jetzt sind Sie einmal hier — was soll ich machen?“

Don Luis aber, der immer ein Auge aufs Praktische gerichtet hatte, begab sich zur Veloceagentur und sagte:

„Auf dem „Bologna“ bekäme ich zu essen. Wer aber füttert mich hier?“

Die Veloce schenkte ihm einen Dollar. Er kaufte um fünf Cents sechs Bananen, von denen er sogar mir eine brachte und war um 95 Cents vollwertiges Geld reicher. Da bedauerte ich beinahe, nicht auch polizeilich befördert worden zu sein, tröstete mich indessen mit dem Gedanken, daß ich immerhin den Kanal gesehen hatte. Eins schwor ich mir feierlich: In Panama wollte ich nie leben, n i e ! Es war zu heiß . . .

Wie kindisch wir Menschen sind!

Am Vorabend hatten wir 2000 Tonnen Kohle in wenigen Stunden geladen. Alles ging völlig maschinenmäßig. Die Kohle kam an hohen Eisengestellen in Ueber-Schiffshöhe angefahren, die Behälter machten von selbst einen Purzelbaum in der Luft, die Kohle fiel herab, ein neuer Behälter entleerte sich und fuhr davon — — bis alles schwarz und alle Kohle verschifft war.

Schon durch die infolge der heftigen Nordstürme immer mehr versandete Limonbucht und besonders durch den fünfzig Meilen langen, oft kaum 41 Fuß tiefen Kanal fahren die Schiffe sehr langsam. Der französische Kanal ist so eng, daß zwei Dampfer gerade aneinander vorbeifahren können. Unendlich dichtes, hellgrünes Unterholz bedeckt die beiden flachen Ufer. Hier wüteten zur Zeit Lesseps' (des Erbauers) zwei besonders gefürchtete, nun schon stark ausgerottete Mückenarten: die Anopheles, deren Biß die Malaria einimpft, und die Stegomyia, die Trägerin des gefürchteten gelben Fiebers. Den Kranken, der am vomito negro, dem schwarzen Erbrechen, wie man das gelbe Fieber in Panama nennt, erkrankt ist, steckt eine Stegomyia nicht länger als drei Tage an, während die tropische Malaria noch nach drei Jahren — auch wenn kein neuer Anfall erfolgte — im Blut auffindbar und auf eine weibliche Anopheles übertragbar bleibt.

Um die Kanalangestellten nach Möglichkeit vor diesen beiden gefährlichen Angreifern zu bewahren, sind sämtliche Häuschen mit einem feinen Drahtnetz umsponnen, und von Zeit zu Zeit wird auf alle Tümpel Petroleum geschüttet und, wo tunlich, Erde zum Austrocknen aufgeworfen.

Nach dem französischen Kanal kamen wir in die Gatunschleusen, wo das Schiff dreimal gehoben wurde, bis es 85 Fuß über dem atlantischen Meere stand. Sich das zu vergegenwärtigen, ist schwer. Sobald das Schiff vor dem ersten Tor steht, wird dieses langsam geöffnet, das Schiff gleitet hinein, das Tor schließt sich wieder und das Tor der zweiten Schleuse wird aufgemacht; dadurch stürzt das dort angesammelte Wasser in die erste Schleuse und hebt das Schiff, bis es die gewünschte Höhe erreicht hat; dann öffnet man wieder ein Tor, und endlich gleitet der Dampfer in den künstlichen Gatunsee, der aus dem Ausfluß des Chagresflusses entstanden ist und aus dem man — als ich durchfuhr — noch die Kronen der überschwemmten Urwaldbäume, wie weißgebleichte Gerippe, hervorragen sah. Hinter dem Gatunsee kommt der Culebra Cut — der entzweigeschnittene Berg — und wieder fährt das Schiff, zwar nicht mehr am elektrischen Gängelband vom Ufer her, wie durch den ersten Kanal, aber immer fast noch ohne Dampf durch diese

enge Schlucht. Vor zwei Tagen war ein Abrutsch erfolgt, und die Baggermaschinen waren in voller Tätigkeit, während der ganze Abhang mit starken Wasserströmen bearbeitet wurde, um das lose Erdreich irgendwie zu festigen. Die Tiefe im Culebra Cut beträgt 49 Fuß.

Durch die Pedro-Miguelschleusen, die uns zum Stillen Ozean herablassen sollten, führten uns neuerdings die beiden elektrischen Wägelchen, nachdem das Schiff den eigenen Willen aufgegeben hatte und wie ein zahmer Hund an der Leine lief; nur kamen wir da in die schon volle Kammer und sanken in die sich leerende hinab. Durch die Miraflores-Schleusen erreichten wir wieder Meereshöhe.

Am Abend fischten wir Don Luis und seine beiden Leidensgefährten bei Balboa auf. An der Naosinsel vorbei glitten wir in den Stillen Ozean hinein. Der Golf von Panama war so still wie ein Inlandsee, und ein wunderbares Meerleuchten empfing uns.

Ich lag in der Kabine mit weit offenen Augen. Das Walroß schlief, die Schönheit von Lima, der alle den Hof machten, flocht ihre Zöpfe und alle anderen träumten. Die Betten hatten sich schon teilweise geleert. War es die Hitze — war es irgend eine Vorahnung — nie wieder fühlte ich mich wie vor dem Panamakanal. Es war mir, als sei ich in ein neues Leben getreten.

## Am Aequator.

Früh am Morgen standen Don Luis und ich an der Reeling und ließen die einzelnen Inseln an uns vorbeiziehen. Vom Festland her wehte ein leichter Duft, der mit tausend Alpenblumen gewürzt schien, und die Spitzen der Cordilleren grüßten zu uns herüber. Feuerspeiende Berge kochten dort wie Riesenkessel, und aus den spitzen Gipfeln stieg der Rauch wie aus Riesenschloten. Vorn aber war alles tiefgrün und überfruchtbar und das Meer selbst so ruhig und warm, daß man das Fahren des „Bologna“ kaum wahrnahm.

Gegen Abend erreichten wir Bahia in der tiefen Caraquezbucht. Nur selten läuft der Dampfer diesen verlassenen Ort an. Die Berge sind ringsumher überdicht bewaldet und die Pracht der Tropen entfaltet sich hier in ungewohnter todbringender Schönheit. Dichte Schichten modernden Laubes, faulender Nüsse, herausgequollener Säfte bedecken den Boden, den man durch das verschlungene, lianenbehangene Unterholz kaum sehen kann; in den hohen Baumkronen schwingen sich Affen, wiegen sich bunte Aras, springen die grauen Ardillos oder Baumratten, schwirren Papageien und uns fremde Vögel, hängen Schlangen in scheinbar lebloser Stellung wie Lianen,

mit denen der Wind spielt, und erst wenn der Baum ganz im Sonnenlicht steht — fünfzig und mehr Fuß von seiner Wurzel entfernt — setzt er seine unbeschreiblich großen und grellfarbigen Blüten an. Nichts blüht auf dem Grunde; alles lacht hoch oben, kaum erkenntlich, im Sonnenlicht, und alles kämpft um diesen günstigen Platz, das Schwächere erstickend.

Die Eingeborenen, Indianer mit breiten Gesichtern und langem struppigen Haar, machen Tontöpfe, sammeln Früchte, bringen Rattankörbchen zum Verkauf und ihre Augen unter den buschigen Brauen sind bald schwermütig, bald lüstern. Die Weißen sehen müde aus und einsam, so einsam . . . .

Wen nicht die Sucht nach schnellem Geld um jeden Preis treibt, der geht nicht in die heimtückischen Gebiete Ecuadors.

In dieser Bucht, die so still scheint wie keine, die ich je geschaut, beglückte mich das schönste Abendrot meines Lebens. Hinter den dicht bewaldeten stillen Hügeln, die einen Halbkreis bildeten, in dem wie ein blauer Stein in grüner Fassung das Meer lag, tauchten leuchtend weiße Wolken wie Wattebauschen auf. Der Rand des Himmels wurde glutrot, das Meer an dieser Stelle schwarzblau, während die Wolken über dem Haupte da rosa, drüben tiefgelb waren, sich zu herrlichen Feuergarben schlossen, die ganze Wölbung in einen Flammensee verwandelten und sich endlich in einem violett gewordenen Meere feurig spiegelten. Allmählich wurde alles verdrängt von einem feenhaften Rosalila, das in Purpurton verrann und schwarzrot endete, und in das der Mond wie eine scharfe Tuschzeichnung segelte.

In ihren Kanus, die aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamm bestanden, näherten sich am folgenden Morgen die Indianer, verkauften Tapotes, eine Frucht wie ein Riesenapfel, mit braungrüner harter Schale, gelbem Fleisch und vier Kernen. Elfenbeinnüsse wurden fieberhaft verladen. Die Strohhütten der Braunen verschwanden endlich auf den blauen Wassern wie Schwämmchen, die davongleiten.

Es war nicht unerträglich heiß, obschon wir einen Grad unter dem Aequator waren. Am Tag vorher um drei hatten wir ihn gekreuzt. Heutzutage gibt es nur auf Segelschiffen noch die Taufe. Auf einem Dampfer merkt man nichts davon.

Insel an Insel glitt an uns vorüber; eine davon ähnelte einem schlafenden Toten. Mitten im Meer fand man auch deutlich die Spuren vieler Flüsse, denn allerlei Hölzer kamen angeschwemmt, sogar Wasserschlangen waren entdeckbar, und das Wasser war viel lichter und glatter an solchen Stellen. Kleine weiße Möwen mit schwarzen Flügelrändern begleiteten uns.

Zur Linken zeigte sich die Insel Santa Clara und zur Rechten die Punainsel, berühmt, weil deren Bewohner einst Pizarro heldenhaften Widerstand geleistet hatten. Zwischen beiden Inseln hindurch fuhr der „Bologna“ mit lautem Getute in den Yambelikanal ein und nahm den Lotsen an Bord. Santa Marta, wo er eingestiegen war, besteht ganz aus Holzbauten, die am Rande die Form von Pfahlhäuschen haben und wie neugierige Kinder ins Wasser hineinwaten. Daneben stehen grellgrüne, kugelförmige Sträucher zwischen Palmen, Bananen und vereinzelten Maispflanzungen.

Um zwölf Uhr mittags fuhren wir in den Guayas ein. Er kommt aus den Tiefen von Ecuador und kennt die Gewässer, die von den berühmten Bergen der Cordilleren hinabfließen. Unzählige Baumstämme mit fremden Schlinggewächsen trieb er meerwärts an uns vorbei, aber auch allerlei Aas, Alligatoren und Fische, die sonderbar bunt und flach wirkten. Kleine nackte Jungen saßen auf treibenden Hölzern und ruderten mit den Füßen, unbekümmert um alles, was sich da im Strom an Schlangen, Alligatoren und Abfall versammelte. Der Guayas war hier noch fünfhundert Meter breit und die flachen Ufer derart dicht bewaldet, daß man unmöglich eine einzige Lichtung entdecken konnte. Bananen sollten in solcher Fülle reifen, daß man sie wegschenkte, nur um sie los zu werden. Alle Bäume strebten in die Höhe, die rückwärts gelegenen um so stärker, so daß die Ufer ein aufsteigendes Bild boten wie Sitze in einer Arena. Die Vögel und Affen waren in diesem Fall die Handelnden.

Von Zeit zu Zeit tauchten strohgedeckte Pfahlbauten aus dem Grün, und je näher wir der wichtigen Hafenstadt Ecuadors kamen, desto mehr ahnte man die Gegenwart von mächtigen Naturkräften. Hinter Riobamba dampften die Berge, zitterte der Boden, stürzten die mächtigen Wasser der Schneemassen in das ewig feuchte, gummi- und goldreiche Tropengebiet. Männer von eiserner Tatkraft wühlten da im Urwaldschlamm und suchten nach Gold, Kautschuk, Pflanzenmilch, Chinarinde und anderen wertvollen Dingen. Wenn sie nicht von den Eingeborenen heimtückisch ermordet und von der Regierung übervorteilt, falsch angeklagt oder ausgewiesen worden waren, wenn sie nicht durch Schlangenbiß, wilde Tiere oder durch Pflanzengift den Tod gefunden hatten, und nicht an Beri-Beri — das den anfällt, der oft im Urwaldschlamm steht — Cholera, Pest oder einer anderen Tropenkrankheit gestorben waren, so kehrten sie in wenigen Jahren steinreich in ihre Heimat zurück. Wer aber wagte so viel? Höchstens ein Verzweifelter. Männer hinter Riobamba sind verzweifelte Männer . . . .

Gegen drei Uhr näherten wir uns Guayaquil, und große Zettel warnten uns alle, nicht das Schiff zu verlassen, weil die Pest, Cholera, Ruhr, das Beri-Beri, gelbe Fieber und der Aussatz chronisch in dieser ungesunden, unreinen Stadt wüteten und das Schiff in Quarantäne müßte. Eine gute Meile im Fluß warf der „Bologna“ Anker, und selbst da waren wir noch nicht sicher, von Mückenstichen verschont zu bleiben. Jeder Stich aber konnte uns Malaria, das gelbe Fieber oder sonst ein Uebel schlimmster Art einimpfen. Auch herrschte der Aussatz unter den ärmeren Leuten vor, so daß es nicht wünschenswert war, die geringste Sache käuflich zu erwerben. Niemand aus den Booten wurde aufs Schiff gelassen.

Etwas von der Tragik eines neuen Lebensaufbaus streifte uns hier. Die drei Deutschen waren doch kräftige, bemittelte Menschen gewesen, nur der Peruaner und sein Weib arme Schlucker, aber in Guayaquil ahnte man, daß die, die hier landeten, einen verzweifelten Kampf aufnahmen. Da war der stämmige Zuckerbäcker, Goldsucher und Abenteurer, der auf Jahre im Gebiet des Chimborazo verschwinden wollte; der Kaufmann aus Firenze, der hier etwas anzufangen beschlossen hatte, und besonders das junge Ehepaar, das der allgemeine Gesprächsstoff war, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß der vorige, verschmähte Geliebte der Schönen unter den Auswanderern mitgekommen war. Die beiden Eheleute, sie in spitzenbesetzten Hemdhöschen und mit Lockendrehern, verwöhnt, zart von Gesundheit, lebensunklug, sehr kokett, er zu jung, um praktisch zu scheinen, wollten von hier aus ein Segelschiff nehmen, das sie in vierzehn Tagen nach den verlassensten Inseln der weiten Südsee bringen sollte — nach den geradezu verwunschenen, ziemlich unfruchtbaren, von keinem Dampfer besuchten Galapagos, auf denen sie — die junge gefallsüchtige Frau — jahrelang niemand sehen würde. Er dachte an Perlenfang und Ausbeutung eines Minerals, und beide wußten zusammen nichts über die Inseln, als daß sie bestanden und einige Landsleute einmal dahingegangen und nicht wiedergekehrt waren. Was ich über die Inseln sage, wußte auch ich erst nach Jahren, als ich selber — ein einsames Wesen — durch die schier unbegrenzte Südsee fuhr . . . .

Die Guayaquiler hatten wie alle Mischlinge besserer Klasse in den Tropen Südamerikas eine ungesunde dunkelgelbe Gesichtsfarbe, flackernde, oft ausweichende Augen und einen sinnlichen Zug um den Mund. Die Bügelfalte war stets tadellos und war auch das einzig Vollkommene an ihnen. Hochmütig trabten sie über das Deck hin. Die eigentlichen Ecuadorianer waren reines Vollblut, sehr häßlich, breitknochig, finster, dick. Sie boten uns die Baumratten, die ganz grau sind und weiße

Punkte an den langen Haarenden haben, Ardillos genannt, allerlei Papageien und auch schon Pumafelle an. Obst gab es in Uebermengen, wurde aber der Ansteckung wegen nicht oder höchstens verstohlen erstanden.

Die Braut in einem schwarzen Seidenkleid, spitzenbehängt und mit rosa Schleifen, nahm von uns allen Abschied und kletterte ins Boot. Sie hätte beinahe jeder Gesellschaftsklasse angehören können, — besonders so lange sie schwieg; beim Manne sah man sofort, wohin er gehörte. Ich habe das unterwegs immer wieder beobachtet. Die Frau geht; wie der Mann hinzutritt, sagt man sofort: „Aha!“

Es gingen auch die anderen Reisenden vom Schiff, sie durften aber nicht wieder zurückkehren. Wer den „Bologna“ verlassen hatte, der blieb in Ecuador. Fragliches Glück!

## Guayaquil.

Vom Schiff aus konnte man ganz gut die winkeligen Straßen, die, wie von einem Irrsinnigen angelegt, hinab- und hinaufgingen, und mehr Katzenköpfe als Menschen hatten, beobachten. Wagen schwankten wie im Sturm, und Indianer kauerten überall, wo sie nicht hingehörten: auf fremden Türschwellen, auf fremden Körben, auf den reichlich aufgestapelten Säcken der Veloce.

Hinter der Stadt, schon auf dem ersten Hügel, war der Wasserbehälter, damit — wenn bei Erdbeben ein Feuer drohte — die Wassermengen herabstürzen und Guayaquil überschwemmen konnten. Der Rauch ferner Feuerberge verdunkelte nicht selten den Ort auf Stunden; Aschenregen war häufig.

Ich saß mit Don Luis auf dem äußersten Bug des Schiffes. Es war eine glühend heiße Nacht. Nach und nach verschwanden alle Frauen, denn die Mückenplage nahm zu, und ein heißer, drückender Wind wimmerte im Takelwerk. Das Schnarren und Knattern der Kräne, das Heulen der Ladenden erhöhten noch das Unangenehme der Stunde. Unser Gespräch schlief ein. Vielleicht schnarchte sogar Don Luis ein wenig. Wenn ja, so schnarchte er nicht lange, denn ein gewaltiger Tropenguß rasselte ohne Warnung auf uns nieder. Don Luis äußerte einige Kraftausdrücke aus der Zeit der Kriegsmarine, und ich sprang die Treppe in das Inferno hinab.

Im Schlafsaal brannte das Licht — wie immer. Vollständige Stille herrschte. Die Frauen lagen wie tot auf den Betten, hatten alle, selbst die letzte Bekleidung abgestreift und waren Schweißtümpel, die schwer atmeten, ohne sonst auch nur einen Finger zu rühren. Ich kletterte ins Bett, warf das Kleid ab und zog einen leichten Kimono über. Es ist mir zur Gewohn-

heit geworden, unter allen Umständen irgend etwas anzuhaben, das es mir gestattet, unter Menschen zu gehen. Man kann im Leben nie wissen . . . .

An ein Schlafen war nicht zu denken. Im engen Raum mochten wir fünfzig Grad Celsius haben. Grüne Stechmücken, sehr groß, sehr schön, sehr surrend, sehr bissig, flogen über uns hin und nippten da und dort. Die menschlichen Tümpel rochen.

Auf einmal vernahm ich ein im Schlafraum verbotenes Geräusch. Jemand küßte! Wer war der Verwegene? Und warum machte er, wenn er schon das Gebot der Menschen und der Götter brach, solch einen Heidenlärm? Ich setzte mich auf.

Mein Bett war wie der Chimborazo — erhaben über die geringeren Gipfel. Nur das Walroß versperrte mir einige Aussicht. Indessen vermochte ich, selbst knieend, nichts zu entdecken.

Noch einmal ein schußartiger Schnalzer! Das war ja empörend! Die Schönheit von Lima, im Rest eines Hemdchens, setzte sich auf. Wir sahen uns an. Haarsträubend! Ein Geist konnte es nicht sein, und unsere irdischen Augen sahen nichts als Leere.

Da spähte ich zufällig über das Walroß hinweg zum Fenster, und in der Oeffnung, sie ausfüllend, bemerkte ich das häßlichste Gesicht, das mich je entsetzt hatte. Eine braune Fratze, umrandet von wulstigem, ungekämmtem, schwarzem Haar, ein Mund, der von Ohr zu Ohr reichte und ein wahres Alligatorengebiß enthielt, eine Nase wie ein vertretener Männerpantoffel, vorstehende Backenknochen in rotbraunen Hängebacken, und in all dieser unangenehmen Fleischmasse zwei schwarze Augen gierglänzend, wie die eines hungrigen Pumas. Und diese Mareritterscheinung sagte mir in scharfklingendem Spanisch:

„Ich liebe dich!“ und nach einer kurzen Pause, die nackten Frauen betrachtend — „ich liebe euch alle!“

Eine derart schmeichelhafte Aeußerung behält man nicht neidisch für sich. Ich weckte die anderen, um sie an dem Glücke teilnehmen zu lassen. Im zweiten und dritten Fensterloch zeigten sich weitere Verehrer, alle von ebenso blendendem Liebreiz. Da ich nicht schlafen konnte, war ich ganz zufrieden, mir den Spaß anzuschauen und anzuhören, denn meine Geschlechtsgenossinnen waren — als Evas überrascht — ein wenig krustig.

Je glühender die Liebesbeteuerungen wurden, desto krustiger wurden die Angebeteten. „Aequatorialaffe, Affensohn“, und ähnliche Bezeichnungen wurden laut und alles, was an Abfall zu finden war, wurde den Belagerern ins Gesicht geworfen. Selbst das Walroß beteiligte sich am allgemeinen Gefecht. Als aber die Angreifer faule Orangen auf uns zu werfen

begannen und die Geschosse vorwiegend auf mir landeten, hatte ich vom Scherz genug und ließ den ersten Offizier verständigen. Er kam und ließ unsere Luken zuschrauben und die Türe sperren. Kein Auflehnen half. Mit den Leuten einen Kampf zu beginnen, hätte der Schiffsgesellschaft geschadet, und man wußte nie, wann die Indianer, die sich auf Leichtern ohne Mühe bis ans Schiff ziehen lassen konnten, etwa über Bord klettern und uns vergewaltigen oder entführen würden.

Und selbst diese ernste Mahnung ging unbeachtet — bis auf den gehabten Spaß — an mir vorüber. Die ganze Nacht schmorten wir im eigenen Fett, und am Morgen stiegen wir, mehr tot als lebend, aufs Deck. So heiß ist mir nie früher und selten einmal später gewesen . . . .

Kaum hatten wir das Frühstücksbrötchen verspeist, so kam der junge Italiener, der in Guayaquil ein neues Leben beginnen wollte, und erzählte uns ganz verstört, wie verwahrlost der Ort, wie rauh die Menschen, wie undankbar das Land ist.... Er nahm von jedem Taupfeiler des „Bologna“ Abschied, und ich weiß nicht, ob er unseren Weggang lange überlebt hat. Nur wer ganz rücksichtslos ist, kommt in den Ländern der Mischlinge fort.

Um halbzwei verließen wir Guayaquil, und mir war's, als stünde auf dem vernachlässigten Marktplatz, der bis zum Ufer reichte, eine zarte Gestalt in einem schwarzen Seidenkleide. Genau wie damals die Peruanerin. Sie winkte und winkte.

Schnell trieben wir stromabwärts. Ich blieb vorn am Bug und empfand ein leichtes Frösteln. Es war sehr schön, die Welt zu umsegeln, aber ganz das Gegenteil, an einsamer Küste ein neues Leben aufzubauen. Und in einer Woche würde auch ich so stehen und viel aufbauen müssen, ehe ich weiter durfte, denn ich allein ahnte, w i e wenig Geld mir geblieben war.

„Was schütteln Sie sich wie ein Alligator, der aus Versehen eine Flasche Rizinus verschluckt hat?“ fragte Don Luis.

„Es bläst kühl über uns hin“, erwiderte ich zusammenschauernd.

„Ja, ja — kein Wunder, denn es bläst vom Südpol her,“ behauptete er und hüstelte.

So etwas einige Grade unter dem Aequator! Ich folgte dem Schutzengel zur Abfütterung.

## D e r g r ü n e S t r a h l.

Am Abend sagte Don Luis:

„Schauen Sie durch dieses Fernglas und sagen Sie mir, w a s Sie sehen!“

Ich tat, wie geheißen. Es war ein wunderbarer Tropenabend, der Horizont ganz klar, der Himmel zu Häupten leicht

bewölkt. Langsam sank der rote Sonnenball, berührte das Wasser, verschwand.

Aber ehe die Sonne ganz und gar verschwunden war, zeigte sich eine unbeschreiblich schöne smaragdgrüne Halbscheibe — ein grüner Strahl, der unvergeßlich blieb.

„Sahen Sie ihn?“ forschte Don Luis, zum erstenmal ergriffen.

Ich nickte.

„Es war der grüne Strahl — etwas, das man nur in der Wüste oder auf sehr ruhigem weiten Meer schauen kann. Man sagt, daß der sich nie über seine echten Herzensgefühle täuscht, der den grünen Strahl gesehen hat.“

Im nächsten Augenblick schon war es dunkel, und der Mond ging auf. Es gibt keinen Uebergang in den Tropen.

Weiter und weiter dem Süden zu dampfte der „Bologna“. In Callao stiegen die meisten der noch vorhandenen Reisenden aus. Dann . . . .

## Lima, in Peru.

Vor dem Hafenbecken von Callao lag eine kleine, kahle Insel, — die Quarantäne. Auf den hellblauen, sonnegeküßten Wassern ruhten Millionen von Seevögeln. Ich habe weder früher noch später eine derartige Menge erblickt. Sie verdunkelten die Sonne, wenn sie aufflogen, sie punktierten das Meer, sie flimmerten vor den Augen. Das waren die Vögel, die auf den einsamen Felsen der Küste den kostbaren Guano ablagerten.

Unser Schiff hielt sehr weit ab vom Hafen, und wir fuhren in einem kleinen Boot ans Land. Eine Weile waren wir der Schrecken der Geldwechsler, weil wir versuchten, Lire und anderes entwertetes Geld günstig einzutauschen, dann brachten wir mit englischem Gelde einen unbedeutenden Betrag zusammen — groß kann er nicht gewesen sein, nachdem wir im Kaffeehaus kein Trinkgeld zu geben vermochten — und fuhren nach Lima, der Hauptstadt Perus, einst die Stadt der Könige und eine halbe Stunde von Callao gelegen.

Die Berge schichteten sich in sieben Lagen hintereinander. Es war ein wundersamer Anblick. Ueber sie hinweg führte der Weg nach den Bergwerken von Cerro del Pasco, wo Hängebrücken die grausigsten Schluchten übergingen und ein Tunnel in den anderen lief, bis man zum ewigen Schnee gelangte. Am Wegrand wuchs Alfalfa und obschon es um Lima nie regnet, sondern nur zur Winterszeit ein unglaublich dichter Nebel fällt, stand der Mais schön und schon fast vor der Reife. Die rundblättrigen chilenischen Weiden wechselten mit den hochstämmigen, buschigen peruanischen ab.

Lima selbst ist eine Stadt in spanischem Stil mit einer großen Domkirche, aus der nun eben — es war Karfreitag — alle Würdenträger in langer Prozession aus den Toren traten. Sie hatten goldschimmernde Helme mit rotem, weißem und seltener mit blauem Federbusch und sehr reiche, strahlende Uniformen. Bei ihrem Erscheinen begannen vier Musikkapellen, jede etwas anderes, in ihrer Ecke der Plaza de Armas zu spielen, und die Menge jubelte. In feierlichem Zuge trug man Christum zu Grabe. Alle Frauen trugen schwarze Mantillen und ihre braungelben Gesichter, umrandet von dem schwarzen Tuch, sahen unglaublich häßlich aus — sie wirkten wie Totenschädel. Von den berühmten Limaschönheiten bemerkten wir nicht eine. Wenn die etwas helleren Gesichter gar gepudert waren, wurden sie zu abscheulichen Fratzen.

Die Häuser Limas sind vorwiegend einstöckig, und überall findet man die sonderbaren Fensterkäfige, die den Insassen das Licht und den Vorbeigehenden den Eintritt nehmen. Alle Frauen müssen hinter solchen Gittern sitzen. Wie notwendig dies ist, erfuhr ich erst viel später.

Ich wanderte mit Don Luis durch ganz Lima, als ob wir bezahlt wären, über die Rimacbrücke zum Cerro San Cristobal und zu jenem Stadtviertel, in dem die Arena liegt. Hier lagen seltsamerweise auch die Klöster. Eine lange Allee begrenzte sie.

In den Geschäften entdeckten wir kleine, geschnitzte Kalabassen, in denen der Mate oder Paraguaytee zubereitet wird; in der geräumigen Markthalle lagen die großen roten Chilepfeffer, die violettbraunen Eierpflaumen, Blasebälge aus Stroh, niedere Tonkrüge, Butter in Maisstroh, allerlei Tropenobst und nette Körbchen durcheinander, und auf alle Fragen wurde uns bereitwilligst Auskunft gegeben. Im Tiergarten sah ich den peruanischen Bären — ganz schwarz und nur um die Ohren gelb gestreift — den Kondor und viele Gürteltiere.

Auf dem „Bologna“ war unter den Reisenden zweiter Klasse ein Agent einer Textilfirma gewesen, der sich mir oft in unliebsamer, später in belustigender Art genähert hatte, weil er sich offenbar einbildete, ich müsse auf Abenteuer, nicht nach Wissen, unterwegs sein, und wie oft ich ihn auch angeblasen, lud er mich dennoch am Tage vor unserer Ankunft in Lima ein, drei Wochen auf seine Kosten in Lima zu verbringen. Nun sagte Don Luis, der entweder wissen wollte, aus welchem Holz ich war oder der seiner Jugend wegen tatsächlich naiv geblieben, ich möge diese Einladung doch annehmen. Ich wurde stachelig wie ein Tropenigel und fragte ihn, ob er schon jemand begegnet wäre, der etwas um nichts zu geben bereit gewesen. Wir hatten beinahe einen Wortwechsel, als er mich aufforderte, den Herrn aufzusuchen, denn die Anschrift seiner Wohnung

hatte er uns beim Abschied gegeben. In drei Wochen wollte er nach Chile weiter, in acht Wochen über Argentinien und Brasilien heim.

Ich weigerte mich, mit diesem „bösen Menschen“ etwas zu tun zu haben, betrachtete ihn als Ausbund des Zügellosen und wanderte stolz an dem genannten Hause vorbei. Don Luis sagte nichts. Wenn er weise gewesen ist, hat er sich wohl gedacht: „Du wirst noch anders urteilen.“

Auf dem „Bologna“ hatte er ein schönes junges Mädchen verehrt, das von seinem greisen und etwas weichbeinigen Vormund nach Chile begleitet wurde, um an einen reichen, aber sehr bejahrten Mann verheiratet zu werden. Das hinderte seine Schutzbefohlene natürlich nicht, das freie Leben noch recht zu genießen, und ich selbst beobachtete mit großer Belustigung, wie Herr L. und die „rote Dame“, wie wir sie nannten, immer hinter einer Kiste, einer Kajüte, einer Leiter verschwanden, sich küßten und versteckten, während der kurzsichtige alte Herr — die Brille auf der Nase — verzweifelt nach den beiden Sündern suchte. Da ich stets neben Don Luis, der ebenfalls schrieb, meine Aufzeichnungen machte oder etwas las, meinte der alte Herr, daß seine Nichte ebenso ruhig sitzen sollte, und warf von Zeit zu Zeit ganz wehmütige Blicke auf mich. Heute nun war die rote Dame um ihren Verehrer und ich um meinen Plagegeist gekommen . . . .

Don Luis war ein richtiges Kind. Als es gegen Abend ging, bettelte er, in ein Lichtspielhaus zu gehen. Ich hatte wahnsinnige Kopfschmerzen und mag Lichtspielhäuser bei bester Gesundheit nicht, doch wollte ich nicht unfreundlich erscheinen, und so wohnten wir dem Leiden und Sterben Christi bei. So oft die bösen Menschen kamen, pfiffen, schrien, trampelten die Zuschauer, und, was uns beiden so viel Spaß machte, war diese erregte Menge, die alles miterlebte und in ihrer Uebertreibung wie wild war.

Sehr ernüchtert aber waren wir, als wir eine halbe Stunde später in Callao am Strand standen und vergeblich nach irgend einem Boote Ausschau hielten. Kein Mann, kein Boot und unser Schiff zwei Meilen vom Ufer. Wer konnte sagen, ob sich der Kapitän nicht doch entschlossen hätte, schon bei Tagesanbruch abzudampfen?

Als wir uns schon halb entschieden hatten, in einem Strandboot zu übernachten, was weder weich noch warm zu werden versprach, näherte sich ein Mann, der uns hinzurudern versprach. Zuerst verlor er ein Ruder, dann kam er nicht vom Fleck, hierauf stieß uns die Strömung gegen ein Riff, ferner entgingen wir um ein Haar einer Schiffsschraube, da eben ein

Dampfer abfuhr, als wir uns dem Orte näherten, und Don Luis wünschte nichts in Stoßseufzern als:

„Dich sollte man bei der deutschen Kriegsmarine haben!!“

Wir zahlten dem Wicht die versprochenen zwei Soles (einen Dollar) und Don Luis stürzte sich auf die Schüssel Sardinen und Salat, die ein Matrose für ihn versteckt hatte. Ich begab mich sofort zu Bett. Plötzlich hatte ich Angst vor der Zukunft.

## Vor Mollendo.

Der Mond — ein kalter Mond — glotzte hinter dem Rauchfang hervor. Ein kalter Wind, der erste Bote des kommenden Winters der südlichen Halbkugel, blies von Kap Horn herauf. Wie Einsamkeit lag es in der Luft, und die hohen Wellen schaukelten den „Bologna“ so sehr, daß ich der Seekrankheit näher rückte als damals im Sturm des Atlantiks. Don Enrique, der Kellner der Zweiten, der mir in letzter Zeit die Speisen auf ordentlichen Tellern gegeben hatte, was mich von meiner zerstobenen Bande trennte, gab mir Nüsse und Ratschläge, der Infermiere eine Orange und einen Apfel und viele gute Wünsche. Ich klagte über die Mücken von Guayaquil und er sagte mit Nachdruck:

„Gott gebe, daß Sie nie ärgere Mücken finden! Hüten Sie sich vor den zweibeinigen Insekten!“

Ich nickte und dankte. Das war die einzige Warnung, die mir jemand zuteil werden ließ.

Zu Don Luis frohlockte ich:

„Endlich werde ich diesen übelriechenden Kasten los sein und mich wieder in einem Bett ausstrecken dürfen — etwas, das mir 45 Tage lang unmöglich gewesen ist.“

Der junge Mann meinte ganz ernst:

„Vielleicht werden Sie vor Ablauf einer Woche schon wünschen, im engen Bett des „Bologna“ liegen zu dürfen.“

Ich aber träumte von den Altertümern der Inkas, den Wundern vom Titicaca, den Schönheiten der hohen Anden und lächelte überlegen.

Im offenen Kanu, einen Indianer vorn, einen hinten wollte ich den Ucayali hinunterfahren, mit einem Puma als Strandbegleiter und einer Schlange in den Baumwipfeln als Begleiterin. Nichts schreckte mich. Niemand fiel es ein, mich aufzuklären. Heute glaube ich, daß mein Mut nicht nur mich, sondern selbst weisere Menschen über meine Zukunft hinwegtäuschte . . . .

Den ganzen Ostersonntag hatten wir einzig die braune, unwirtliche Küste mit den steil ansteigenden Bergen gesehen, am Ostermontag früh um acht Uhr warf der „Bologna“ Anker vor

Mollendo. Ich hatte schon einige gottverlassene Häfen besucht, aber dies war der gottverlassenste. Das Fischerdorf Mollendo thronte hoch oben auf einer steilabfallenden Klippe, und rund herum sah man nichts als kahle, rotbraune Berge mit vereinzelten weißen Stellen — den Nitratfeldern. Da es nie regnete, sammelten sich diese Salze und bildeten gletscherähnliche glitzernde Flächen. Diese und der stellenweise ganz weiße Sand erhöhten den Eindruck des Trostlosen. Der Wellengang war so furchtbar, daß die sehr geräumige Barke wie eine Nußschale tanzte und man die Reisenden hineinwerfen mußte. Schreiende Träger überschwemmten das Schiff und feilschten um den Landungspreis. Wie die Wilden rissen sie sich um mein bescheidenes Gepäck. Ich nahm Abschied vom Capitano d'arme, vom Infermiere, von Don Enrique. Zwei Reisende nach Bolivien stiegen ebenfalls aus. Oben an der Reeling stand Don Luis und winkte, winkte . . . .

Nie wieder auf der ganzen Welt habe ich das Meer zu Schlagsahne gepeitscht gesehen — dick und gelb — wie vor Mollendo. Die Brandung warf sich wütend gegen die braunen Felsen, der Große Ozean ließ seine verhaltene Wut an dieser Küste aus, die erregten Wellen von Kap Horn her beruhigten sich erst vor Callao. Drohend schrien die Möwen.

In die Barke wurde ein Ding, halb Stuhl, halb Korb, herabgeleiert. Mein Koffer war schon glücklich oben auf den Klippen, meine Erika vertraute ich niemandem an. Sie war in meinem Reiseplaid verborgen, weil auf Maschinen ein hoher Zoll zu entrichten war, den man nie wieder zurückerhielt. Nun hielt ich das kostbare Bündel in der Rechten, die Tasche und die Korbseile in der Linken, als ich, schwupps, in die Höhe sauste, eine Halbdrehung in der Luft beschrieb und kopfabwärts den Klippen zusteuerte. Mit einem erleichterten Aufseufzer wurde ich aus dem Korb gezogen.

Vor mir stand die Zoll- und Paßbehörde. Die wenigen Reisenden hielten ihre Pässe in der Hand und machten unglückliche Gesichter. Ich fischte meinen Paß aus der Tasche, als mir der nächste Beamte mit einer Verbeugung erklärte:

„Bei Damen nicht nötig!“

Aha, hier begann mein Frauenwert! Ich wuchs zwei Zoll in die Höhe. Der Zollbeamte erkundigte sich nach dem Inhalt meines Gepäcks, und die zwei Zoll Länge schwanden. Ich öffnete den Koffer.

„Und das ist Ihr Bett?“

Ich nickte. Mein Herz zitterte um die verborgene Erika.

„Gehen Sie!“

Ich gab meinen Koffer einer Strandhyäne und trug meine geliebte Maschine sorgfältig selbst. Keine rauhe Hand sollte die Erika berühren.

Ich hatte Glück. Der Andenzug, der nur zweimal wöchentlich fuhr, sollte um elf Uhr abgehen. Stolz schob ich am Schalter mein Geldstück dem Beamten entgegen. Er gab mir die Karte und einige Silbermünzen. Als ich auf dem noch einsamen Bahnsteig stand und die Kofferhyäne verabschiedete — einen unheimlichen Menschen mit Zähnen wie ein greiser Hai — näherte sich mir das sonderbarste Wesen, das ich bis dahin getroffen. Es trug Frauenkleidung, hatte indessen einen kurzen schütteren Bart, eine schwarze Warze auf der Nase und ein scharfes, dennoch verkürzt wirkendes Kinn. Ein vorsintflutlicher Hut saß auf dem Kopf, und eine Mantilla hing um die Schultern. Zwei kleine braune Jungen mit Zuckerrohrbündeln flankierten das Wunder.

„Wohin reisen Sie?“ fragte es.

„Nach Cuzco; heute nur nach Arequipa.“

„Ich bin ebenfalls aus Cuzco; eine Schneiderin. Wieviel zahlten Sie für die Karte?“

Ich zeigte, was mir geblieben.

„Und Sie sind eine Deutsche? Meine Landsmännin?“ (Sie sah nach jedem anderen Volke eher aus.)

Ich bejahte zögernd. Ihr Bart flößte mir ein gewisses Grauen ein. Ihr Geschlecht, wie ihre Staatsangehörigkeit, mußten auf guten Glauben hingenommen werden.

„Er hat Sie betrogen! Geben Sie mir Karte und Geld!“

Sie steuerte auf den Schalter zu und entriß dem Manne ein kleineres Goldstück, wetterte, tobte.

„Er behauptet, sich geirrt zu haben,“ erklärte sie pustend. „Diese Männer! Ich aber werde Sie beschützen, denn wir sind Landsleute.“

Auf Grund dieses Bandes zwischen uns überließ ich ihr — nicht mit zu viel Vertrauen — meinen Koffer und die Erika zur Bewachung und durchwanderte Mollendo, ein Gefüge von Holzbauten, die braun wie die Berge und der heiße Sand und ablehnend wie die Brandung dieser Küste scheinen. Eine trockene lähmende Hitze entströmt dem Erdreich ringsumher. Die Leute betrachten einen mit eigentümlich gierigen Blicken, in denen ein Bodensatz von Mißtrauen lauert.

Von dem höchsten Punkt des Ortes schaute ich zum letzten Mal auf den fernen „Bologna“. Niemand war der teuren Landungskosten halber ans Land gefahren. Das große Schiff war der einzige Fleck auf den unendlichen Wassern. Sie trugen es weiter dem Süden zu. Erst heute begann meine Columbusfahrt, denn erst heute war ich allein, auf mich selbst angewiesen.

Ich mußte mein Bestes tun — heute und allzeit.

Vielleicht lief in diesem Augenblick das bärtige Unding der hohen Anden mit meiner Erika davon. Unerträglicher Gedanke! Ich flog dem Bahnhof zu.

## Den hohen Anden zu.

Der Zug hatte nur erste und zweite Klasse; ich gehörte zum Abschaum ohne Geld. Indianer mit Riesenbündeln — Bettzeug, Läuse und Kinder enthaltend — kletterten in den langen Wagen, der vier Längsreihen von Sitzen, zwei unter den Fenstern, zwei in der Mitte mit sich treffenden Lehnen hatte, und verstauten ihre Habseligkeiten (Hühner, Körbe, kleine Kinder, Hunde unter, Obst, Bündel und größere Kinder auf den Bänken) so gut es ging. Die Männer trugen den Poncho — ein wollenes Tuch, das ein Loch zum Durchstecken des Kopfes hat — die Frauen kurze Blusen, die oft Einblick zu fraglichen Reizen gestatteten und sehr faltige, glockenartige Röcke aus dunkelrotem Tuch oder buntem Kattun. Die Kinder trugen ihr Geburtshemd und irgend einen Lumpen darüber. Hungrig waren sie alle, selbst die Hühner und die Hunde, die in gewissen Zwischenräumen, vereint mit den Kindern, die Beschaffenheit meiner Beine unter der Bank untersuchten. Neben mir saß die Schneiderin von Cuzco mit ihren beiden Enkelkindern, die selbst für mein ungeübtes Auge braun wie Nüsse und erwiesene Mischlinge waren (nicht meinem seligen Landsmann zuzuschreiben!) und von denen sie immer behauptete, sie wären durch die Tropensonne von Mollendo so braun geworden....

Weiß zu sein in einem Lande, in dem alle von Zitrone zu Roßkastanie schattierten, ist ein unbezahlbarer Vorteil. Ich frohlockte, ihn zu besitzen. Wie ein Dollar unter österreichischen Nachkriegskronen kam ich mir vor. Gans!

Die Steigung war ununterbrochen. Die braunen Berge, die weißen Felder rückten heran. Man mußte die Augen zukneifen, um nicht etwas von dem feinen Sand hinein zu bekommen und zu erkranken. Die Brandung toste noch eine Weile weiter und verstummte hinter uns. Die Reisenden zogen überall Zuckerrohr zum Kauen hervor. Sie bissen mit Geduld an den zähen Stengeln und spien den breiigen Rest mit viel Geschick über meinen Kopf hinweg zum Fenster hinaus. Wie Mückenschwärme sausten diese gekauten Stücke durch die Luft. Ich selbst mußte eine Weile mitkauen. Wenn in Rom, tu' wie die Römer ....

Der Flugsand bildete Dünen, die an Gräber erinnerten. Nichts als Gestein und Sonnenglut, bis man das fruchtbare, oasenartige Gebiet hinter Cachendo erreichte. Hier gediehen

allerlei Tropenfrüchte, und Verkäuferinnen kletterten mit schönen länglichen Körben durch den Zug und traten auf ein halbes Dutzend Füße, ehe sie wieder beim Abschiedspfiff aus dem schon fahrenden Zug sprangen.

In La Joya konnte man das Mittagsmahl halten — Picante. Alte Indianerinnen saßen auf dem Erdboden neben Riesentontöpfen und schöpften, die belebten Zöpfe schüttelnd, mit einem Blechlöffel Reis und zerstampften Pfeffer aller Arten auf Blechteller. Jede Portion kostete 10 Centavos, und hatte die Alte zufällig zu viel gegeben, so warf sie den Ueberfluß mit der braunen Hand in den Topf zurück. Für unbegehrte Lausdraufgaben war nicht mehr zu zahlen.

Die Höflichkeit der hohen Anden befiehlt Gastfreundschaft gegen den Fremden. Man soll den größten Leckerbissen vom eigenen Teller mit der eigenen Gabel oder dem Löffel dem Gast in den Mund schieben. Ich fand mich als Gegenstand weitherzigen Wohlwollens im Zug. Meine Forscherbegeisterung gestattete es mir damals noch, all das Gebotene tapfer zu verschlucken in der Hoffnung, wenn schon nicht in der Ueberzeugung, daß nicht etwa eine Laus gerade diesen Löffelvoll zierte.

Bei San José, wo es frisch zu werden begann (1478 m), brachte man gute Butterkipfel, die mir den Laus- und Pfeffergeschmack etwas abnahmen. Das ist übrigens das gefürchtete Verugagebiet; denn nur in dieser Höhe zeigt sich diese unheimliche Krankheit. Der Kranke leidet an dauerndem Fieber, hat häßliche blauviolette Flecken im Gesicht, fühlt sich so elend wie bei Typhus und stirbt unfehlbar daran, zuzeiten schnell, zuzeiten erst nach Jahren.

Ich staunte die immer großartiger werdende Landschaft an und wartete auf den vielbeschriebenen Misti, den Wunderberg Perus. Plötzlich winkte mir ein Indianer, und ich sah zur entgegengesetzten Fensterseite hinaus. Zwischen zwei Bergketten erhob sich eine herrliche, schneeweiße, oben abgerundete Masse. Wie losgetrennt von der Erde schien mir der Berg. Er grüßte, winkte gleichsam und warnte. Hoch stand er über mir, nicht nur räumlich, sondern auch innerlich. Er hatte eine Seele, und diese Seele gehörte dem Ewigen an; hatte nichts zeitlich Gebundenes. Nie wieder hatte ich dieses Empfinden einem Berge gegenüber, nicht einmal dem heiligen Berge Japans, der dem Misti ähnelt. Es war mir damals und ist mir heute noch, als bände uns beide ein längstbegrabenes Geheimnis.

Es dunkelte. Die Ebene von Arequipa, dicht zu Füßen des mächtigen Vulkans, dehnte sich mehr und mehr. Tiabaya und Tingo schwanden, und als das letzte Rot vom Schneehaupt des

Misti gewichen war, hielt der Zug in Arequipa, der zweiten Hauptstadt von Peru, im Herzen der hohen Anden.

Ich hob meine Erika aus dem Netz.

## In Arequipa.

„Nun müssen wir ein Zimmer finden, das nicht allzu viel kostet," meinte die Schneiderin von Cuzco, die sich wie eine Klette an mich geheftet hatte, und entdeckte einen kleinen Jungen, der den Koffer auf den Kopf schwang und uns voraneilte. Hinter ihm kam die mutige Bartdame mit zwei Taschen, dahinter die beiden Jungen mit den Zuckerrohrbündeln und zuletzt meine Wenigkeit mit Schreibmaschine und Handtäschchen. So wanderten wir durch die pechfinsteren Gassen von Hotel zu Hotel, von Einkehrhaus zu Einkehrhaus, und immer war alles besetzt. Bei jeder Wegbiegung wurden unsere Sachen schwerer, und ich ächzte vor Müdigkeit, als wir endlich in das Hotel Francia e Inglaterra hinkten, wo der Wirt uns sagte:

„Ich habe nur ein Zimmer zu vier Soles frei, mit einzig zwei Betten."

Gern hätte ich, um allein schlafen zu dürfen, die vier Soles bezahlt, doch wie konnte ich meine Landsmännin, die mich unter ihre haarigen, nicht fedrigen Fittiche genommen, ohne Obdach stehen lassen? Wir betteten daher die beiden Braunen auf ein wackeliges Sofa und nahmen selbst von den beiden Betten Besitz. Ebenso teilte ich mein Essen mit dem einen, sie das ihre mit dem anderen der Kinder. Zu viel war es für niemand gewesen . . . .

So wenig die Geschichte meinen Träumen entsprach, so tröstete mich der Umstand, wenigstens ein Bett für mich allein zu haben, und da es ein ungewöhnlich großes war, legte ich mich vor Freude einmal der Länge und einmal der Breite nach hinein, streckte meine Glieder wie ein Polyp seine Fangarme und wand mich wie ein Lindwurm in neuem Tale; dann wünschte mir die Schneiderin aus Cuzco „gute Nacht", und ich schloß die Augen in der irrtümlichen Erwartung, sofort einschlafen zu dürfen.

Das Zimmer hatte kein Fenster, wohl aber eine verdrahtete Oeffnung, die auf irgend ein Gewölbe ging, und mir war es, als spräche jemand dicht daran im Flüsterton. Ich lauschte, vermochte indessen keine einzelnen Worte zu unterscheiden und versank durch diese Laute allmählich in einen Zustand zwischen Wachen und Schlaf.

„Jesus de mi corazón!"

Ich schnellte empor. Das Licht brannte, und meine ehrenwerte Landsmännin saß aufrecht im Bett und rief alle Heiligen

an. Sie hatte Krämpfe in der rechten Wade. Mit meinem heutigen Wissen hätte ich ihr geraten, sofort aus dem Bett und schwer auf den Boden zu springen — das sicherste Heilmittel — damals starrte ich sie ermüdet an und wußte ihr nicht zu helfen.

„Heraus, heraus, ihr faulen Schlingel! So geht es! Man darbt und arbeitet für solch ein Kinderzeug, und wenn man etwas braucht — — auf, auf, Carlito, und reib' mir das Bein! Aiiii, auuuu. corazon de Jesus!"

Der schlaftrunkene Junge saß auf ihrem Bett und Bein und knetete an der Wade herum. Das Jammern gab nach, der Kleine kletterte zurück auf den Divan und ich schloß die Augen.

„Jesus de mi corazón!"

Es half nichts; erst gegen Morgen nahmen die Krämpfe und das Gezeter ab, und ich verfiel in einen kurzen unruhigen Schlummer, einzig um einen ganz furchtbaren Traum von Pest und Blindheit zu träumen.

„Welch böses Omen!" dachte ich beim Erwachen. Ob der Aufenthalt dem Traum entsprechen würde? Ich frühstückte in Eile, bezahlte meine Rechnung, nahm Abschied von der Schneiderin von Cuzco und begann die Zimmersuche. Diesmal sollte es mir nicht wie in Genua gehen . . . .

Unweit von Francia e Inglaterra wölbte sich das eiserne Gittertor der berühmten Kathedrale von Arequipa, unter der sich das Herz des Misti befinden sollte und die im Laufe der Jahrhunderte schon oft zerstört worden war. Ihr Anblick berührte mich eigentümlich: ich verspürte eine jähe Furcht, etwas wie ein Erinnern, das dennoch kein Erinnern sein konnte. Es war mir, als sollte dieser mir fremde Bau bestimmend für mein Leben werden. Ich wollte eintreten und wagte es nicht, weil ich keine Mantilla besaß. Da ich indessen über dem blauen Seidenmützchen noch den weißen Reiseschleier trug, winkte mir ein Priester, einzutreten. Die Kirche war schmucklos, verglichen mit anderen Kirchen lateinischer Völker, und nur ein Kruzifix von bedeutender Größe mit sonderbar wandernden Augen fiel mir auf. Das Morgenlicht lag in roten Lachen auf den weißen Fliesen, und oben, in den Fensterbogen, krächzten die Raben.

Ganz beklommen machte ich mich auf Zimmersuche.

Um drei Uhr nachmittags war ich nahe daran, mit der bärtigen Schneiderin nach Cuzco weiterzureisen; denn entweder vermietete man nicht, oder das Zimmer hatte keine Fenster, so daß man gezwungen war, die Tür angelweit offen zu lassen. So unwissend ich war, ahnte ich doch, daß dies unbedingt zu verwerfen war, und mühte mich ab, etwas besser Gelegenes zu

entdecken. Jemand riet mir etwas in der Calle Jerusalem, und die Frau, zu der ich meinen Wunsch aussprach, geleitete mich durch ein enges Mauergefüge zu einem fensterlosen Loch, das keinen Boden und nur eine Brettererhöhung für das Bettzeug hatte.

„Licht brauchen Sie wenig," meinte sie gutmütig, „denn wenn am Abend die Esel in die Stallungen zurückgekehrt sind, brennen die Knechte Kerzen vor den Türen und der Widerschein der Stallaternen kommt Ihnen zugute."

So sehr ich meine Ansprüche herabgeschraubt hatte, so nieder waren sie noch nicht. Ich suchte neuerdings ein Zimmer im Herzen der Stadt, gelangte bis zur Markthalle jenseits des kleinen Parks und fand in der Casa Rosada Unterkunft.

Die Frau, die mir das Haus empfohlen hatte, sagte mir:

„Es wohnen gute Leute dort und schlechte."

Das bestimmte mich, den guten wie den bösen Leuten auszuweichen. Man konnte, wo man wollte, gewiß auch allein sein, und es war der einzige bewohnbare Raum, den ich entdeckt hatte. In einem erstklassigen Hotel zu wohnen, wäre mir zu teuer gewesen, und selbst da ist es mehr als fraglich, ob ich mit weniger Gefahren davongekommen sein würde.

Ich zog ein.

## In der Casa rosada.

Mein Zimmer hatte einen für Arequipa ungeheuren Luxus: z w e i Fenster! Da es eigentlich einen sogenannten zweiten Stock hatte (nicht höher als ein erster bei uns), war dies möglich, aber beide Fenster, auf die ich so ungemein stolz war, waren in Wahrheit Türen — eine auf den Gang mündend, der zur Treppe führte, eine in Verbindung mit dem Balkon, der die Vorderseite des Baus entlanglief. Meine Haupttür schloß ich mit einem Vorhängeschloß, vor die Verandatür aber zog ich ein Sofa von Riesengewicht, das nur drei Beine hatte. Die Türen, die in andere Zimmer rechts und links führten, waren auf meiner Seite versperrt und verriegelt. Ich untersuchte meine vier Festungseingänge jeden Tag.

Sonst enthielt das Zimmer einen gebrochenen Waschtisch mit blindem Spiegel, ein Bett mit Matratze, Kissen und einem Leinentuch, so, daß ich das Reiseplaid darauflegte, — einen Tisch samt Stuhl und das tote Sofa. Die Aussicht allein war wunderschön — vorn über die Markthalle, hinten über die Dächer bis zum Chachani.

Meine Hausfrau war ein trübselig aussehendes, eingeschrumpftes Mischlingsweib, und das Kind — wenn es ihr Kind war — hieß Casimir und bediente mich zuzeiten. Der ge-

wisse Ort, auch ein Luxus in Arequipa, wo man „wie die Könige in alter Zeit“ am liebsten hinters Haus geht, hatte eine undurchsichtige Scheibe und keinen Riegel, so daß man abwehrend grunzen mußte, wenn man Schritte vernahm. Meist rief man artigkeitshalber dem Nahenden auch entgegen, wie lange man noch zu verbleiben gedachte, und bei Andrang gab man dem, der es eiliger hatte, den Vortritt. Herren besuchten lieber dunkle Straßenecken, die in Arequipa vorwiegend diesem Zweck dienen, und die Indianerfrauen breiten mitten auf der Straße ihre Röcke aus — immer an der Sonnenseite — und besorgen, was nicht aufgeschoben werden kann. Dabei rufen sie die Vorübergehenden ruhig an, fragen nach dem Preis der Eier, besprechen Familienangelegenheiten und lassen sich von Eselherden nicht verjagen. Hat eine Frau etwa weniger Anrecht auf den Straßenstaub als ein Langohr?

Am Abend drehte immer jemand eine Drehorgel, und die ganze Nacht hindurch heulten die Hunde, heulten doppelt, wenn die Glocken läuteten und der Boden wankte, weil es im Misti kochte.

Ich entschied mich zum Bleiben und arbeitete so brav wie nie zuvor. Ich lieh mir sogar von Casimir einen Besen aus, mit dem ich den Staub hinausfegte, — eine Tugend, die ich bis dahin noch nie entfaltet hatte, und in meiner Freizeit (zwischen der literarischen Arbeit) zeichnete und malte ich fieberhaft. Eine Anzeige in der Zeitung brachte mir unverhofft viele Antworten ein, und ich sah mich schon mit vollen Säcken das alte Inkareich verlassen. Ich lächelte wie ein Krampus auf einer Zuckerschachtel und war „columbusser“ denn je.

## Das Maisabenteuer.

In drei Tagen war ich „auscolumbust“ und der „geschwollene Kopf“ auf den ursprünglichen Umfang zurückgeführt. Von da ab kannte ich meine Grenzen und hatte überdies das Gruseln erlernt. Die Taupfeilertapferkeit war weg. Von da an ging ich durch das Leben als Weib, nicht als verrücktes Mägdelein . . . .

Und das kam so.

Ich hatte mich bei dem vornehmsten Advokaten der Stadt vorstellen müssen, da er beabsichtigte, mir den Unterricht seiner Kinder — dreizehn an der Zahl — für alle Gegenstände in englischer Sprache zu übergeben, und um einen besseren Eindruck hervorzurufen, hatte ich mein bestes Kostüm aus rotschwarzer Seide angezogen. Sehr befriedigt — was ich verdienen würde, reichte dahin, mein Zimmer, und, wenn ich s e h r vorsichtig wirtschaftete, meine Kost zu bezahlen, — und in

meiner Freude stolperte ich unachtsam dahin, bis mich auf der Plaza de Armas vor der Kathedrale jemand anrief. Es war ein Mitreisender des „Bologna“, der mir sagte, daß ich mich im fremden Lande einsam fühlen mußte, und mich fragte, ob ich Lust hätte, seine Schwester zu besuchen. Ich war einsam und folgte ihm sofort. Die Sonne schien hell, es war drei Uhr nachmittags, und die Wohnung der jungen Frau nicht allzu weit entfernt.

Im Hofe hatte er Lamas, und mein Entzücken kannte keine Grenzen. Bis dahin hatte ich sie höchstens in einem Tiergarten gesehen, nun konnte ich ungestört ihr weiches Fell, ihren langen Hals, die verächtlich gerümpfte Nase, die hohen Beine bestaunen; nur angreifen durfte ich sie nicht, denn für derlei Vertraulichkeiten sind sie nicht zu haben: da spucken sie dem Verwegenen einfach ins Gesicht.

„Ich werde dem Fräulein unsere Felder und Bäume zeigen“, sagte er, und ich begleitete den jungen Mann über die Maisfelder, die durch breite, aber niedere Steinwälle voneinander getrennt und schon deshalb bemerkenswert waren, weil sie so hoch wuchsen, wie man es bei uns nie erlebt. Manche Halme erreichten eine Höhe von drei Metern, und daher bewegte ich mich auf dem schmalen Pfade wie in einem Wald.

Damals trug ich immer Handschuhe und dachte so wenig daran, sie auszuziehen — selbst an heißen Sommertagen — wie mein Hemd. Umso befremdlicher war es, daß ich auf einmal ein Drängen verspürte, mich der Lederhandschuhe zu entledigen und sie in meine Handtasche zu stecken, die Paß und Geld und einige wichtige Briefe enthielt. Kaum aber hatte ich das getan, so fühlte ich mich an den Schultern erfaßt und auf den schmalen Pfad niedergedrückt. Noch immer war ich eher erstaunt als bestürzt und starrte der Braunhaut groß ins Gesicht.

Hierauf folgten die Ereignisse schnell aufeinander. Mir blieb nur ein dunkles Erinnern an einen Kampf, der uns schnell vom schmalen Pfad unten im Graben landete, so daß mein neues Staatskleid mit einer sandigen Kruste bedeckt wurde, was meine Erbitterung noch erhöhte. Von Zeit zu Zeit verlor ich die Tasche und schwamm gewissermaßen zu ihr zurück, riß sie an mich und kämpfte weiter, ohne daß der Peruaner mich auf die Beine kommen ließ. Alle meine Bitten, alle meine Vorstellungen blieben ungehört und ernteten einzig ein kaltes „Es nützt nichts!“ Das Menschtier kniete mit all seiner Schwere auf mir und vereitelte jede Bewegung außer der meiner Arme.

Da warf ich den Kopf zurück und schrie so laut, wie ich es meiner Lunge nie zugetraut hätte. Laut genug, ganz Arequipa von den Toten zu erwecken, aber ich erweckte nichts als einen

sehr kleinen Jungen, der angstvoll in den Graben spähte. Das Menschtier saß noch auf mir und preßte seine dicke, arbeitsharte Hand auf meinen Mund. Meine Zähne sind noch von Mutter Natur eingehängt; sehr gute überdies. Ich vertiefte sie in die Pfote. Das Tier ließ los. Ein Stoß, gerade als er zum Kinde sprach, um es wegzujagen, und ich war frei. Ehe er mich zu packen vermochte, war ich den Abhang hinaufgelaufen und rannte aus Leibeskräften dem Weichbild der Stadt zu.

Hinter mir rannte der Mann, aber ich war flinker. Erst als ich vor einem Kakteengebüsch landete und fünf Meter unter mir die Straße sah — ich mußte mich verlaufen haben — erreichte er mich auf dem unteren Pfade. Ich hatte die Demütigung, mich von ihm herabheben lassen zu müssen, aber hier waren schon so viele Fußgänger, daß ich mich nicht mehr zu weigern brauchte. Wortlos ging ich von ihm hinweg; er sprach zu tauben Ohren. Nun machte ich ihm keinerlei Vorwürfe mehr. Es mußte auch meine Unvorsichtigkeit gewesen sein, die das Unheil ermöglicht hatte.

Als ich heimwanderte, dachte ich ohne Ende:

„Wie seltsam du bist! Ein so großer Schrecken, eine so starke seelische Erschütterung und endlich auch eine körperliche, denn ich war wie ein leerer Sack hin- und hergeflogen, und du weinst nicht, du fällst nicht in Ohnmacht, du tust mit einem Worte: n i c h t s!“

Ich verstand mich nicht, wenigstens damals nicht. Im Augenblick bewahrte ich eine mir unerklärliche Ruhe; aber mein ganzes Leben lang blieb mir die Furcht vor dem männlichen Menschtier zurück, und etwas von dem kindlichen Vertrauen, das ich bei all dem theoretischen Wissen über dieses Gebiet noch besessen hatte, war auf immer verloren.

## D i e  E u l e.

Am folgenden Tage, gerade als ich meinen Tee im winzigen Schnellsieder kochte, klopfte jemand an meine stets versperrte Tür. Ich öffnete und sah einen alten Mann mit geschwollener Rotnase, tiefliegenden Augen, Barthaaren wie die einer zerzausten Zahnbürste und Ohren wie die Kotflügel eines Lastkraftwagens.

„Ich bin Ihr Hausherr!“ erklärte das Gebilde.

Bisher hatte ich mir eingebildet, einzig der verschrumpften Alten zahlen oder Auskunft geben zu müssen; indessen — dem Hausherrn schloß man nicht so leicht die Türe, und als er bat, eintreten zu dürfen, gab ich den Weg frei; nicht überliebenswürdig.

„Was machen Sie?“

Auf dem Tisch lag der Pinsel und meine Malerarbeiten. Der Mann wurde sofort unverschämt und gebrauchte Worte, wie ich sie selbst in meiner Muttersprache noch nie vernommen hatte. Er wollte mich berühren, und ich wich ihm aus; das Zimmer war geräumig, aber eine Sache ist es, jemand hereinzulassen, eine ganz andere, ihn wieder hinauszubringen. Mein Teewasser lief über, meine kostbare Zeit wurde vergeudet; wie zwei Narren, schneller und schneller, rannten wir um den Tisch. Ich war weder imstande noch geneigt, den Rest meines Lebens im Laufen um fremde Tische zu vergeuden. Ueber die Schulter warf ich zurück:

„Bisher habe ich die Peruaner für anständige Menschen gehalten, doch heute überzeuge ich mich, daß sie — wie die Chilenen ganz richtig urteilen — Schweine sind."

Das wirkte! Die Rotnase blieb stehen und fluchte das Blaue vom Himmel und das Braune aus der Erde heraus. Er endete mit den Worten:

„Ich bin der reiche Besitzer dieser ganzen Straße und habe in meinem Leben Französinnen, Engländerinnen, Deutsche gehabt. Ich werde auch . . . ."

„Diese Tür von außen zumachen und zwar mit etwas Beweglichkeit!"

„Töten werde ich . . . ."

„Alle Blinden und Narren, doch außerhalb dieses Zimmers!" unterbrach ich ihn.

„Ich werde . . . "

„Draußen . . . ."

Das war ja viel verlangt, denn draußen konnte er mich nicht gut umbringen, wenn ich drinnen blieb; aber Logik war weder seine, noch meine starke Seite in jenen Augenblicken. Er ging, und ich versperrte die Tür hinter ihm. Auf der offenen Stiege, die im Grunde nur eine gebrochene Leiter war, hörte ich ihn brummen:

„Dieses dreimal verruchte Weib, diese stolze Señorita, ich . . ." und es folgten alle haarsträubenden Beschreibungen, deren seine Trinkereinbildung fähig war. Ich zitterte hinter der dünnen Wand; denn auszuziehen war mir aus Geldrücksichten fast unmöglich, und zu bleiben, schien gefährlich.

Seltsam war es daher, daß die Eule nie wieder unangenehm wurde und sogar nach Kräften darauf schaute, daß andere Männer mir im Haus nicht lästig fielen. Trotzdem bewegte sich eine wahre Völkerwanderung zu meinem Zimmer. Durch das verhängte Fenster sahen sie nichts, aber auf dem Boden lagen sie und spähten angelegentlich herein. W a s in aller Welt konnte ich tun, daß ich die Tür verschloß? In Peru tut

man alles, auch das Unbeschreiblichste, bei offener Pforte. Die Paarung der Indianer geschieht auf freiem Felde.

In drei Tagen hatte ich mir das Lächeln abgewöhnt. Wer mit mir sprach, dem sah ich kalt in die Augen, mit einem Mund, der sich nie verzog. Ich begann, es bitter zu beklagen, als einziger Dollar unter entwerteten Geldsorten zu wandeln.

## In La Pacheta.

Ich litt an einer sonderbaren Krankheit. Wo ich auch sein mochte — daheim, auf der Straße, im Bett oder selbst im Schlaf — plötzlich hatte ich einen jähen heftigen Schmerz zwischen den Schulterblättern und mußte erbrechen. Immer nur Wasser, selbst unmittelbar nach einer Mahlzeit. Ich hatte keinen Berater und kein Geld zu ärztlicher Behandlung. So wartete ich, daß die Sache von selber gut würde, was nach einer Woche auch wirklich geschah.

Während ich indessen noch mit ungewissem Magen (es mag die gefürchtete Höhenkrankheit gewesen sein, die man im Andengebiet erwischt, denn Arequipa liegt 2301 Meter hoch) herumlief, durchwanderte ich die ganze Umgebung und schlug am liebsten den Weg nach dem Friedhof ein. Da blühten im Schatten der peruanischen Weiden, die höher und schlanker als die europäischen und oft windverkrümmt sind, die Kapuzinerrosen wie feurige Herzen, und die weite Ebene erstreckte sich vom Fuße des Misti bis zu den Hügeln um Tiyabaya — ein Kranz braunen Gesteins, nur selten von einem vereinzelten Baum unterbrochen. Der langgezogene Pichupichu und der ihm gegenüberliegende Chachani waren wie der mächtige Misti schneegekrönt — ein wundersamer Gegensatz zu den Palmen auf der Plaza de Armas und den Gärten der Stadt.

Mitten auf dem Wege nach La Pacheta befand sich ein kleines weißes Kirchlein, so verlassen wie ich selbst, und über dem Eingang standen die mich eigentümlich ergreifenden Worte:

„Es vergehen die Zeiten, es sterben die Geschlechter: einzig Gott dauert ewig.“

Der Friedhof selbst war ganz klein, die Gräber der Armen hatten nur ein Holzstück schief in das Erdreich gebohrt, doch die Reicheren ruhten der Breite nach in einer dicken Steinmauer und hatten vorn um die Grabtafel einen Kranz oder eine Schleife. Diese Grabtafel ist aus Glas mit einem kleinen Gitter darüber und im Sarge trocknet der Tote langsam ein.

La Pacheta ist ein langgestrecktes Indianerdorf mit Hütten, die aus losem Gestein und etwas Lehm zusammengewürfelt sind, unregelmäßige Strohdächer — mit allerlei Hölzern

gegen den Wind daraufgeworfen — tragen, und sämtlich ohne Fenster sind. Der Fußboden ist nur gestampfte Erde, und Meerschweinchen, Hühner, ein Esel oder Lama nehmen weiteren Raum weg. Auf alten Hadern voll Ungeziefer liegen die Männer und Frauen, die den Dunst nicht länger ertragen können, stecken den Kopf über die Schwelle heraus, während der Körper drinnen in der Hütte bleibt. Geht man am Abend daran vorüber, so glaubt man, Enthauptete anzutreffen. Bissige schwarze Hunde, die den Ausländer riechen, und die man sich nur mit Steinwürfen vom Leibe halten kann, durchstreifen solche Dörfer und die ganze Umgebung von Arequipa.

Auf dem Rückweg von La Pacheta wurde ich von einer Familie angesprochen, mußte in einer winzigen Chicheria die berühmte Chicha — das bei den Inkas heilige Maisbier — kosten, das süßsäuerlich schmeckt, faul macht und wie Wasser zu Ueberschwemmungszeiten aussieht. Als es dämmerte, sagte mir die Frau des Hauses:

„Ich lasse Sie nicht heimgehen, denn so spät ist es gefährlich."

Diese Leute, die so rührend gut gegen mich waren, stammten aus Puno an den Ufern des Titicaca. Ich verbrachte die Nacht in ihrem Steinhäuschen und kehrte am folgenden Tage obstbeladen nach der Stadt zurück. Nun war ich nicht länger allein. Mutiger nahm ich mein Tagewerk auf.

## Beim Unterricht.

Die folgenden Tage verstrichen regelmäßig. Ich hatte sehr viel Glück gehabt. Vormittags unterrichtete ich die dreizehn Kinder des reichen Advokaten, der ein besonderes Schulstübchen hatte, von dem aus man in den stillen Hof mit Palmen sah, der jedem spanischen Hause eigen ist. Ich unterrichtete von acht bis elf, und zwar in sämtlichen Lehrfächern, mit Ausnahme von Mathematik und Physik, alles in englischer Sprache. Von elf bis zwölf aß ich in Eile Brot und kochte Tee, von zwölf bis halbeins gab ich englischen Unterricht in der Calle Jerusalem, den allerdümmsten vier Kindern, die ich je kennen gelernt, und die dazu noch faul und ungezogen waren. Von zwei bis fünf las ich in der öffentlichen Bücherei in allerlei alten Schriften über die Kinder der Sonne und kopierte alte Zeichnungen. Von fünf bis sieben machte ich meine örtlichen Entdeckungsreisen. Am liebsten begab ich mich in die Richtung des Misti, wo ebenfalls ein verlassener Friedhof war und man auf den windschiefen Holzstücken die seltsamsten Bilder und Zeichen, teils noch aus dem unterdrückten Sonnenglauben, entdecken konnte. Da schimmerten die Schluchten des Misti

wie gestocktes Blut, flammte der Himmel wie das Trugbild eines ungeheuren reifen Kornfeldes im Sonnenlicht, knisterte der Sand unter dem Getrabe der Lamas, die wie Teufel über die Ebene daherrasten und deren lange Ohren wie Hörner aufstanden. Aasgeier kauerten um frisches Aas, und unzählige gebleichte Tiergebeine bestreuten das ganze Gebiet. Aus irgend einem Steinloch flatterte das scharlachrote Tuch, das eine Chicheria ankündigte, und Meerschweinchen liefen über das niedere Gestrüpp, das den Boden da und dort mit grünlichen Blättern und gelben Blumen überzog. Von sieben bis acht hatte ich dreimal wöchentlich noch einen Schüler, und sobald er gegangen war, schrieb ich meine Briefe.

Oft weckte mich ein Erdbeben schon früh am Morgen. In jedem Fall begann ich mein Tagewerk um sechs. In jeder freien Minute schrieb oder malte ich, und wie sehr ich mich auch nach besserer Kost sehnte, war ich nie ungehalten darüber, eben vorderhand nur Brot und Tee zur Magenfüllung kaufen zu können. Wer hohe Ziele hat, darf kleine Opfer nicht scheuen.

## In der Stadt.

Arequipa bedeutet „jenseits der Berge“ und das trifft zu. Auch jenseits von aller Berührung mit der Außenwelt ist die Stadt. Kein Reisender verirrt sich hin, der nicht in unerläßlichen Geschäften dorthin muß, und die wenigen Weißen, die man sieht, gehen mit finsteren Gesichtern durch die Straßen. Ich versuchte vergeblich, Anschluß an die Reichsdeutschen zu gewinnen. Sie waren mir dort und damals als ehemaliger Oesterreicherin aufsässig. An die Engländer oder Franzosen, gering an der Zahl, wagte ich mich nicht heran, und so war ich in diesem feindlichen Land mutterseelenallein. Verlangte ich irgend eine Auskunft, wurde sie nur unwillig oder gar nicht erteilt. Ein Verkehr mit Männern war durch die Eigenart der Peruaner unmöglich gemacht, denn jeder Mann ging vom tiefernstesten Gespräch sofort zum gemeinsten Verhalten über. Selbst auf offener Straße hieß es vorsichtig sein, und irgend eine einsamere Stelle war — mitten am Tage — schon eine wahre Mörderfalle. Wie ein Hexenkessel war der Ort; aus jeder unbewachten Ritze brach ein Zweibein, und wenn ich nach dem Maisabenteuer nicht alle meine Sinne wach gehalten hätte, würde ich, wer weiß wie oft, auf öffentlicher Straße vergewaltigt worden sein. Männer, die mich auf der Straße (mitten im Geschäftsviertel!) trafen, hielten mir wortlos eine Handvoll Gold hin, und Angebote dieser Art hagelten auf mich nieder. Kaufte ich in einem Laden eine Kerze, eine Schachtel Zündhölzer, so erkundigte sich zuerst der Händler selbst, ob

ich „allein“ war; der Angestellte drückte mir die Ware in verletzender Weise in die Hand; ein Kunde versuchte, mich in ein Gespräch zu ziehen, um mir Vorschläge zu machen, und vor der Tür wartete ein anderer. Ich ertappte mich ständig auf dem im Grunde komischen Gedanken:

„Wenn du mich ansprichst, so töte ich dich!“

Kein Trappist in seinem Kloster ging mit einem ärgeren Memento-mori-Gesicht durch die Stadt als die kleine Schriftstellerin, die sich vor ungezählten Zeitaltern (so lang schien mir die Zeit!) eingebildet hatte, ein zweiter Columbus zu sein.

In unseren Tagen, in denen man frei an das „Ausleben“ und „Auskosten“ glaubt, scheint es den meisten meiner Leser vermutlich albern, über derartige Sachen so viele Worte zu verlieren. Ich aber schreibe als Frau, und für ein Weib ist der Körper ein unberührbares Heiligtum. Verschenken kann man es gegebenenfalls an ihn, den man zum Heiligen erhebt; davon von Wilden Besitz ergreifen zu lassen, ist etwas völlig anderes. Ueberdies ist es meine feste Ueberzeugung, daß der Menſch auch in der Kunst nur Gemeines leisten kann, der in seinem innersten Leben alles Ideale abstreift. Ein Wirtshausglas ist kein Altarkelch, und wer in der Kunst das Höchste und Reinste, das die Menschheit Erhebendste schaffen will, der darf auch den Leib nicht durch den Sumpf ziehen. Ein Nachgeben, ein Michverschenken hätte durch den Wechsel von Eindrücken und die Kraft neuer Erlebnisse auch mein Streben erstickt, mein Lernen gehemmt, mein Schaffen auf ganz andere Furchen getrieben. Das Erreichen irgend eines Ziels hängt in erster Linie davon ab, daß man sich nie zersplittert. Von den Dollarkönigen bis zu den größten Gelehrten findet man das als Richtschnur des ganzen Seins. Als Mensch mag man abseits laufen von der Masse der Menschen — vielleicht sogar der tiefsten Menscherfahrungen — aber das, was man unbedingt als Lebensleitmotiv gewählt hat, wird zuletzt rein und klar ausklingen.

Mein Dasein gehörte der Feder; modern gesprochen meiner „Erika“. Darin fühlte ich — vielleicht auch mit Selbstüberhebung — daß ich etwas zu leisten, der Menschheit etwas zu geben vermochte, das ganz so, in dieser Eigenart, kein anderer vermochte. Nicht besser oder schlechter als andere: einfach gerade so!

Deshalb ging ich trotz all meiner Entbehrungen an den glänzendsten Angeboten vorüber. Ich sparte meine Kräfte für ein einziges Ziel.

Die furchtbare, schonungslose Sinnlichkeit ringsumher war die Kulisse zum sonderbarsten Straßenbild der Welt. Die Häuser hatten zuzeiten flache, in der Regel aber des Erdbebens wegen gewölbte Dächer. Sie waren blau oder rosa gestrichen,

hatten vorspringende, unheimlich wirkende eiserne Fensterkörbe (wie nötig für alle Frauen, zeigen meine Erfahrungen!), hohe Torbogen, durch die man den Patio oder Hof sehen konnte und — in ärmeren Vierteln — Tür an Tür an Stelle der Fenster. In diesen halbdunklen Räumen suchten sich die Bewohner gegenseitig Läuse, paarten sich die Menschen, wuschen sich die Mädchen, kochten die alten Indianerweiber oder schöpften Chicha aus irdenen Krügen. Lamas stoben über das holprige Pflaster, Esel trugen übergroße Lasten oder waren Reittiere, auf denen der Mann nicht selten mit dem Gesicht dem Schwanz zugekehrt saß, um leichter mit seinem Hintermann zu plaudern. In einzelnen Höfen, doch nur selten, da sie die Kälte der Schneefelder braucht, sah man auch eine Vicuña, ein Tierchen von der Größe eines Schafes mit lichtkastanienbraunem Fell, das wundersam weich und so lang war, daß es um die Knöchel flatterte. In alter Zeit hatten nur die echten Inkas das Recht gehabt, sich aus dieser Wolle Kleider weben zu lassen.

Wenn ich Eile hatte und mir ein besonders gutes Nachtmahl vergönnen wollte, kaufte ich eine Käsesemmel. Das tat ich allerdings erst, als ich ziemlich abgehärtet geworden war und mich das Leben flach geschlagen hatte. Am Eingang des kleinen Parks, in dem scharfnadelige Araucaria standen — die seltsamen Nadelbäume Südamerikas — saß ein junges Weib mit einem Körbchen und einem Kind. Das Kind war mit Hadern auf den Rücken der Händlerin gebunden, die mit untergeschlagenen Beinen auf dem Pflaster saß und auf einem Fetzen, der einmal rein gewesen sein mochte, Käsebrötchen ausgelegt hatte, die von Hunden beschnuppert, vom Kind betastet, von Eseln und Lamas gestreift und von Käufern prüfend gedrückt wurden. Ich aber war eine Ausnahmekundin, und für mich kam immer ein frisches Brötchen aus dem Korb; das Messer, das zum Schneiden diente, wurde aus der Brust gezogen (tauchte jedenfalls aus dem losen Leibchen auf), und der Käse wurde aus einem Papierrestchen gewickelt. Solch ein Käsebrot kostete fünf Centavos, und, wenn es ging, kaufte ich zwei zum Abendbrot, obschon ich selbst dann nicht selten halb hungrig blieb.

Was mich indessen am meisten anzog — mit dem Gruseln, mit dem ein Mörder zur Stelle seines Verbrechens zurück muß, — war der Bach von Arequipa. Er durchströmte, klug geleitet, als Kanal den ganzen Ort und war eine wahre Fundgrube für Kinder, die chronisch darin fischten. Er enthielt alles — von alten Knöpfen bis zum entsetzlichsten Unrat. Morgens torkelten kleine Kinder zum Tor hinaus und entleerten gewisse Gefäße in ihn; alte Indianerinnen, die eine Chicheria hatten, füllten daraus die Tonkrüge und wuschen darin die

Gläser; Geschirr wurde darin geschwemmt, alte Hosen gewaschen, die Jungen spielten Springbrunnen an seinem Ufer, und abends war er für alle Leute Abortersatz. Leute, die von den Bergen kamen und ihren durchlöcherten, bandlosen Strohhut zu sehr „belebt“ fanden, tauchten ihn hinein, spülten Haar oder Zöpfe ab und setzten ihn wieder auf. Nur die außerordentliche Trockenheit der Luft — Wäschestücke trockneten in zwei bis drei Stunden im Zimmer, die Lippen sprangen, die Hände wurden rauh, die Haut überhaupt spröde, und das Haar knisterte bei der geringsten Bewegung infolge der starken Elektrizität — verhinderte, daß die Pest wütete; denn außer von diesem Bach wurde in Arequipa nichts weggeräumt. Alles Aas wurde vor die Stadt geworfen (auch erst dann, wenn der Hausbesitzer den Gestank vor seinem Hause nicht mehr aushielt) und von Aasgeiern verzehrt, und jede Nacht um zehn Uhr warf man alle Abfälle, Papier, Fetzwerk und so weiter auf die Straße. Die herrenlosen Hunde stürzten herbei und fraßen alles auf — selbst das Unverdaulichste. Manche Nacht war der Vorrat noch zu knapp, da griffen die großen die kleinen Hunde an, und man hörte das grausigste Angst- und Schmerzgeheul. Von Zeit zu Zeit vergiftete man diese Hunde, und dann stolperte man tagelang über verwesende Reste . . . .

Obschon mir jede Sache zum Hindernis wurde und ich ständig verschreckt meinen Pflichten nachging, lernte ich allerhand. Kapuzinerrosen werden in Peru zum Beispiel gegen Rheumatismus verwendet, indem man Blüten, Blätter und Stengel auf das Feuer legt, heiß werden läßt und damit die Glieder einreibt. Die gelben Sandblumen sollten bei Frauen die Milch im Ueberfluß treiben, mit dem Seifenkraut, einem niederen Strauch mit feingefiederten Blättern, wusch man Kleider, die Tomaten wuchsen in Zwetschenform und wie solche an den Zweigen eines mittelgroßen Baumes, die Granadillas oder Riesenpassionsfrüchte zierten Lauben wie manchmal Kürbisse bei uns. Ich lernte die indischen Feigen kennen und essen (man soll sie vor Sonnenaufgang pflücken, weil die feinen Dornchen auf der Haut dann noch weich sind und nicht die Finger verletzen), und sah auf den Maisfeldern die rote Blume, hier „Diener ohne Gebieter“ genannt. Die grünen Knollen der Kartoffeln werden von den Schafen gefressen und von den Kindern zum Spielen verwendet. Ist der Mais geerntet, so kauen die Leute die Stengel wie Zuckerrohr.

Gegen Abend ging ich am Hospital Goyaneche durch die Avenida Libertad dem Misti zu. Er sprach zu mir wie ein sehr weiser, abgeklärter Vater zu einem sehr kleinen und dummen Kind. Er aber war immerhin der Einzige, der vom

Ewigen und Reinen zu mir sprach, und deshalb liebte ich ihn wie etwas Beseeltes.

## Der Indianerangriff.

Drei Wochen lebte ich nun schon in Arequipa, und mir schienen sie wie drei Jahre. Die guten Leute in La Pacheta hatten mich gebeten, den Sonntag draußen bei ihnen zu verbringen, und mit welcher Freude ich loszog, ist gar nicht zu beschreiben. Einmal würde ich wieder sprechen dürfen, etwas Warmes essen, von all diesen Wilden entfernt sein.

Die Sonne floß in goldigen Wellen über den Schnee des Misti nieder. Chilenische Weiden mit ihren runden, glatten Blättern, die im Sonnenlicht wie Spiegelchen glitzerten, begrenzten zerstreut die steinumfaßten Felder; die Berge wirkten im wechselnden Licht bald braun, bald grünlich, bald violettblau; in der Ferne hinter Tingo erspähte man den Corapuna (cora = Gold, puna = Eis); am steinigen Wegrand wuchsen die indischen Feigen am Ende ihrer tellerförmigen, stacheligen Kakteenblätter; Esel mit Milchkarren und Gemüse in den beiden runden Seitenkörben rannten an mir vorüber, und der strahlend blaue Himmel wölbte sich über die bergumschlossene, braunsandige Ebene. In der Ferne entdeckte man ein niederes weißes Gebäude in halber Berghöhe — das Bad Jesus — und darunter noch eins, das Pesthospital . . .

Ich hatte schon ungefähr dreiviertel des Weges zurückgelegt, als ich von zwei jungen Männern überholt wurde. Sie erklärten, alle Ausländerinnen zu lieben, stellten tausend Fragen und wurden so zudringlich, daß ich — um keinerlei Gewalttat heraufzubeschwören — bald ja, bald nein und nicht mehr zur Antwort gab. Als eine Frau sie zufällig ansprach, benützte ich die Gelegenheit, schnell auszuschreiten, und bin ich einmal richtig im Schwung, so kommt mir so bald niemand nach.

Das Mittagessen war vorüber, und wir saßen alle plaudernd in der Hinterstube, die den beiden Töchtern gehörte, als draußen ein Lärm ungewohnter Art hörbar wurde und Herr P. hinausging, um nach dem Grunde zu forschen. Bald darauf verschwand seine Frau, dann seine Tochter; sie kehrten verstört zurück, nur um wieder zu verschwinden, und als ich beunruhigt nach dem Grunde fragte, wurde mir stockend mitgeteilt, daß eine Anzahl Cholos (Indianer) vor dem Häuschen versammelt waren und mich verlangten. Zwei Männer hätten ihnen erzählt, ich wäre ein verkleideter chilenischer oder bolivianischer Spion (die Stimmung gegen beide Länder war damals sehr feindlich), und mein kurzes Haar allein beweise, daß ich unmöglich eine Frau sein könne. Sie wollten mich ausgeliefert haben, um mich zu entkleiden und . . . .

Was sollte, was in aller Welt konnte ich tun? Ueber die Felder entweichen? Undenkbar! Sie hatten überall Wächter aufgestellt. Hinaustreten und mit der Meute vernünftig reden? Wenn Indianer einmal wild geworden sind, kann sie niemand beherrschen. Da reißen sie alten Freunden das Herz aus lebendigem Leibe.

Und was mich erwartete, war noch viel schlimmer. Der Tod konnte erst nach Stunden oder nach langem Siechtum eintreten. An eine Verteidigung war nicht zu denken. Schon flogen schwere Steine auf das Strohdach des Häuschens. Ich durfte die armen Leute nicht um meinetwillen um Leben und Gut bringen. Was aber tun?

Ich sah mich nach einem Messer um. Selbstmord war der einzig denkbare Ausweg. Das Gehirn versagte. Ich hätte so gern einen anderen Tod gewählt. Das allmähliche Verbluten war mir schrecklich. Inzwischen würde noch Zeit bleiben . . .

Die drei Frauen rangen die Hände, der Mann war wieder zum Tor gegangen, um durch die Holzwand zu verhandeln. Ich ergriff das Brotmesser, das noch auf dem Tische liegen geblieben war. Gab es keinen Ausweg?

Selbst in dieser Stunde heulte ich nicht. Ganz ruhig stand ich neben dem Tisch und dachte, dachte. Es galt zu handeln, nicht nutzlos zu klagen.

Pferdegetrappel, Stimmen.

Mein Gastgeber stürzte herbei. Der Polizeiinspektor kehrte von seiner Finca, seinem Landgut, zurück. Sechs Mann begleiteten ihn. Er las meinen Paß, sprach mit mir, ging hinaus und beruhigte die Leute. Widerwillig, wie knurrende Hunde vor höherer Gewalt, zogen sie sich zurück. Ich wurde mit Obst, Blumen und Leckerbissen beladen und die ganze Familie begleitete mich zur Grenze von La Pacheta. Der Polizeiinspektor und seine Mannschaft sicherten den Rückzug. Mir wurde geraten, nirgends allein hinzugehen und nicht wieder nach La Pacheta zurückzukehren. So endete die Freundschaft mit den einzigen guten Menschen, die ich in Peru kennen gelernt hatte.

Diesmal hatte mein Abenteuer sofort einen tieferen Eindruck auf mich gemacht. Ich wurde von einer eigenen hoffnungslosen Schwermut befallen, die mich fürchten ließ, Peru nie oder in jedem Falle nicht, wie ich es betreten hatte, verlassen zu können. An einen sofortigen Wechsel war nicht zu denken, da mir meine Mittel kaum eine Reise nach Cuzco oder La Paz in Bolivien gestattet haben würden, und gewiß waren die Menschen dort nicht besser, die Verdienstmöglichkeiten aber vermutlich schlechter. Ich mußte einfach durchhalten. Wer in den Fluß springt, muß ans Ufer schwimmen oder ertrinken.

## Vor der Kathedrale.

Ich war an jenem Abend zu erschüttert, um allein zu bleiben. Um acht Uhr spielte die Musik auf der Plaza de armas unter Palmen, und unter den hellerleuchteten Säulenhallen der Hotels und Geschäfte gingen die Mädchen und Frauen auf und ab, wurden gegrüßt und bekrittelt, auf die Wagschale ihres Frauenwertes (rein geschlechtlich!) gelegt und in bissigen Bemerkungen gewogen. Nicht so auf dem schwach beleuchteten Pflaster vor der Kathedrale, wo ich unbehelligt meinen Träumen nachhängen konnte. In der Mitte des langen Fußsteigs führten drei Stufen zur Plaza nieder. Gerade, als ich sie erreichte, rief jemand in nächster Nähe:

„Alma!“

Nun kannte niemand — auf tausend und aber tausend Meilen hinaus — meinen Taufnamen. Ungläubig, mit weit offenen Augen, wandte ich mich um.

Unten, am Fuß der kleinen Steintreppe, stand Davido L.., der „böse Italiener“, und breitete im Scherz, weil er alle meine Abneigung gegen Vertraulichkeiten kannte, die Arme aus. Es kostete mich unglaubliche Selbstüberwindung, mich nicht mit einem Aufschrei wirklich an seine Brust zu werfen. Gegen die Peruaner war er ja der goldflügeligste Engel!

So reichte ich ihm die Hand, und meine Augen strahlten; dann, unvermittelt, begann ich meine Klagen. Wie ein Kind, das heimgefunden, sprudelte ich mein Weh hervor, und als er mich zum Abendbrot einlud, nahm ich glatt an. Schon der Gedanke einer Trennung war mir unerträglich. Es war nicht seine Persönlichkeit, es war der „Bologna“ mit all seiner Sicherheit, mit der geliebten italienischen Sprache, der Güte ringsumher, das vertraute Altgewohnte. Das, was hier in gestreiften Hosen neben mir ging, war Europa, war die Heimat . . . .

Vielleicht verstand er, der Heimatgeborene, etwas von dem, was in mir vorging, denn so nett er gegen mich war und so beständig wir zusammen Ausflüge machten — besonders nach Tiabaya, wo wir ein Küchlein mit unserem Auto überfuhren — nie wieder überschritt er die Grenze des Freundschaftlichen. Er behandelte mich — dies wurde mir viel später erst richtig klar — wie ein Kind, das jemand verwundet hatte. Auf dem „Bologna“ hatte er mir mehr als einmal zu meiner unbegrenzten Entrüstung gesagt:

„Ich habe eine Tochter, doch wenn sie so reisen wollte wie Sie, würde ich sie totschießen! Lieber das als ein solches Leben!“

Nun hatte ich begonnen, ihn zu verstehen. Für eine alleinstehende Frau war das Reisen in solchen Ländern undenkbar

oder in jedem Falle derart aufreibend, daß es besser sein mußte, sie tot zu wissen ....

Wir standen am Vorabend seiner Abreise vor dem Pichupichu und machten eine Mondfinsternis mit. Er beschwor mich, mit ihm bis nach Chile zu reisen. In Chile würde ich Don Luis finden und auf jeden Fall geschützter sein.

Aus eigenen Mitteln war — selbst wenn ich meine Verträge mit den Schülern brechen wollte — nicht daran zu denken. Ebenso wenig wollte ich auf seine Kosten reisen, und so blieb ich doppelt verlassen, um zwei Eier und eine liebe Erinnerung reicher, in Arequipa zurück. Er reiste hinab zu Don Luis und der roten Dame und zurück nach Europa.

Was würde ich alles geleistet haben müssen, was gesehen und erlernt, bis auch ich daran denken durfte! Noch litt ich an Heimweh.

Obschon ich es in seinem ganzen Umfange nicht zugeben wollte, blieb ich in Furcht zurück. Zwei Dinge trugen dazu bei: ein furchtbarer Mord war vor dem Molino de Hurtado um sieben Uhr abends an ganz begangener Stelle mitten in der Stadt verübt worden. Ein Mann hatte eine bessere Frau mit losen Pflastersteinen nicht nur erschlagen, sondern die Leiche geschändet. In einer nahen Nebengasse war ich selbst bei einem Haar über einen splitternackten, auf dem Pflaster liegenden Mann gefallen, und hinter mir schien immer irgend jemand zu schleichen, besonders gegen Abend, sobald ich meinen Schüler verließ. Ja, sogar dieser Schüler war eine wachsende Gefahr: Ich saß immer mit einem Auge auf den Rückzug gerichtet, mit dem anderen auf dem Buch und ich bewachte jede Bewegung so scharf, als ob ich einen Löwen im Käfig unterrichtete. Das tat der Stunde und den Nerven Abbruch.

Die zweite Sache war der Umstand, daß in den Zeitungen fortwährend Anzeigen zu lesen waren, die etwa so lauteten:

„Zwölfjähriges Mädchen, blaues Kleid, roter Hut
in der Straße San Juan de Dios am soundsovielten um zehn Uhr verschwunden. Um Auskunft,
die . . . . . etc. wird gebeten."

Es verschwanden Knaben, doch vorwiegend Mädchen zwischen acht und zwölf Jahren. Ob im Zusammenhang mit dem Mädchenhandel oder zu Götzenopfern, war nicht festzustellen. G e f u n d e n wurden sie nie.

Alle diese Gefahren sah ich besser als Männer, die davon weniger berührt werden, oder flüchtige Durchreisende, die mit dem Volk in keinerlei Berührung traten und durch den Aufenthalt in einem erstklassigen Hotel immer einen gewissen An-

schluß an Europäer fanden. Ich, die ich wie eine aus dem Volke leben, mich bewegen und kämpfen mußte, ich lernte die Welt ohne Maske kennen . . . .

## Der Schrecken in der Nacht.

Die Tage vergingen wie ein Mareritt; aber sie vergingen. Ich erfuhr viel über den Aberglauben in Peru, hörte von Hexen und Verzauberung und konnte gut verstehen, daß in solcher Umgebung und mit dem Herzen des Misti unter der Kathedrale alles glaubhaft schien. Ueber dem Tor alter Kirchen sah ich die Götter der Inkas — Sonne und Mond — neben dem Kreuze, und gewiß beichteten Indianer noch immer am Rande der Flüsse auf offenem Felde. Jedenfalls rissen sie sich eine Wimper aus, wenn sie zufällig die Sonne von einer Anhöhe aus begrüßten, und spien Cocablätter in Anbetung auf eine Huaca, einen merkwürdig geformten Stein, der zum Götzen wurde. Vermochten sie dem Priester den Tod eines Zwillingskindes zu verheimlichen, so bewahrten sie die Leiche in einem Tontopf im Hause selbst auf, damit sie zur glückbringenden Huaca werde.

Die Zahl der Schüler hatte sich etwas vergrößert, und ich durfte hoffen, nach Cuzco und La Paz weiterreisen zu können, sobald mein dreimonatiger Vertrag mit dem Vater der dreizehn Kinder abgelaufen war. Dies waren im Grunde meine liebsten Schülerinnen, obschon ich auch fand, daß der Geist der Mädchen zu nichts Idealem Aufschwung zu nehmen vermochte. Die schönsten Werke der Literatur ließen sie unberührt, das höchste Streben der Menschheit war ihnen nur ein leerer Traum und selbst ihr Glaube war ein Gemisch von Zeremonie und Aberglauben ohne Tiefe. Seltsam berührte es mich, daß sie nie sagten, wie alt sie waren und daß sie, obschon die älteste höchstens etwas über achtzehn war, schon recht verblüht wirkten. Sie waren gelblich, galten aber vor der Welt schon als „Weiße“.

Am Montag hatte sich bei mir durch das Trinken ungesunden Wassers die Ruhr entwickelt; ein Verwandter der Dreizehn gab mir eine Flüssigkeit, die als Geheimnis behandelt wurde und durch die ich tatsächlich in vierundzwanzig Stunden genas. Ich mußte jede Stunde zehn Tropfen in einer Schale siedenden Wassers trinken und unbedingt fasten.

Obschon die Anfälle Freitag ganz und gar überstanden waren, legte ich mich doch nicht nur im Nachthemd, sondern noch mit dem Schlafrock bekleidet, nieder, nachdem ich wie immer meinen Rundgang gemacht und alle Schlösser untersucht hatte. Die Hunde heulten wie jede Nacht, die Drehorgel

spielte irgend einen spanischen Tanz und das Klappern der Fußgänger folgte mir bis tief in den Schlaf.

Während ich — die Ohren mit Watte verstopft, um überhaupt einschlafen zu können — auf meinem sehr verwanzten Bette lag, träumte ich von Italien, ging gerade mit meiner Tante durch eine sehr enge, sehr belebte Straße, plauderte italienisch und vernahm dennoch hinter mir, dicht am Ohr, in englischer Sprache die Worte: „Wach auf! Wach auf!“

Gegen meine Gewohnheit gehorchte ich dem Befehl augenblicklich. Mein Herz klopfte laut. Ich zog die Wattebauschchen aus den Ohren und setzte mich auf dem Ellbogen auf. Kein Laut ringsumher. Hunde und Menschen waren verstummt, der Mond war am Ende des letzten Viertels, und trotz der Glasscheiben war mein Zimmer in geradezu schwarzer Finsternis.

„Wie dumm!“ dachte ich angestrengt in die Stille schauend. „Warum sitze ich hier mitten in der Nacht und starre in den Raum hinein?“

Ich war eben im Begriff, mich zurückzulegen, als eine Gestalt — ein unerkennbares Etwas — sich lautlos dicht vor dem Bett bewegte. Sie schwankte hin und her wie eine Riesenschlange, die ein Tier hypnotisiert. Noch fühlte ich keine Furcht, nur wachsendes Staunen. Was in aller Welt wackelte so?

Im nächsten Augenblick kam mir das Verstehen. Bei verschlossenen Türen, Gott allein wußte wie, war ein Mann in mein Zimmer eingedrungen. Ich dachte an den Totschlag vor dem Molino de Hurtado und wußte, daß ich verloren war. Dreimal schrie ich, doch nicht wie damals beim Maisabenteuer, sondern stiller, durchdringender. Ich verstand zum erstenmal, warum man vom „Gerinnen des Marks in den Knochen“ sprach. Selbst der Mann war davon angegriffen, denn er flüsterte:

„Schsch! Ein Verbrecher ist entsprungen und irrt über die Dächer! Ich beobachte ihn von hier aus!“

Die Antwort betäubte mich. Wie war der Mann in mein Zimmer gekommen? Tür und Fenster waren zu, die Seitentüren auf meiner Seite verriegelt. War er durch den Boden gestiegen? Was sollte, was konnte ich tun?

Das Licht war nicht zu erreichen, denn man drehte es mitten im Raum an, und zwischen mir und dem Unbekannten war kein Platz zum Durchgleiten. Im Nebenraum hüstelte jemand, ohne auf meinen Notschrei zu Hilfe zu kommen. Nun wußte ich, was ich immer geahnt hatte: daß man in Peru völlig allein war, unter Tieren, nicht unter Menschen. Der Unbekannte, von dem ich nichts als eine Art Mützenrand erkennen konnte, rief leise, aber drohend, die Hand in die Tasche versenkend:

„Wenn Sie wieder schreien, töte ich Sie!“ Und sofort darauf in der schonungslosen, barbarischen Art jener Männer: „Ich will dich genießen!“ Als ob ich ein Butterbrot oder ein Glas Bier gewesen wäre!!

Mein maßloses Grauen hatte mich verlassen. Ich wußte, daß der Tod das angenehmste Ding war, das ich ersehnen konnte, und da ich den Fall schon klar am Tage überlegt hatte (Warnungen genug hatte ich erhalten!), so verlor ich keine Gehirnkraft im Nachdenken. Eins wollte ich: So verzweifelt kämpfen, daß er mich töten mußte, ehe . . . .

Aber teuer zahlen sollte er für das zweifelhafte Vergnügen!

Ich habe eine sonderbare Eigenart: Ich kann nichts im Leben ohne Schuhe unternehmen. Ob es das Gefühl ist, daß ich barfuß nicht fünf Schritte weit käme, ob es eine ererbte Eigenschaft ist, ich könnte es nicht sagen, doch wenn ein Schiff in Gefahr scheint, ein Feueralarm ertönt oder jemand einfach an der Türschelle zieht — immer muß ich zuerst wenigstens Pantoffel anhaben, und ehe ich mein Leben teuer verkaufte, wollte ich kampffähige Schuhe aufweisen. Warum? Gott allein weiß es.

Meine kindische Pantoffelsucht rettete mich; denn als ich die Hand nach den Fußhüllen ausstreckte, ergriff ich die Eisenstange, die ich — weitere Angriffe meines Hausherrn befürchtend — neben meinem Bette liegen hatte und deren Gegenwart mir ganz entfallen war.

„Ich will dich genießen!“

Alles, was ich hier umständlich beschreibe, spielte sich in wenigen Minuten ab. Blitzschnell arbeitete das Gehirn, und eine Sekunde lang hegte ich den Wunsch, dem Tier die Stange mit voller Wucht auf den Kopf zu schlagen und damit ein- für allemal frei zu werden, aber sogar da wußte ich, daß ich nie wieder froh werden würde: daß er mir tot viel unangenehmer erscheinen müßte als lebend, und so stieß ich ihm die schwere Stange lieber mit voller Wucht in die Brust. Er hatte Gefahr geahnt und sich nicht in der ersten Leidenschaft auf mich gestürzt. Nun flog er durch die Weite des Zimmers und sank neben der Wand nieder. Ich sprang aus dem Bett und erreichte mit einem katzenartigen Sprung die Türe, riß sie auf, sauste die halsbrecherische Leiter, die ich am Tage mit äußerster Vorsicht betrat, hinunter — ich glaube, ich sprang beinahe vom ersten Stock glatt in den erhöhten Patio hinab — und schlug mit der Eisenstange an jede einzelne Türe, fand und weckte die „Eule“ und fragte mich die ganze Zeit, ob der Verbrecher nicht am Ende, nachdem er mich verloren hatte, mit meiner Tasche und allen Dokumenten durchbrannte.

An die Folgeereignisse erinnere ich mich nur wie durch einen Schleier. Die Eule warf sich auf den Liegenden, und sie kämpften einen Kampf auf Leben und Tod. Dem Hausherrn war es wohl am meisten leid, daß nicht e r mir so nahe gewesen, und ich weiß, daß ich ihm die Eisenstange hinhielt, ohne jedwedes menschliches Gefühl zu verspüren. Alle Einwohner bildeten einen Kranz um die Kämpfenden, und jemand lief heulend um die Polizei. Um meinetwillen hätte sich keine Seele gerührt.

Es war vier Uhr früh, ehe wir zur Ruhe kamen. Der Mann hatte die Glasscheibe durchschnitten und von innen ganz leise das Vorhängeschloß aufgemacht. Wenn ich nicht die Traumwarnung erhalten hätte, würde er mich schlafend überfallen haben.

An jenem schrecklichen Samstag ging ich von Gericht zu Gericht, stets vom Schutzmann begleitet, der auch allzeit sehr höflich links ging. Alle Tugend der Peruaner beginnt und endet damit. Selbst die Priester winkten mir immer, an der Innenseite der Häuser (der Damenseite) zu gehen, eine Artigkeit, die ich ausgerechnet in diesem wilden Lande nicht schätzte; denn damit wurde mir, im Falle eines Angriffs, die Flucht abgeschnitten. Ich pendelte daher — aller Vorschrift zum Trotz — an der äußersten Fußsteiggrenze.

Nachmittags um drei landete ich vor dem obersten Richter. Der Angeklagte weinte. Er war noch nie abgestraft worden. Das war sein erstes Vergehen, und er entschuldigte sich mit der Behauptung, daß es ihm unmöglich gewesen sei, der Versuchung zu widerstehen, die weiße Frau zu besuchen, die neben ihm wohnte. Ich hatte ihn nie gesehen, geschweige denn ermutigt. Der Richter sprach ihn frei. Später erfuhr ich, daß er selbst einer Zuhälterin viel Geld gegeben hatte, um ihm ein sechzehnjähriges Mädchen zuzuführen, das er vergewaltigte. Da verstand ich sein Urteil . . . . .

Das ist das Land, wo man die Guten bestraft und die Bösen belohnt.

Ich hatte mich in der Nacht der Tropen (die Luftwärme fällt um zwanzig Grad) derart erkältet, daß ich mich nicht rühren konnte. An ein Packen war nicht zu denken. Drei Tage war ich „unausstreckbar“ und weinte bei jeder Bewegung; hierauf begann ich nochmals eine schwierige Wohnungssuche; denn die dreizehn Kinder wollten mich nicht vorzeitig gehen lassen, und ich war zu anständig, um durchzubrennen.

Jene, die nur an sich denken, fahren indessen im Leben weitaus besser. In der ersten Nacht schob sich eine Hand durch die Oeffnung. Ich schrie: „Wer da?“ und der Arm verschwand. Keine Schritte. Ich brannte die ganze Nacht Licht.

Riesenratten marschierten durch den Raum; die Wanzen ergötzten sich. Ich hielt Gewissenserforschung, denn jedes Schlafen blieb ausgeschlossen. Was hatte ich unternommen? War irgend ein Gewinn solche Opfer wert?

Ich hatte nach all der Aufregung nicht geweint; wie üblich ging ich meinen verschiedenen Pflichten nach, aber ich nahm in einer Woche um fünf Kilo ab, und die Angst, in einem ganz finsteren Zimmer zu schlafen, ist mir fürs Leben geblieben. Noch heute erwache ich zuzeiten und starre verschreckt in das Dunkel in Angst vor einem Menschtier, das an meinem Lager steht . . . . .

## In Yanaguara.

Ehe ich noch ein Zimmer gefunden hatte, wurde ich von einem zugereisten Franzosen und einem Einheimischen, dessen geistige Höhe mir einige Sicherheit zu gewähren schien, eingeladen, nach Yanaguara zu wandern. Es liegt jenseits von Arequipa auf dem Weg zur Sternwarte. Die Häuser sind wie aus einem Bilderbuch geschnitten, so eckig, seltsam, buntbemalt, mit Stuck beladen; böse Hunde kläffen hinter dem Fremden her; neugierige Blicke heften sich an die Fersen des Wanderers. Da lernte ich zum erstenmal die Tintenpflanze mit ihren blauroten Beeren kennen, den Tauri, einen Baum mit doldenartigen, roten Blüten, dessen Rinde zum Gerben des Leders dient, und andere Gewächse.

Das Pfarrhaus ist im altspanischen Kolonialstil erbaut, und als uns der geistliche Herr erkannte, winkte er uns, einzutreten. Er zeigte uns Bücher, die über zweihundert Jahre alt waren und von denen eins eine gruselige Beschreibung der peruanischen Pest (des schwarzen Erbrechens) enthielt. Auch erzählte er uns von einer alten Schrift in seinem Besitz, die ein Bergwerk im Gebiete des heutigen Arica genau beschrieb und angab, daß jenes Gestein Diamanten, Smaragde und Rubine in großen Mengen eingesprengt habe, doch wollte der alte Herr das Geheimnis nicht verraten, weil dieses Gebiet heute zu Chile gehörte und man noch immer hoffte, es einmal an Peru zurückfallen zu sehen. Das Werk ist in sehr klarer Schrift verfaßt und aus echtem Pergament.

In Yanaguara bewundert man das Grab des Generals Moran, und in der uralten Kirche befindet sich ein wundertätiges Gnadenbild der Mutter Gottes aus Wachs, das von Kaiser Karl dem Fünften für Cuzco geschenkt wurde, auf der Durchreise indessen auf Quetschua sagte: „Hier bleibe ich!“ Die Mutter Gottes hat einen Mantel voll Silberstickerei und Ohrringe mit echten Brillanten nebst einer zarten Krone auf dem Haupte.

Die Kirche selbst ist über dreihundert Jahre alt und weist den verschnörkelten, überladenen Stil auf, der damals in Spanien Sitte war. Bilder aus dem Jahre 1607, und ein anderes, neueres, das schreckliche Erdbeben von 1784 darstellend, zieren die Wände, und im Taufbecken wurden alle Edlen von Arequipa getauft. In den Nebenschiffen sah man ebenfalls alte Bilder, auf denen das Haar der Madonna sternenüberrieselt war.

Der Pfarrer ersuchte mich, da ich keine Mantilla hatte, den Hut abzunehmen und den Gedanken, so mit dem Hute in der Hand (nicht nur bildlich genommen) herumzuwandern, fand ich unendlich komisch, und es bestärkte dies nur meine Ueberzeugung, daß in Südamerika der christliche Glaube ein seelenloses Getue von Zeremonien war. Er äußerte sich nicht im Leben, nicht in der Kunst, sondern nur in abergläubischen Gebräuchen und sinnlichen Gebärden. Als ob es dem lieben Herrgott angenehmer sein sollte, mich ohne Hut herumspazieren zu sehen!

Der Pfarrer — selbst eine malerische Gestalt, beleibt, das gerötete Gesicht voll Bartstoppeln, einen abgedienten Strohhut auf und einen langen, schwarzen Talar mit breitem Kragen an — zeigte uns mit großem Stolz seinen Garten, der voll Pfeffer- und Paprikasträuchern, einem Chirimoyabaum und unzähligen Nelken war.

In einem kleinen Krämerladen aßen wir Brot und Käse. In Fässern rund um uns lag Cau-cau oder Fischlaich. Im frischen Zustand ist er grünlich oder hellgelb, später orangefarbig.

Bevor wir den Ort verließen, kehrten wir in einer Chicheria ein. Ein kleines Mädchen deckte den Tisch mit Fingern, die seit der Geburt Wasser nur durch ein Mißgeschick kennen gelernt hatten, und mit einem Tuch, das den Händen entsprach und von meinen Begleitern sofort der Maid nachgeworfen wurde, was sie sehr übel nahm. Hierauf erhielten wir Picante, Salat mit kleinen Stückchen Huhn oder Meerschweinchen, Kuttelfleck mit blauen Kartoffeln und endlich ein Riesenglas Chicha, von dem wir nur nippten. Die Peruaner beginnen gegen Mittag, Chicha zu trinken und werden von da ab faul, behauptet man. Fauler als am Morgen können sie, meiner Ansicht nach, jedoch auf keinen Fall sein. Ein Truthahn ärgerte sich über einen Leierkasten und schrie dazu.

Als wir heimkehrten, war es kühl, und ich merkte, daß der Peruaner mehr darunter litt, als wir Europäer.

## Im neuen Heim.

Der größte Uebelstand beim Zimmersuchen war der Mangel eines gewissen Ortes. Man zog Leute vor, die sich dieser Geschäfte an den Straßen entledigten. Zum Schluß fand ich indessen ein gassenseitiges Zimmer in der Calle Jerusalem, dicht neben einer Tischlerwerkstatt, so daß ich das erquickliche Gefühl hatte, man sägte und hobelte an meinem zukünftigen Sarge.

Am Abend wollte ich den Luxus in Gestalt des Ortes besuchen. Eine Schachtel Zündhölzer in der Hand, machte ich mich auf den Weg, kreuzte den Hof und öffnete die Türe. Ein Truthahn beherrschte den Sitz und machte keine Miene, sich um meinetwillen herabzubemühen. Ich mochte schreien, stoßen, blasen ...., der Truthahn saß, und da ich füglich nicht unverrichteter Sache abziehen wollte, setzte ich mich endlich zu ihm hin und ließ mich ordentlich anpecken. Zum Glück wurde er am nächsten Tage schon gegessen und meine nächtlichen Wanderungen dadurch erleichtert.

Meine Hausfrau lud mich im Austausch für die damals sehr gesuchten jugoslawischen Marken zum Abendbrot ein. Wir hatten Chupo, die Lieblingsspeise der Eingeborenen, die als Grundlage Chilepfeffer, Wasser und Salz hat und der allerlei Gemüse beigemengt wird, auch eine Torte, reich mit Quittenmarmelade gefüllt.

Das Zimmer war ruhiger, heller, angenehmer als mein Bau in der Casa rosada, dennoch wurde ich das Gefühl kommender Gefahr nicht los.

## Der Stelzfuß.

Ich lief bei allen Spaziergängen wie ein Hund an der Leine, wenn nicht der Franzose und sein Freund mich begleiteten. Am meisten ging ich nach Tingo, weil die Elektrische da entlangfuhr, und ich immer hoffen konnte, im Fall von Gefahr auf den Wagen zu springen. In Tingo, das sehr an unsere heimischen Marktflecken erinnert, gibt es heiße Bäder. Wer da will, entkleidet sich hinter einem Holzzaun und steigt nackt ins Wasser. Männer wie Frauen. Man zahlt zehn Centavos für diesen Genuß. Die Centavos hätte ich aufgebracht, doch den Mut nicht. Es war gar nicht wünschenswert, als Dollar unbeschützt unter Geldmist zu sein ....

Zwischen Tingo und Arequipa, wo die Elektrische die Bahnstrecke kreuzte, stand ein Wächterhaus. Es war ein Holzbau ohne Einrichtung, mit halber Tür und einer Fensteröffnung. Vor dem Haus stand eine Bank und vor der Bank ein Mann. Der gute Tutankamon mag sein Zeitgenosse gewesen

sein. Alt, uralt. Alt und beinlos. Er humpelte auf Krücken und sah dreiviertel tot aus. Eines Tages redete er mich an.

Wir besprachen die Hitze des Tages, den Staub der Reichsstraße, die Höhe der Preise. Er forderte mich auf, in sein Haus zu treten und zu rasten. Das war ein halbes Haus und der Mann nicht einmal eine ganze Menschhälfte, daher trat ich ein. Kaum saß ich ordentlich, sprach d i e s e s Gebilde von Liebe! Ein Pfund Sterling in Gold! Mir war zum Lachen und zum Weinen. Ich wünschte dem Zeitgenossen Tutankamons guten Tag und entfernte mich gelassen. Ein Glück, daß er k e i n e n Fuß hatte. Immerhin versuchte er noch auf den Krücken hinter mir herzulaufen. Worte von „Gold“ und „Bier“ folgten mir und endlich Drohungen. Besuchen würde er mich, in ganz Arequipa würde er mich suchen. Ob ich etwa glaubte, das Fehlen seiner Beine und die Zahl seiner Jahre . . . .?

Tagelang hielt ich ängstliche Ausschau nach einem Mann ohne Beine, aber m i t Herz.

Mir ist die umgekehrte Verbindung allzeit lieber gewesen.

Bis hierher kann ich immer in Erinnerungen wühlen, doch dann schlägt nach all den Jahren die Welle der Bitterkeit hoch, und ich lasse sechs Wochen unberührt in den Brunnen der Zeit fallen, Wochen, in denen meine Seele viel lernte, besonders daß sich im menschlichen Dasein alles um die Macht der Sinne dreht und wenige, gar wenige Leute von der Pest der Leidenschaft befreit stehen können, wie hochgeistig sie auch sonst sein mögen; daß es immer das W e i b ist, nicht das entwickelte Ich, was ein Mann — irgend ein Mann — sucht; daß es im Leben nicht auf die Leistungsfähigkeit eines Einzelwesens ankommt, sondern auf die Lust- oder Unlustgefühle, die solch ein Einzelwesen in anderen entwickelt. Gegen die Anschauung der ganzen Welt habe ich mich damals aufgebäumt, bereit, allein zu stehen, und allein habe ich auch seither gestanden. Meine Kunst ist mein alles geworden; aber die Männer, die mich trafen, behaupten, daß ich überhaupt nur zur Freundschaft fähig bin und von der Liebe nichts weiß.

Wenn Liebe dem peruanischen Begehren gleichkommt, dann sage ich mit Freude: Nein, Gott sei Dank!

Damals schrieb ich, ehe ich Arequipa verließ, in mein Tagebuch: „Glücklich die Menschen, die ohne höheres Streben durch die Welt ziehen! Sie leben in der Schale ihrer stumpfen Zufriedenheit und Unwissenheit ein beschauliches Tierleben und kennen keines der Leiden, denen ein Dichter, Forscher oder Denker ausgesetzt ist. Oft wünschte ich, streblos, wunschlos, tierisch zu sein; dann litte mein Körper nicht heute unter Hunger und Kälte und bliebe meiner Seele das Fegefeuer erspart. Was ist die Welt? Eine Menge von Leuten, die einen

beneiden, anfeinden, mißverstehen, oder die teilnahmlos an uns vorbeigleiten. Und d a r u m opfert man Jugend, Gesundheit, den Frieden der Seele?! — — Und das Schlimmste ist: Man handelt nicht mit freiem Willen. Man folgt einem inneren Zwange, einer Macht, die keine Gnade kennt und die antreibt. Selig er, der davon verschont geblieben. Alles Schöne, was wir sehen, das M e h r, das wir fühlen, ist über- und überbezahlt mit den Leiden, den Opfern. Wenn wir manchmal ein Stücklein Himmel offen sehen — was ist das? Wir leben dafür körperlich und seelisch in der Hölle. Unser Forschen, unser Schaffen wird mit tausend Opfern und Tränen bezahlt; unsere Freundschaften — selten wie der grüne Strahl bei Sonnenuntergang — kosten uns leicht den Frieden der Seele, und was gibt uns Mit- oder Nachwelt, was gibt uns selbst die Gottheit als Entschädigung für solches Leid? Nichts. Im besten Falle (und wie selten!) einen Namen."

## V o r d e m M i s t i.

„Fate show thy force; ourselves we do not owe;
What is decreed must be — and be it so!"
Shakespeare.

Meine Zeit war abgelaufen; gleichzeitig wußte ich, daß es Selbstmord war, über La Paz und das Peru gleichstehende Bolivien allein nach Chile zu reisen. Mein einziges Sehnen, wenn nach all den Aufregungen ein Sehnen geblieben war, bestand darin, zu Englisch sprechenden Leuten zu fliehen. Der nächste Punkt in dieser Beziehung war Panama. Und obschon altgebacken, besaß ich dennoch das Visum der Republik auf meinem Paß.

W i e fieberhaft ich zu verdienen versuchte! In der Hinterstube einer Krämerin erteilte ich einer armen Verkäuferin englischen Unterricht. Sie konnte nur zwanzig Centavos zahlen, aber ich war verzweifelt, wollte unbedingt fort, und 20 Centavos genügten für meine tägliche Kost.

Der einzige Schüler, der nicht gemein gegen mich vorgegangen war, schenkte mir einen alten Inkaschatz — einen Teufel, wie er ihn nannte, — vor dem seine Frau sich fürchtete. Ich speiste einmal in seinem Hause und schaute hinüber nach Yanaguara, betrachtete die Pappelallee, wo man mir kopfgroße Steine herabgerollt hatte, um mich damit zu erschlagen, den Fluß, über den zurück ich nach dem Maisabenteuer geflüchtet war, und den Misti, der bläulich umsponnen und erdfern auf mich herniederlächelte. Nicht berührte ihn das Kleinliche eines Menschendaseins . . . . .

Nach Erhalt dieses Inkaschatzes hatte ich noch mehr Unglück als zuvor, ohne es indessen dem Götzen zuzuschreiben.

Ich weiß, daß ich einen ganzen langen Sonntag hindurch regungslos vor ihm verharrte und Coca kaute, um herauszufinden, ob man tatsächlich weder Hunger noch Durst verspüre. Eine tiefe Gleichgültigkeit bemächtigte sich meiner; ich wollte nichts, als sitzen, regungslos sitzen. Die Blätter schmeckten bitter, durften auch nicht gekaut werden, sondern mußten mit der Zunge gegen den Gaumen gedrückt, langsam ausgesogen werden. Wunschlos blieb ich, aber am nächsten Tage war ich so erschöpft, daß es mich bedeutende Anstrengung kostete, mich weit genug zu schleppen, um mein tägliches Brot in der Markthalle einzukaufen.

Aus der nur in der Montaña, im sogenannten Tropengebiet jenseits der Anden vorkommenden Coca macht man das berühmte Cocain. Das Einsammeln erfordert sehr viel Sorgfalt; denn die Blätter müssen vorsichtig abgezupft, etwas, doch nicht zu sehr getrocknet und in luftigen Doppelkörbchen verladen werden, die Lamas über die ungeheure Bergkette bis in die Nähe der Eisenbahn tragen. Die Indianer kauen Coca, wie man bei uns Tabak raucht. Um den Gürtel tragen sie einen länglichen Sack, der voll grünlicher Blätter ist, die sie von Zeit zu Zeit in den Mund schieben. Wenn sie das regelmäßig tun, können sie ohne Beschwerde große Lasten tragen, verspüren weder Schlaf noch Hunger, noch Durst, bleiben aber sehr mager. Sie wahrsagen aus dem Fall der Blättchen, sie speien die grüne, gekaute Masse einer Huaca als höchste Verehrung zu, und die Mischlinge und Weißen kochen Tee, der ebenfalls anregt und den Schlaf bannen soll. Ich war wohl zu unterernährt, um von Coca allein leben zu können.

Am Abend vor meiner Abreise wollte ich jemandem ein Paket schicken. Ich traf unterwegs einen kleinen Jungen — acht oder zehn Jahre alt — und bot ihm zwanzig Centavos an (ein Vermögen in Kinderaugen), um mich zu begleiten und die Sachen abzuliefern. Er hatte einen verschreckten Ausdruck im Gesicht und verharrte regungslos auf der Zimmerschwelle. Ich bin nie ein Künstler im Binden gewesen, und auch da versagte die Schnur, daher rief ich dem Knaben zu, mir ein wenig zu helfen.

„Verzeihen Sie, aber ich wage es nicht!“ sagte er, die Augen voll Abwehr.

„Die Ausländer werden d i r nichts tun,“ sagte ich bitter, mich vergessend. „Ihr Peruaner seid es, die dem Ausländer bei jedem Schritt gefährlich werden und er allein ist es, der sich vor euch zu fürchten hat.“

„Ah, Señorita,“ meinte er, offenbar geneigt, meinen Worten Glauben zu schenken, „seien Sie nicht böse, aber ich bin

so verschreckt. Vor einigen Tagen hat mich ebenfalls eine Señorita in ihr Haus genommen und sie hat . . . .“

Sie hatte sich — ein Weib! — an diesem Kinde vergriffen! In diesem Augenblick hätte ich in die Knie sinken und vor Scham über mein Geschlecht, die Menschheit, die ganze sündige Welt, Seelenerbrechen haben können — — und mögen.

Einige Stunden später stand ich vor dem Misti, über den wie das Blut der Gerechten der verglutende Strahlenschwanz des Tages glitt. Hinter mir, seelisch und räumlich entfernt, bellten die bissigen Hunde, kreischten die Weiber, jammerten die Kinder, stoben die Lamaherden heimwärts über die weite trostlose Ebene, wie Teufel vor dem Winde. Finster gähnten die Schluchten der Berge, drohend, feindselig knisterte der Sand, und hinter den windgebeugten, zerzausten Weiden, die wie Hexenfinger aus dem Boden ragten, ging langsam der Mond auf . . . .

Da tat ich, was ich nie getan hatte: Ich hob die Hände wie einst die Propheten Israels und verfluchte das ganze Land mit einer rührenden Unparteilichkeit — den Erdboden, die Pflanzen, die Steine, die Tiere, die Menschen und alles, was ihnen gehörte. Ich nahm nur den Misti aus, von dem immer etwas wie überlegenes, erdfernes Mitleid für mich ausgegangen zu sein schien, und die Esel von Arequipa (aber nur die vierbeinigen!), denn die hatten es ebenso schlecht da wie ich selbst.

Auf dem Heimweg, vor dem Goyaneche, traf ich das Kind eines Köhlers, das mühsam einen Korb heimschleppte. Das Mädchen sprach mich an und sagte — trotz seiner kurzen vierzehn Jahre: „Für uns Frauen ist hier das Leben sehr schwer.“

„Ach, Kind,“ erwiderte ich und das Weinen war mir nahe, „das Leben ist für uns Frauen ja überall schwer . . . .“

Vor meinem Fenster, das einen Riesenkäfig trug, der alle Raubtiere abhielt, heulten die hungrigen Köter die ganze Nacht und fraßen sich gegenseitig auf. Wild waren sie, doch noch lange nicht so wild wie die Menschen.

Von der großartigen Kultur der Kinder der Sonne war nichts als irgend ein altes Gemäuer noch vorhanden. Die Mischlinge aber hatten weder die Tugenden ihrer indianischen noch ihrer europäischen Vorfahren. Ich verstand, warum die Nordamerikaner dieses Land, das so wunderbar und so reich ist, den Schmutzfleck auf der Landkarte Südamerikas nennen.

## Um eine Muschel. . . .

Um Mollendo fiel der schwere Tau der Winterszeit, und spärliches Grün, nicht Gras, nicht richtig Pflanze, bedeckte teilweise das braune Gestein. Die Tropensonne schien durch

ein dichtes Dunstgewebe, aber immer noch kräftig genug, den Schweiß aus allen Poren zu treiben. Der erwartete „Imperial“ war noch nicht eingetroffen. Im Hotel folgten mir die Augen der Männer wie Dolchstiche, und, um ihnen zu entgehen, trat ich ins Freie.

Ich wollte am Strande Muscheln suchen. Ein Weib, das ich befragte, zeigte mir den Weg und schwor hoch und teuer, daß es sicher war, ihn zu betreten. Er führte über den Rücken der Klippen in eine Vertiefung hinab. Als ich mich plötzlich vorbeugte, um hinabzuspähen, sah ich, wohl hundert Meter unter mir, vier Männer auf einem Baumstamm sitzen. Sofort fuhr ich so erschrocken zurück, als ob ich vier Pumas unten erspäht hätte, und schlug den Weg nach Mollendo ein. Das letzte Haus war nicht in zehn Minuten Wegentfernung gelegen, doch hinderte der braune Sand einigermaßen das Gehen. Jedenfalls hatte ich nicht zwanzig Schritte getan, als ich mich einem Manne in Eisenbahnuniform gegenübersah, der mir geheimnisvoll winkte, mich ruhig zu verhalten, und mir zuflüsterte:

„Kehren Sie um, denn vier Männer suchen nach Ihnen.“

Das glaubte ich gern wie das Evangelium. Ich hatte die Pumas unter mir erblickt, und sie hatten, eine Sekunde lang, zu mir heraufgeschaut.

„Wir müssen den unteren Weg gegen die Klippen einschlagen,“ meinte der Mann, und da ich weder vorwärts, noch gut rückwärts konnte, mußte ich wohl oder übel tun, was im Augenblick das Richtigste schien, — mich der Führung des Beamten anvertrauen. Er trug die Bahnuniform und das flöste mir einige Zuversicht ein. Ich begann, ihn nach Mutter und Geschwistern auszufragen, und ließ durchblicken, wie froh ich war, in ihm jemand zu entdecken, der bessere Anschauungen hatte.

Wir erreichten die Vertiefung unweit des Meeres und ich hob zum Scheine eine Muschel auf, während der Mann ein Versteck hinter den Felsen suchte.

„Hätte ich nur eine Waffe, so würde ich denen da oben schon zeigen,“ murmelte er.

Wir blieben indessen nicht lange, denn die Hyänen tauchten unweit von uns auf, und in meiner Angst hastete ich weiter. Hinter einem Sandhügel fanden wir Schutz. Da sagte der Mann zu mir:

„Es macht sich mir nicht bezahlt, mich mit diesen vier Menschen einer Fremden wegen zu verfeinden, aber wenn Sie . . . . .“

„Warum ich? Es gibt ja hier tausend Frauen . . .“

„Nicht weiße Frauen; nein, um Geld ist mir nichts," als ich ihm mein sauer verdientes Geld anbot, „aber eine weiße Frau — dafür wage ich alles! Was tut's? Niemand auf Erden weiß es!"

Damals, im heißen Sand von Mollendo, habe ich vor einem Mitmenschen im Staube gekniet und habe ihn beschworen, mir aus dieser Not zu helfen. Er griff mich nicht an, aber helfen wollte er nicht. Er bemerkte nur, er müsse um drei Uhr im Dienst sein und wolle mich meinem Geschick überlassen. Vergeblich forschte ich nach einem Ausweg. Nach Mejia waren es zwei Stunden im heißen Sand zu laufen; hinter mir, über die Ebene zerstreut, waren die Männer; gegen die Berge hin traf man die verwilderten Holzarbeiter, und auf dem Klippenpfad zurück wollte er mich nur schützend führen, wenn . . . .

Da packte mich eine dumpfe Wut, und ich sagte dem Manne, er möge nur gehen. Ich raffte mich vom Boden auf, ergriff meine Tasche und steuerte geradeswegs auf die Klippen — die furchtbaren Klippen von Mollendo — zu. Hier war das Meer so wild wie die Bewohner dieses verruchten Landes. In wenigen Sekunden würde ich tot sein.

„Wohin wollen Sie?" rief mir der Beamte ungewiß nach.

„Das geht Sie nichts an!"

Ich hatte die Klippen schon beinahe erreicht, als er mich einholte.

„Nun springe ich hinein!" erklärte ich und trat vor.

Er mußte sich da wohl gedacht haben: Geld, Frau und möglicherweise etwas Seelenruhe sind in dem Fall unnütz weg, und er bat mich, einige Minuten zu warten und mein gesamtes Bargeld ihm zu übergeben. Damit wollte er die vier Männer abkaufen und mich sicher auf dem Bahngeleise nach Mollendo bringen.

Ich gab ihm alles; denn was nützte mir Geld unten im gelben Schaum der Brandung? Er kaufte die Leute los, und zehn Minuten später stand ich auf dem Hauptplatz des elenden Fischerdorfes und besaß außer Fahrkarte dritter Klasse (der einzigen, die zu erstehen meine Ersparnisse hingelangt hatten) und zehn amerikanischen Dollars in einem Beutelchen um den Hals nichts als meinen Koffer und meine Erika.

Fünf Dollars wechselte ich mit Verlust (nachdem ich sie in Arequipa ebenfalls mit Verlust erstanden hatte) noch am gleichen Abend, um früh am folgenden Tage meine Rechnung und die Haifische zu bezahlen, die mein mageres Gepäck nach dem „Imperial" schleppten; fünf Dollars blieben mir in einem fremden Lande unter ganz fremden Menschen, um damit ein neues Leben aufzubauen . . . . .

Meine letzte Erinnerung gleicht meiner ersten: Ich hatte mich nachts fest eingesperrt und lag auf dem Lager, hitze- und sorgengefoltert. Würde man mich ohne Vorweisung von Geld nach Panama hineinlassen? Was würde ich da beginnen? Warum hatte mich niemand gewarnt? Die Uhr schlug Stunde auf Stunde im Gastzimmer nebenan, und immer noch wälzte ich mich auf dem brennendheißen Lager, als sich trotz meines Schlüssels im Innern die Türe mühelos öffnete und sich ein brauner Kopf in der entstandenen Oeffnung zeigte.

„Was wollen Sie?!“ herrschte ich ihn an, bereit, ihm an die Kehle zu springen.

Der Kopf verschwand bis auf eine Haarlocke.

„Ich wollte nur fragen,“ stammelte der Kellner unsicher, „ob Sie noch eine Decke brauchen, weil es kühler geworden ist.“

Das bei dreißig Grad im Schatten! Meine Antwort ließ keinen Zweifel über meine Gefühle aufkommen. Dann schob ich einen Stuhl vor die Tür und hob den Wasserkrug auf den Stuhl. Wenn nun jemand eindrang, mußte der Krug stürzen und mich wecken.

Gnade dem, der kommen würde!

Aber es kam nur der Tag mit seinen tausend Sorgen.

## An der Reede von Mollendo.

„Land der Verbrecher, leb' wohl! Nicht um den größten der Inkaschätze möchte ich dich wieder besuchen! Land, wo die Sinne herrschen und jedes bessere Empfinden schweigt.“

Ich schrieb dies damals — und mit vollem Recht — in mein Tagebuch, als ich auf meinem Koffer an Bord des „Imperial“ saß und meine Mitreisenden in Augenschein nahm. Vorwiegend waren es Indianer mit ihren Riesenbündeln, mit Hühnern und einem zahmen Papagei, mit Kindern ohne Ende, mit Bettzeugbündeln, die sich zu bunten Deckflächen öffneten. Ich hatte kein Bettzeug, fand keinen Sitz außer auf meinem Koffer selbst in einer leergebliebenen Ecke unweit des gewissen Ortes, der nur von Männern besucht wurde. Frauen und Mädchen benützten ohne Scham gewisse unentbehrliche Gefäße, die sie über die Reeling entleerten. Einzelne Kinder fingen sich gegenseitig Läuse — wohl eine Erinnerung an jene fernen Inkatage, in denen jedes Kind täglich beim Dorfältesten zwölf Läuse abzuliefern hatte, um sich früh an eine nützliche Beschäftigung zu gewöhnen.

Nach einer Weile brachte man das Mittagsbrot — einen fraglichen Eimer voll von einer noch fraglicheren Suppe und schöpfte sie in die Schüsseln aus, die jedermann bereit hielt. Ich hatte kein Gefäß — nichts als das Schälchen meines

Schnellsieders, denn ich wußte nicht, daß man auf dieser Linie als Deckpassagier Bettzeug und Geschirr mitzubringen hatte. Ich faßte daher nur eine schwache Schale voll und sogar noch einen Knochen darin, so daß mich der Aufseher sofort fragte, ob ich für Geschirr extra zahlen wollte. Auch würde ich, um verhältnismäßig wenig Geld, eine bessere Kost erhalten haben, aber alle Hoffnung strandete an meiner völligen Mittellosigkeit. Die fünf Dollars mußten für Panama bleiben.

Ich lehnte daher alle Hilfe ab.

Die Stunden vergingen allzu langsam. Ich kauerte in meiner zugigen Ecke und drückte meine Erika an mich. Den Plaid hatte ich ihr abgenommen und mich selbst hineingehüllt, denn der schwere Tau durchnäßte mich und machte mich frösteln. Langsam ging der Anker hoch, die braune, ungastliche Reede von Mollendo wich zurück, und durch die unaufhörlich fallenden Tränen sah ich nichts als das braune Gestein und die schimmernden Nitratfelder.

Gegen Abend kam einer der Offiziere, nachdem ich bei den geringeren Seeleuten immer jedwedes Angebot besserer Unterkunft abgelehnt hatte, und allmählich entlockte man mir den Bericht meiner peruanischen Abenteuer. Chile und Peru sind alte, erbitterte Feinde, und kaum hatte man vernommen, wie schlecht es mir im Lande der wunderbaren Inkakultur gegangen war, als man alles aufbot, mich die Schrecken der hohen Anden vergessen zu machen. Ausgeraubt wie ich war, verlangte man keinerlei Geld von mir, sondern brachte mir auf schönen Tellern die Kost der ersten Klasse ( es gab nur Deck und Salon auf dem Imperial), und der diensthabende Offizier versprach mir, ein Bett aufstellen zu lassen, sobald „diese peruanischen Tiere“ in Callao ausgeschifft worden waren. Die erste Nacht lag ich auf einer geborgten Matratze mit dem Gesicht nach unten, die Tasche gegen den Magen gedrückt und die ausgestreckte Hand auf meiner Erika . . . .

Hinter Payta.

Ich hatte mein Bett mitten auf dem Deck und am entgegengesetzten Ende hatte ein Jude aus Chile das seine. Er kümmerte sich wenig um mich, denn er spielte den ganzen Tag mit der eben freien Mannschaft Poker und schlief, ohne zu schnarchen, die ganze lange Nacht, so daß er mir Schutz ohne Aergernis war. Luis Ramirez brachte mir die Kost der Ersten, und je bitterlicher ich weinte, desto mehr Zucker tat er in den Morgen- und Nachmittagstee, bis nichts als Zuckersatz übrig blieb. Eines Tages blickte ich mit so viel Verzweiflung auf die Trümmer meiner Träume und meines erhofften Seins, daß ich unwillkürlich den Entschluß faßte, über die Reeling hinab in die den

Propeller umrauschende Wogenmenge zu springen, als ich seinen Arm auf dem meinen fühlte und seine gelassene Stimme mir sagte:

„Mir täte der Arme leid, der hier hineinfiele, denn es wimmelt von Haifischen, die uns stetig folgen.“

In den Wellen zu enden, das schien mir angenehm genug, aber so langsam von vielen Seiten angeknabbert zu werden, davor schauderte ich doch zurück. Ich setzte mich auf das Bett und starrte auf die schwimmende Küste von Peru hinter Payta, dem elenden Pestloch, das schon viermal niedergebrannt werden mußte, und das immer wieder mit all seinen Krankheitskeimen zu neuem Leben ersteht. Trostlos in trostloser, verlassener Gegend liegt es da, und nur, wenn der Mond auf all das Gestein und die Strohdächer der baufälligen Hütten fällt, tritt ein gewisser Zauber an den Tag, der den Peruaner sagen läßt: „Im Mondenschein ist selbst Payta schön.“

Manchmal kam der junge Unterkoch, sprach von Liebe und von seinen Lebenshoffnungen und trug seine Gedichte vor. Mir war's, als spräche ein Kind zu seiner wiedererstandenen Urgroßmutter, so weit zurück schien mir all das, was ich einst geträumt und die Welt, wie ich sie vor Peru gesehen. Das Schlimmste der ganzen Fahrt aber waren die kurzen Stunden vor Callao gewesen. Nun war der Himmel verdeckt, ein nasser dichter Nebel lag trauerschwanger auf den fahlen Wassern, und keine fünfzig Meter von uns lagerte der „Bologna“. Eine einzige Fahrt schob sich zwischen meine Erfahrungen und jenes Schiffsleben, und da schaukelte er so dicht neben mir und nichts war sich gleich geblieben — nicht einmal das Wetter!

Als wir die grüne Küste von Ecuador erreichten, erging der Befehl der Zwangsimpfung. Auch ich wurde hinter den roten Teppich geschoben und wurde geimpft, worauf mir der Schiffsarzt gedämpft (der harrenden Opfer wegen) zuraunte:

„Immer zu Ihren Diensten!“

Dabei küßte er mich.

Als Deckpassagier ist man immer ziemlich machtberaubt, in meiner Lage ganz besonders. Ich erkundigte mich daher nur bei der Mannschaft nach seiner Volkszugehörigkeit und erfuhr, daß man — um keinerlei Unannehmlichkeiten mit der peruanischen Hafenbehörde zu haben — stets als Schiffsarzt einen Peruaner wähle. Das hatte ich mir gleich gedacht. Zweibeine mit menschenähnlichen Gesichtern . . . .

## Im Golf von Panama.

Um fünf Uhr früh ermöglichte Luis Ramirez mir ein Bad. Gegen sechs wurde das Schiff nervös; denn es zeigte sich das Boot mit der gelben Flagge. Der amerikanische Arzt kam an

Bord, und ihm folgte, kurze Zeit darauf, der Polizeiinspektor samt Schwanz.

Ich war zu verzweifelt, um auch nur weinen zu wollen. Das wäre aber schon der Augenuntersuchung halber nicht wünschenswert gewesen. Mein Leben hing von dieser Untersuchung ab; denn verweigerte man mir aus Geld-, Gesundheits- oder Paßgründen das Einlaufen in Panama, so war ich fest entschlossen — ob Haifische oder nicht Haifische — vor den Augen der Behörden in den Golf hinab zu springen. Alles auf Erden eher, als eine Rückkehr nach Peru . . . .

Fünf Südamerikaner, der Jude, ein Neger und meine Wenigkeit sollten als Deckfahrer landen. Die anderen sprachen kein Englisch. Sie mußten ihr Geld vorzeigen und wurden als minderwertiges Zeug behandelt. Dann erklärte ich dem Beamten, daß ich einer Studienreise um die Welt halber zu sparen gezwungen und auf dem Wege nach Japan begriffen war. Mein Englisch war, wie es sein sollte, daher war ich Mensch.

„Haben Sie genügende Mittel?“

Ich bejahte. Würde er sie sehen wollen?

Aber er dachte sich wohl, wer nach Japan wolle, der müsse auch Geld haben, und zu meiner Erleichterung wandte er sich ab. Mein Visum, das so teuer erkauft zu haben, ich damals so sehr beklagte, war — bei allem Alter — ein regelrechtes Visum, und meine Augen, vierundzwanzig Stunden tränenlos erhalten, sahen gesund aus, als der Arzt das Lid, an den Wimpern reißend, hob. Unten, auf dem Hafendamm, stand ein weiterer Paßbeamter und überprüfte nochmals die Pässe. Im Augenblick zählte er die Häupter der Lieben eines reichen Nordamerikaners, der mit nicht weniger als sechs Frauen reiste, von denen jede wie ein Mont Blanc wirkte. Kein Wunder, daß der Beamte die Frauen wie Rübezahl einst seine Rüben zählte und die Zahl scheinbar nie eine zufriedenstellende war. Ich schwamm dicht an die Mont-Blancgruppe heran, glitt in ihrem Strom dem Beamten näher und näher und verschwand an ihm vorbei im Kielwasser der Großen; erreichte den Ausgang, befand mich im Freien.

Ich stand auf dem Boden der Vereinigten Staaten unter Englisch sprechenden Menschen und durfte neu aufbauen.

Mit fünf Dollars in der Tasche.

Dennoch kam mir nicht einmal der Gedanke, geschweige denn der Wunsch, die Reise aufzugeben und geschlagen heimzukehren. Gerade nun dachte ich mir, wie einst mein Vater, als er mit gezogenem Säbel durch die Elbe dem Feinde entgegenschwamm: Siegen oder sterben!

Fürs Nachgeben bin ich nie gewesen . . .

Es war eine schreckliche Wohnungssuche, denn in der Kanalzone, in den traumhaft schönen, blumenüberwucherten Häuschen durften nur Kanalangestellte wohnen, und unten in der Stadt fand man viele leere, doch wenig eingerichtete Zimmerchen. Wenn man sie fand, so kosteten sie viel zu viel für meinen armen Beutel. Erst in der Avenida B entdeckte ich eine Hinterbude, für die ich täglich zahlen durfte und zwar fünfzig Cents für die Nacht oder drei Dollars wöchentlich. Ich zahlte sofort für eine Woche im voraus, um mich ein wenig rühren zu können, ließ mein Gepäck bringen und nahm Abschied von Luis Ramirez und der Mannschaft des „Imperial“, deren Güte gegen mich nur Gott allein je bezahlen kann.

Meine drei Hausfrauen — gelb wie welkes Laub, vom Leben wie vom Herbstwind gerüttelt, hausten im zweiten Stock eines düsteren Holzbaus, vereint mit einem Vater, dessen Hauptbeschäftigung es schien, auf einem gewissen Ort zu sitzen (ein Raum, durch dessen Bodenfurchen man allerdings Einblick in einen anderen Ort gleicher Art gewann und durch die man zahlreiche interessante Beobachtungen anzustellen imstande war), einem Bruder, der nichts verdiente und immer mit offenem Munde herumlief und einem ganz jungen Bruder, dessen Aufgabe es schien, die Familie zu erhalten. Er vertrat Singer - Nähmaschine. Bei aller Armut hielten sich diese gelben Grazien eine kleine Köchin, zwei Farbabstufungen unter ihnen, der sie monatlich sechzehn Pesos (Halbdollar) zahlten und die nachts auf dem Küchenboden auf alten Lumpen schlief. Wenn ich nach zehn Uhr noch Wasser holte, sah ich sie auf den Hadern liegen und einen Berg bilden, über den die großen Tropenkakerlaken wanderten. Neben ihr lagen die beiden weiteren Hausgenossen — zwei kleine Negerlein, das Mädchen neun, der Knabe zwölf Jahre alt, die wie Tiere behandelt, mit der Hundepeitsche geschlagen und zu aller Arbeit angehalten wurden. Wenn sie die Küchenreste erhielten, aßen beide aus einem Napf, auf der Schwelle meines Zimmers sitzend, die Pfötchen als Besteck. Solche Negerkinder werden ganz klein aus irgend einer Abfallbüchse gehoben, in die eine schwarze Mutter sie lebend geworfen hat, und so lange sie nicht selbständig sind, um davonzulaufen, müssen sie im Hause solcher Pflegeeltern alle schweren Arbeiten verrichten. Später werden die Jungen oft Diebe, die Mädchen Straßenpilgerinnen.

Früh am Morgen machten sie Melassenwürstchen. Sie kauften den dicken Zuckersaft billig ein und kneteten ihn daheim auf der Veranda. Manchmal, wenn der dunkelbraune Teig zu klebrig war, spien sie in die Hände, um ihn leichter zu

ziehen, und seit ich das gesehen hatte, wollte ich keine der gedrehten goldiggelben fertigen Würstchen mehr, die auf einem Brett aufgestapelt, von Jungen durch die Straßen zum Verkauf getragen wurden.

Die drei folgenden Wochen sind mir immer wie ein Mareritt in der Erinnerung geblieben — nicht schaurigtief wie die Greuel und ewigen Gefahren von Peru, sondern trüb wie das Waten in einem Sumpf voll Giftpflanzen und gelegentlichen Krokodilen. Da war zuerst die unerträgliche Hitze. Quälte sie mich doppelt und dreifach, weil mein Blut trotz der Entbehrungen noch nicht genügend verdünnt war, oder wirkte die große Menge Feuchtigkeit, die sich täglich einige Male zu Wolken ballte, in schaurigen Güssen niedertoste und aus der glutenden Erdoberfläche in erneuten Dämpfen aufstieg, so betäubend — ich kann es noch heute nicht sagen. Ich weiß nur, daß ich mich gar oft aufs Bett werfen und in äußerster Erschlaffung liegen bleiben mußte, und daß ich mein Gesicht so lange trocken zu reiben versuchte, bis die Haut entzündet war. Die Nächte waren kühler, doch immer warm genug, um ohne Ueberwurf schweißfeucht zu bleiben, und zu dieser Hitze kam die Hautkrankheit, die schon auf dem „Imperial“ ihren Anfang genommen und die der Schiffsarzt zum Glück nicht entdeckt hatte. Der Halbfranzose, den ich in Arequipa kennen gelernt, hatte mir — aus Brotneid, wie ich vermute, da auch er zu unterrichten gezwungen war — irgend ein Gift in die Chicha geschüttet, die wir auf unserem Ausfluge nach Yanaguara genossen hatten. Kein Arzt vermochte, diese seltsame Krankheit zu heilen und erst drei Jahre später, in Japan, vergingen die letzten Pünktchen. Sie verriet sich äußerlich einzig durch wandernde Punkte, innerlich dagegen durch ein Jucken, das völlig ins Bockshorn trieb. Ich kratzte mich wie ein Dschungelaffe, wo ich ging und stand, einmal die Beine, einmal die Arme oder die Brust, und am ärgsten wurde es am Abend, so daß ich die ersten Wochen von Mitternacht bis drei Uhr früh Abwaschungen mit Boraxwasser machen mußte und erst durch Erschlaffung endlich in unruhigen Schlummer versank.

Das war indessen nur der Baß zum eigentlichen Sopran meiner Leiden. Das Schlafen auf dem zugigen Deckbett hatte mir allerlei Gliederschmerzen eingetragen, jäher Zahnschmerz quälte mich, die zerrütteten Nerven wollten sich nicht beruhigen, und dazu war ich verdammt, die äußersten Entbehrungen auf mich zu nehmen, nur um mein bescheidenes Zimmer erhalten zu können. Jedes Versagen meinerseits — körperlich oder seelisch — hätte mich in den Kanal geschwemmt, daher ließ ich mir nichts anmerken und tat, als ob mir nichts abginge. Einmal täglich kaufte ich um 10 Cents Brot und zit-

terte vor der Alten, die in der Bäckerstube saß und schlechteres Gewicht verabreichte, als der junge Mann, der mir — meines Geschlechts halber — ein Viertelweckchen als Draufgabe schenkte. Kaum hatte ich das Brot gegessen, als ich von m e h r Brot träumte, und dazu hatte ich nichts als schlechtes, tropenheißes Wasser zu trinken. Als es einmal nachts regnete, fing ich das vom Dach ablaufende Regenwasser in meinem Krug auf und fand es, da es viel kälter war, reinster Nektar. Sonst bin ich nie ein Freund des Wassers, außer zu Waschzwecken, gewesen . . . . .

Was für Tantalusqualen ich auf Schritt und Tritt zu erleiden hatte! In jeder Apotheke verkaufte man Eiskaffee und Gefrorenes, aus jedem Speisehaus quoll verlockender Duft, und, wie um alles zu krönen, verkaufte man in offenen Buden „heiße Hunde“, das heißt Wiener Würstchen. So oft ich durch die Kanalzone ging, die durchweg wie ein Park war und in der man allerlei Obstbäume angepflanzt hatte, hob ich verstohlen die winzigen Jobos (stark duftende, kleine Früchte ähnlich den Pflaumen, doch mit großem Kern) auf und saugte an ihnen, um das Gefühl des Essens zu haben. Einmal hob ich ein Stückchen Eis auf, das der Eismann verloren hatte. Der Dampf von seiner Ware war so stark, daß er wie in eine Wolke gehüllt mit seiner Karre dahinfuhr.

Doch alle diese Leiden erblaßten vor der Geldsorge, die mit jedem Tage drückender wurde. In keinem der Geschäfte, Aemter oder Verkaufshallen war irgend etwas zu verdienen und nach jeder Abweisung kam die Frage, ob man nicht geneigt wäre zu . . . . .

Zum Schluß ging ich zum amerikanischen Roten Kreuz, erhielt ein kleines Darlehen und erklärte mich bereit, in den Hospitälern der Zone die Nachttöpfe zu waschen, wenn ich nur angestellt werden würde, doch selbst diese Möglichkeit versagte. Ein Mann wollte mich als Ausschenkmamsell in seiner Bar anstellen, als er mich aber sah, erklärte er, daß ich dazu nicht passe — zu zart und zu vornehm — wie er sich ausdrückte.

Die Schritte, die ich da in Arbeitssuche täglich zurückgelegt, hätten mich wohl beinahe zu Fuß nach Europa zurückgebracht und immer tat ich sie mit leerem Magen und ohne Freunde; immer mit der Versuchung, den leichten Weg einzuschlagen, der so dicht zur Hand war, und immer mit dem Gedanken verankert, daß mit mir — dem äußeren Ich — auch alles, was Ideal und Kunst in mir war, unfehlbar ersticken würde. Das verlieh mir die nötige Geduld, weiter zu kämpfen.

Gegen Ende der dritten Woche entschloß ich mich, den geringen Schmuck, den ich besaß, zu versetzen, und erkundigte

mich bei dem Besitzer des Arbeitsvermittlungsamtes nach dem besten „Onkel“ von Panama. Ich war fast täglich zu dem alten Herrn gegangen, der ein Deutscher war und mir höchst liebenswürdig entgegen kam, und dieser schlug mir vor, mit ihm vereint ein Uebersetzungsbüro zu errichten. Ich malte in zehn Sprachen die Ankündigung an eine Tafel, die wir vor die Tür stellten, und wenn sie auch nur eine geringe Kundenzahl ergab, so traten doch unzählige Matrosen aller Herren Länder ein und plauderten ein wenig. An Sprachübung in jedem Fall fehlte es mir nicht. Allmählich übernahm ich die Pflichten des Amtes — gering an der Zahl — das Eintragen der offenen Stellen und der Arbeitssuchenden, vorwiegend Negerinnen, der Häuser, die zu verkaufen waren und ihrer Einrichtung, die ebenfalls in ein Buch eingetragen wurde, das Bedienen des Fernsprechers und das Bewachen des flaugehenden Geschäftchens, wenn der Besitzer zum Markt ging, um das tägliche Grünzeug für seine Frau einzukaufen. Dafür bot er mir in seinem Hause Kost und Wohnung an, und weil ich so gut wie mittellos geworden, sah ich mich gegen meinen Willen zur Annahme gezwungen.

## Im Bananenwinkel.

Wenn ich so viel von meinen persönlichen Erlebnissen als Einleitung anführe, so geschieht es mit der Absicht, meine Geschlechtsgenossinnen zu warnen, sich unüberlegt in ähnliche Gefahren zu stürzen. Das Reisen in den Tropen ist etwas wesentlich Verschiedenes von dem in Europa, und in den Tropen neuerdings weit schwerer für eine Frau als für einen Mann, tritt doch zu den allgemeinen unvermeidlichen Uebeln die unbeschreibliche, vor keinem Verbrechen zurückschreckende Sittenlosigkeit des Aequatorialgebiets und der in jedem Menschen dort lauernde Verdacht, man habe es — reist eine alleinstehende Frau — mit einer Spionin oder einer schlimmen Abenteurerin zu tun. Ersteklassereisende dagegen fahren wie Mehlsäcke mit Adreßschein — sie rollen durch das Land und lernen nichts, weil sie sich in einem magischen Kreis ihresgleichen bewegen und das Volk an ihnen wie ein Kinobild vorbeistreift. Hauptbedingung für solche Studienreise ist nicht Mut, sondern Ausdauer und die Kraft unbedingten Ertragens aller Widerwärtigkeiten. Damit aber überzahlt man alles, auch das Schönste, was die Tropen überhaupt zu bieten vermögen.

Das Haus des Deutschen lag am Ende der Kaledoniastraße, jenseits des Negerviertels, in dem Europäer nicht zu wohnen pflegen. Es verschwand hinter den hohen, hellgrünen Blättern der Bananen und bestand aus einem braunen Pfahlbau mit drei Zimmern — einer Rumpelkammer, die geschlossen

war, einem Wohnzimmer, in dem alte Möbel planlos herumstanden und staubige Bücher die Wandbretter, Stühle und Tische zierten, und dem Schlafzimmer des alten Ehepaars, an das die Küche grenzte. Ich erhielt im Wohnzimmer ein Feldbett, das bei jeder Bewegung knarrte und in dem ich mich nie umwenden durfte, ohne mich tadelnd angerufen zu hören; denn die Tür zum Schlafraum blieb offen, während alle Fenster — bei dieser Hitze! — geschlossen wurden und ich nicht atmen konnte. Das Badezimmer durfte nie naß gemacht werden, daher wusch ich mich in einer Wanne draußen auf der offenen Veranda, wenn alles schlief, und so oft ich einen Ort besuchen wollte, mußte ich an den Ehebetten vorbeipilgern.

Um fünf Uhr morgens wurde aufgestanden, und wenn ich ungesehen in die Kleider wollte, mußte ich es auch tun. Noch war es stockfinster und zuzeiten lag das Mondlicht wie Rauhreif auf dem herrlichen Bananenlaub. Die Blättchen des Gummibaums, die sich abends wie Kinderhändchen zum Gebet geschlossen hatten, öffneten sich sachte; die Ranken der Fieberwinde wurden straffer, und ganz gelbe Vögel — etwas größer als unsere Kanarienvögel — setzten sich auf das Verandageländer und starrten uns noch schlaftrunken an. Irgend eine Zaragüeya — ein südamerikanisches Wiesel, das den Hühnern nachstellt und seine Kleinen auf dem Rücken trägt, jedes Kinderschwänzlein um den zurückgelegten Schwanz der Mutter gewunden — stahl sich durch das hohe, stachelige Gras, das von Brennesseln und Dorngestrüpp durchzogen war, und im Mangolaub raschelten die Ruderschwänze, der Tropikvogel und andere befiederte Gäste.

Plötzlich überzog den Himmel ein düsteres Rot wie der Widerschein eines fernen Lavastroms, dann versilberte sich rasch das ganze Bild, wurde sekundenlang zu flüssigem Gold und — — klar und rein stand die Sonne am Himmel. Von Finsternis zu Licht dauerte der Uebergang nicht fünf Minuten.

Nach dem Kaffee setzte ich mich auf die Veranda und malte, während der Deutsche im Garten herumstöberte und seine Frau mit vergrämten Blicken die Betten in ihrem Zimmer machte. Sie nannte mich nie beim Namen: so oft sie etwas von mir wollte, sagte sie einzig: „So, kleines Ding, setzen Sie sich nicht dahin, das ist meines Mannes Platz!“ oder: „Es ist Zeit, ins Amt zu gehen, kleines Ding!“

Er ging nämlich schon um halbacht aus dem Hause, und ich trachtete, etwas vor neun unten zu sein. Da wir erst um sechs Uhr schlossen und ich nie untertags frei hatte, schien mir das reichlich genug. Nie habe ich Menschen gesehen, die teils bewußt, teils sicher unbewußt, so viel versucht haben, alles Schöne in mir zu ersticken, wie diese beiden, die in ihrer Art

gewiß beflissen waren, gut gegen mich zu sein. Der Osten wirkt auf uns Weiße sehr häufig entsittlichend, und er war zwanzig Jahre in China gewesen, wo die Vielweiberei blüht, in Panama fünfzehn Jahre, das sehr schön, sehr ungesund und sehr sündig ist, und dabei hatten sich die Ansichten meines Gastgebers unzweifelhaft verschoben, denn er nahm jede Gelegenheit wahr, mir unmögliche Geschichten zu erzählen, mich auf alles Schlechte ringsumher aufmerksam zu machen und mich von allem, was mir innerer Halt sein konnte, langsam abzuschrauben. Stand ich abends vor meiner Badewanne und starrte in das wundersame Flimmern der Sterne, so rief er mich zu Bett; wollte ich irgend ein gutes Buch lesen, so verhinderte er mich daran nach Kräften, und würde ich es nicht zur Bedingung gemacht haben, abends in der Bücherei studieren zu dürfen, so hätte ich ohne Ausspannen um acht Uhr, wie das Ehepaar selbst, ins Bett gemußt. Diese kurze Frist aber rettete mich; denn was sich an Widerwärtigem angesammelt hatte, glitt in meiner kurzen Freizeit von mir ab. Ich flüchtete in die Kanalzone, vertiefte mich in die bezaubernde Tropenpracht und wurde wieder — Mensch.

Diese Anlagen waren herrlich. Die Crotonsträucher leuchteten am Tage in allen Farben — vorwiegend gelb, lichtgrün, rot und schwarz — die zarten Bambusrohre spreizten ihre Blätter und zitterten im Winde; die weißen Blüten der Tempelblumen schneiten über den Boden hin, und die dolchartigen grellroten Blätter der Poincetta brachen aus dem vielstufigen Grün ringsumher. Wie Perlen schimmerten die Tropensterne im Mondlicht, und an den Bananen floß ein breiter Silberstrom nieder. Palmen rauschten, vielwurzelige Banyanbäume versperrten den Weg, kopfgroße Kalabassen baumelten von vorspringenden Aesten, und der sogenannte Liebeswein bildete ein Meer rosenroter Blüten auf den grün und weiß gestrichenen Kanalhäuschen. Zuckerrohr und Melonenbäume, Guanábanas mit ihren Stachelfrüchten, Flammenbäume mit langen braunen Schoten und andere Pflanzenwunder der Tropen begrenzten die breiten, schön geteerten glatten Wege, und wen man traf, der war nett gekleidet und Europäer . . . .

Schwüler war das Bild unten in Panama selbst. Die winzigen Räume standen offen, und drinnen lagen Frauen in schlafhemdartigen Gewändern auf langen Schaukelstühlen, fächelten sich träge und wippten Strohpantoffeln mit der linken Zehe; Zwergpapageien kletterten an Stühlen empor und piepsten schwach. In den Vorhallen standen Kochherde, und darauf brieten dicke, heitere Negerinnen Fische in abscheulich riechendem Fett; bleichbraune Frauen huschten auf die Straße und fanden Glutaugen, die begehrten und nahmen; nackte Kinder

überkugelten sich; an allen Ecken saßen Frauenmumien, die das Leben ans Ufer geworfen hatte, und verkauften Lotteriezettel; kleine Jungen boten Hirse- und Kokoskuchen feil, Affen zeigten sich in einem Hinduladen, Tabak aus Sumatra bedeckte den Boden eines anderen Raumes, und Panamahüte standen auf Ständern auf dem Fußsteig selbst. Dazwischen aber flutete das bunte Leben des Kanalgebiets vorüber — Japanerinnen trippelten in ihren Kimonos, Chinesinnen in engen schwarzen Hosen, Panaminierinnen in ihrer bauschigen Tracht, Negerinnen in ihrer komischen Stärkwäsche (selbst das Hemd wird gestärkt!), Indianerinnen in ihren Brustflecken und den weiten Röcken und Mischlinge in europäischer Tracht, das Gesicht zur Maske gepudert und geschminkt. Männer aller Länder, Völker und Farben umgaukelten, was hier weiblich war.

Auf dem Kutschbock der zweirädrigen Wagen und der kleinen vierrädrigen Wägelchen, saß ein Kutscher unter einem Riesenregenschirm, der fast größer als das Gefährt war, und auf der Plaza Santa Anna befanden sich die Schuhputzerjungen, eine schwarze Zunft, die tagsüber mit ihrem einzigen beweglichen Gut, der Schuhbürstenkiste, von Straße zu Straße wanderten und menschliche Fußhüllen angriffen, und die nachts auf dem Fußsteig vor irgend einem chinesischen Chop-Suey-Restaurant schliefen. Zuzeiten gab ihnen der Verkäufer des Wurzelbiers (Sarsaparilla) einen Trank oder ein Obsthändler eine faulende Banane, und was Kleidung anbelangt, waren sie bescheiden in die Reste irgend einer abgelegten Männerhose gehüllt. Bis zum zwölften Lebensjahre war überdies eine derartige Hülle überhaupt nicht vonnöten. Wozu in aller Welt war man denn in eine schwarze Haut schon hineingeboren?

Die ganze Kaledoniastraße gehörte den Negern und auch die kleinere Markthalle, in der neben Yam (einer Knollenfrucht) dünne lange Chinesenbohnenschoten, Peitsai (chin. Salat), Rosella (Blüten, die, als Gemüse und als Obst gekocht, gegessen werden können), purpurfarbige Heckenäpfel, Brotfrucht und andere Tropensachen zu kaufen waren und wo man die Rieseneidechsen oder Iguanas angebunden sah, die von den Schwarzen als Leckerbissen gegessen werden und weißes Fleisch haben sollen, während die gepökelten Eier, zu gelben Rosenkränzen zusammengefaßt, als besondere Speise verkauft werden. Auch ich kaufte einige und aß zwei gekocht. Sie schmeckten wie hartgesottene Dotter und rochen ..... wie Ostereier um Allerseelen. Ich verbrauchte einen halben Dollar in Arzneien, um die Iguana wieder auszubrüten, denn sie rannte mir im Körper auf und ab, bis ich grün und gelb war.

Ich war begeistert von all dem Neuen trotz all meiner Uebel und malte früh am Morgen flott darauf los. Das erbitterte

die alte Frau, und als ich abends heimkehrte, waren Malsachen — Farben, Pinsel, Farbstifte — alles weg. Der Sohn der schwarzen Wäscherin hatte ausgerechnet dies aus meiner Rumpelkammerlade gezogen. Beschuldigen durfte ich die Dame nicht, wohl aber jammerte ich derart um die Sachen, daß der alte Herr mir einen bescheidenen Malkasten schenkte. Die Kreiden aber, die ich verloren hatte, waren mir unersetzlich.

Was ich alles versuchte! Am meisten verdiente ich mit kleinen Weihnachtskarten, die ich nach englischer Art in Buchform und mit Bändchen herstellte und für die ich — Malerei und Material — 25 Cents das Stück erhielt. Malen gestattete mir der alte Herr noch am liebsten in den langen Bürostunden, und so brachte ich langsam genug Karten zusammen, um etwas zu ersparen und um mir gelegentlich Zeichenpapier, eine Marke oder ähnliches zu leisten. Auf diese Weise konnte ich aber noch hundert Jahre in Panama sitzen! In meiner Verzweiflung versuchte ich Arbeit für den katholischen Wohlfahrtsverein zu erhalten, schrieb auch einige Sachen, wurde indessen nie honoriert. Der einzige Vorteil, den ich davon hatte, war die Bekanntschaft mit Präsident Harding, der — eben erwählt — die Kanalzone besuchte und der mir, da ich gerade im Heim anwesend war, auch die Hand reichte. Die Deutschen erhofften damals unendlich viel von ihm. Hoffnungen verrinnen ja bekanntlich wie Nebel . . . .

Unterdessen wurde meine Lage im Bananenwinkel — zu keiner Zeit rosig — völlig unhaltbar. Wenn ich morgens vom Haus ging, wußte ich nie, ob ich dahin zurückkehren oder noch vor Nachtanbruch Selbstmord begehen würde. Durch die langen Stunden des Tages warf mir der alte Herr Undankbarkeit vor, weil ich seinen Antrag, im Büro seine Nebenfrau zu werden, glatt abgewiesen hatte. Ich war ihm für alles empfangene Gute außerordentlich dankbar; aber selbst Dankbarkeit hat Grenzen und seine chinesische Lebensanschauung verfing bei mir nicht.

„Chinesinnen sind glücklich, auch wenn der Mann mehrere Frauen hat. Er versorgt sie vollkommen und nimmt ihnen alle Gedanken für das tägliche Sein," bemerkte er.

„Ich habe selbst Gedanken und bin keine Chinesin!" erwiderte ich trocken. So begannen die Reibereien. Eines Tages sperrte er gegen alle Gewohnheit die Türe zu und ergriff mich am Arm.

„In meinem Leben habe ich noch immer erhalten, was ich wollte!" Auch das hatte er schon oft gesagt.

„Jeder Schuh findet seinen Leisten, und heute wirst du diesem Schuh der Leisten sein, der ihm beweist, daß man nicht allzeit bekommt, was man will!" Eine nützliche Weisheits-

regel, die denkbarst eingepaukt werden soll, und damit hängte ich mich ganz einfach an seinen größten Schatz — den langen grauen Bart.

Wir hatten etwa drei Minuten einer sehr bewegten Zeit. Ich hatte von Peru her Uebung in derlei Sachen. Zum Schluß flog ich mit einem Krach in eine Ecke und mein Kampfpartner in die andere, weder zum Vorteil unserer Rippen noch zu dem der wenigen morschen Büromöbel.

Von da ab ließ er mich wohl nicht aus seinem Hause scheiden, aber er behandelte mich wie ein Tier und seiner schwerhörigen, sehr eifersüchtigen Gattin, die kummergedrückt umherschlich, hätte ich es nicht übers Herz gebracht, die nackte Wahrheit zu sagen. Ich malte daher fieberhaft und wartete.

Vielleicht war ich zu zermürbt, um mit Gewalt einen Bruch herbeizuführen. Die Stelle eines öffentlichen Dolmetschs war ausgeschrieben gewesen; ich hatte mich beworben, zur Prüfung gemeldet und sie auch abgelegt, obschon sie ja für mich unverhältnismäßig schwerer, als für die anderen Kandidaten war, da jene von ihrer Muttersprache aus übersetzten, ich aber zwei mir fremde Sprachen in eine dritte übersetzen mußte und mir die gesetzlichen Amerikanismen ziemlich fremd geblieben waren. Dennoch erhielt ich hohe Noten.

Das Lob allein half mir indessen nicht, denn die Wochen vergingen, Weihnachten nahte, und ich vernahm nichts weiter. Abendkurse für Mischlinge waren durchgefallen, die Bezahlung in einem Zeitungskiosk zu gering, um mir selbst das einfachste Leben zu ermöglichen; denn ich mußte — wie sehr ich auch hungern mochte — Europäerin bleiben, durfte in keinem Negerloch wohnen oder Negernebenverdienste suchen.

Eine nette Amerikanerin, die Gattin eines Bahnbeamten, die infolgedessen in der Zone selbst wohnte — für mich das Begehrenswerteste, was es gab — lud mich zuzeiten ein, zu ihr zu kommen, doch das Verbot auszugehen oder irgend einen Verkehr zu pflegen, machte ein Willfahren undenkbar. Dennoch gelang es ihr, mir einmal im Vorbeieilen zuzuflüstern:

„Wenn Sie sich gezwungen sehen sollten, hier wegzugehen, so steht Ihnen unser Haus offen.“

Zwei Tage später erinnerte ich mich daran.

Es war Weihnachten. Die glühendste Tropensonne brannte auf Panama nieder und machte die Baumwolle auf den Weg nach Las Sabanas reifen. Die Bäume wirkten wie Kirschen in Blüte oder Schnee in grüner Landschaft. Ich freute mich schon, am Christtag nach Alt-Panama wandern zu dürfen. Jeden zweiten Sonntag mußte ich daheim bleiben und meine Wäsche waschen, und da ich die Arbeit nicht gewohnt und durch den Tropenaufenthalt, die Sorgen und Leiden so geschwächt

war, griff es mich derart an, daß ich einige Tage hindurch nicht gut schreiben und gar nicht malen konnte. Ich bäumte mich immer stärker gegen diese Arbeit auf, die mir nicht nur Kräfte, sondern den einzigen kostbaren Tag raubte, an dem ich mir etwas ansehen konnte, was vom Standpunkt meiner Studienreise, von dem der Journalistin und von dem der Malerin unerläßlich war. Anstatt mir darin zu helfen, wurde mir von allen, die ich traf, mit großer Ueberzeugung gepredigt, daß nur der Rausch der Sinne der echte Lebenswert genannt werden durfte. Je mehr man es betonte, desto überzeugter wurde ich vom Gegenteil und desto begeisterter starrte ich an einsamer Stelle ins Abendrot oder versenkte mich in den Anblick der Tropengewächse mit ihren farbentollen Blüten, den langen Halmen, an deren Enden die Kolibris schaukelten und summten oder ließ das Mondlicht an mir niederrieseln, während die Bananen lispelten und irgend ein Nachtvogel aufkrächzte. Es gab Kunst, Musik, Wissen, Schönheit — es gab noch viele Werte außer geschlechtlicher Sinnenlust. Von dem starken Gegenstrom, den ich indessen anderthalb Jahre in dieser Hinsicht entwickelte, ist mir ein Ekel verblieben, der mich an das entgegengesetzte Ende geschleudert hat. Aus diesem Grunde ist meine Warnung so eingehend.

Es wurde nichts aus Alt-Panama. Ich sollte daheim sitzen und der Frau Gesellschaft leisten beim Weihnachtsessen, dem der Hausherr selbst nicht beiwohnte. Es fand um zwei Uhr statt und war eine düstere Sache aus Nudeln und Verstimmung. Nach dem Essen schickte sie „das kleine Ding“ fort, und allen Verboten zum Trotz wanderte ich nach der Ruine.

Der Boden vor dem zerstörten Kloster, der alten Kirche, dem elenden Rasthaus ist zeitgeheiligter Boden. Hier stieg Vasco Nuñez de Balboa 1513 mit der entrollten Flagge Spaniens ins Meer und nahm Besitz vom Stillen Ozean für Ferdinand und Isabella — unschuldig wie ein Kind, das von einem Juwelenkästchen einer Königin Besitz ergreift. Vom Gipfel des Darien hatte er beide Weltmeere erblickt.

In Alt-Panama zitterten die spanischen Mönche, die wenigen bekehrten Indianer und die ersten Abenteurer und Händler vor dem berühmten Seefahrer Francis Drake, der den Ort dreimal ausplünderte und einäscherte. Bis hierher waren einst die Inkas, die Kinder der Sonne, mit ihren Goldlasten auf Lamarücken gekommen; von hier reichte das Wasser ungebrochen bis nach Neu-Guinea.

So still ist das Meer hier, daß man glaubt, es liegen die toten Jahrhunderte wie ein Bahrtuch darauf, und so tot und schläfrig wirkt die überwucherte Ruine, die Brücke mit einem einzigen Bogen, die Urwaldbäume mit ihrer weißen Rinde und

ihrem einförmig grünen Laub. Schirmameisen laufen in zwei Reihen — einer kommenden und einer gehenden — den Weg entlang, und jedes der schwarzen Tierchen trägt ein dreieckig zugebissenes Blatt wie einen grünen Sonnenschirm hoch. In wenigen Stunden sind sie imstande, einen Baum kahl zu fressen. Tiefer im Urwald springen die Kapuziner-Affen — gelb mit einem schwarzen Käppchen auf dem Kopfe —, hängt das Aï oder Faultier mit dem Kopf nach unten, sieht man, wenn man sich ruhig verhält, ein Armadillo oder kann, erreicht man einen breiteren Fluß, auch von einem Alligator überrascht werden. Der Tucan mit seinem schweren Schnabel thront auf einem vorragenden Ast, und an Schlangen fehlt es nicht. Am schönsten sind die grünen wie die bunten Papageien, die in den Palmenkronen schwätzen, und der rote Kardinal, der wie eine stengellose Blüte niederzufallen scheint. Und die Fülle von Insekten!

Ich schwelgte in der Menge des Neuen, ohne darüber die Zeit zu vergessen, doch, wie sehr ich gleich mich bemühte, die schnellste Gangart einzuhalten, brauchte ich volle zwei Stunden auf Schusters Rappen. Im Bananenwinkel herrschte Gewitterschwüle, und am folgenden Morgen entlud sich — vor der alten Frau — das Gewitter. Wenn ich nicht gehorchen — in allem gehorchen wolle, so könnte ich auf der Stelle gehen . . . .

Meine Gesamtersparnisse, fürsorglich in die Zipfel eines Taschentuchs gebunden, beliefen sich auf elf Dollars — meine Einnahmen von Monaten, nicht Wochen! Und mit diesen geringen Mitteln sollte ich an einem so hoffnungslosen Orte neu aufbauen? Dennoch zögerte ich nicht einen Augenblick. Anstatt auf die Knie zu sinken und unbedingten Gehorsam zu versprechen, packte ich meine geringen Habseligkeiten. Die Erbitterung des Alten kannte keine Grenzen.

„Sie gehen? Sie gehen?“ murmelte er, und etwas wie Schmerz klang durch. Dann, von Wut befallen, forderte er mich auf, zu zeigen, was ich eingepackt hatte. Wer kannte mich?

Wortlos packte ich meinen kleinen Koffer und drehte ihn um, daß die Sachen in alle Richtungen flogen. Beschämt drehte er sich ab und ging ins Amt. Ich dankte seiner Frau, suchte ein Zimmer in Panama und holte mein Gepäck, was einen der kostbaren Dollars verschlang.

Hinter mir schloß sich die Gartenpforte des Bananenwinkels und damit jener Abschnitt meines Lebens, in dem ich Sklavin gewesen war.

## Zwischen Trompeter und Pfiff.

Nun hauste ich in einem Hotel der Avenida B und zahlte wöchentlich drei Dollars für den finsteren Raum. Die Wände,

der Boden, die Leute waren braun, und ich sehnte mich krank nach dem Grün der Bananen. Neben mir wohnte ein Trompeter, der immerfort blies — entweder auf der Trompete oder als Schnarchender. In den Tropen gibt es keine ganzen Wände — ein Gitterwerk beginnt etwa einen halben Meter oder höchstens einen Meter vor der Decke und hat die Bestimmung, frische Luft durch alle Räume durchwehen zu lassen. Man kann durch dieses Gitterwerk zum Nachbar hineinspähen oder auch etwas auf ihn werfen; in jedem Fall gibt es nichts, was den Ohren verborgen bleibt . . . .

Unten, im Gasthofgarten, pfiffen die Hausburschen oder sangen, wenn es Neger waren, ununterbrochen Hymnen. Kein Volk lebt so tierisch unbefangen dahin, wie diese nach Amerika verpflanzten Schwarzen, und keins singt mit solcher Ausdauer geistliche Lieder. Sie beten das Vaterunser zu Zauberzwecken von hinten nach vorn, sie brennen die Kerze des „heiligen Antonius des Feuers“ (des Teufels) an der verkehrten Seite an, um jemand damit zu rufen, und stecken in eine ebensolche Kerze zu erhöhter Wirkung drei schwarzkopfige Stecknadeln in Kreuzform. Wer jemand töten will, läßt für den noch Lebenden eine heilige Messe samt Gesängen lesen und wenn der Tod besonders schnell eintreten soll, so legt man den Namen des zu Sterbenden verkehrt geschrieben unter das Kopfkissen eines Toten mit in den Sarg. Es gibt kein Gebot, das nicht täglich gebrochen würde, aber sowohl die Neger, wie auch ihre Seelenhirten sind überzeugt, es mit strengster Glaubensbefolgung zu tun zu haben.

Neben mir hauste eine Russin, deren Streitworte mit ihrem Mann und deren Bratengeruch immer störend zu mir hereindrangen. Sie trug die Asche ihres Kindes in einer kleinen Vase im Koffer mit sich herum, und ich hatte stets das Gefühl, daß sie sich einmal irren und sie als Zahnpulver verwenden würde. Allerdings weiß ich nicht, ob sie sich je die Zähne putzte!

Mit Mühe und Not fand ich zwei Schülerinnen — Amerikanerinnen für Spanisch — und eine davon riet mir, zu einem gewissen Photographen zu gehen und ihm meine Dienste anzutragen. Sie warnte mich indessen, daß er „ein Mann wie alle Männer“ war, doch darin hatte sie unrecht. Er nahm meine Arbeit nach einigem Zögern an, das heißt, er ersuchte mich, jeden Abend von sieben bis zehn Uhr bei ihm zu entwickeln und die Platten zu schwemmen, und zahlte dafür 15 Dollars monatlich. Ich erzählte ihm, weshalb ich den alten Deutschen verlassen hatte und daß mir um diese Art Leben nichts war, und obschon ich jeden Abend in der Dunkelkammer mit ihm auf einer Kiste stehend arbeiten mußte, sagte er nie etwas, das mein Bleiben unmöglich gemacht hätte. Er gab mir fast immer etwas

zu essen und war von rührender Güte gegen mich. Von allen Männern im schönen und sündigen Panama war er der einzige, der mir nach unserer ersten Unterredung sagte:

„Kümmern Sie sich nicht um das, was Ihnen hier gesagt wird. Was S i e für Recht ansehen und als Ihren besonderen Weg gewählt haben, das ist — von Ihrem Standpunkt und für Ihre Entwicklung — das unbedingt Richtige. Menschen können nicht so wachsen, wie andere biegen; jedes Wesen hat den Keim zu seiner Einzelentfaltung in sich und niemand soll dagegen arbeiten."

Er war Jude, aber er stach selbst von den meisten Christen höchst vorteilhaft ab . . . .

So malte ich in meiner kleinen Bude, schrieb und unterrichtete, lernte entwickeln und suchte weiter nach Erwerbsmöglichkeiten.

Und Neujahr kam und ging.

## I n d e r K a n a l z o n e.

Ich hatte den Schotten und seine Frau besucht, und allmählich verbrachte ich mehr und mehr Stunden bei ihnen in der Zone. Zuzeiten schlief ich sogar draußen, denn Herr M. hatte Nachtdienst und Frau M. ängstigte sich allein, da viele Einbruchsdiebstähle vorgekommen waren.

Heute ist es anders; denn Präsident Harding, dem die Zone als Eldorado geschildert worden war, und der nur zwei Tage da geschmorrt hatte, schaffte bald die früheren Vorteile der Beamten ab. Damals hatte jeder Kanalangestellte seine freie Wohnung, die besseren und älteren sogar ihr eigenes Häuschen, doch nie ein bestimmtes. Die Einrichtung gehörte der Kanalverwaltung, so daß kein Angestellter mehr als sein Bettzeug und Geschirr mitzubringen hatte. Kam die Kündigung, so kam vierundzwanzig Stunden später auch schon der Wagen, und man siedelte um. Ich selbst bewohnte in den folgenden Monaten Ancon, Balboa, La Boca, das Quarantänegebiet und neuerdings Ancon — Orte, die über zehn Meilen in der Runde zerstreut sind.

Außerdem wurde den Kanalbeamten unentgeltlich Holz zugestellt, Licht und Wasser waren frei, und das so notwendige Eis kostete bei zwanzig Pfund täglich nur zwei Dollars monatlich. In den Kommissarien kaufte man gegen Kanalkarte und Namen weit billiger als in Panama ein, und wer erkrankte, wurde im Hospital unentgeltlich behandelt. Dagegen durfte niemand daheim behandelt werden und alle Frauen mußten im Hospital entbinden.

Sehr streng war die Reinlichkeitsinspektion. Nirgends durfte Schmutz sichtbar sein, stehendes Wasser gehalten oder Obstschalen weggeworfen werden. Nicht nur in der Kanalzone, sondern auch in Panama selbst, hatte jedes Haus eine große, mit einem festen Deckel versehene Abfallsbüchse, die täglich geleert wurde. Alle Tümpel wurden mit Petroleum begossen, und wo das Gebüsch zu dicht war und Mücken Unterschlupf fanden, wurde sofort ausgeschlagen. Die Straßen waren wie gewaschen.

Die Häuschen selbst waren die besten Tropenbauten, die ich auf der ganzen Reise gesehen habe. Das innere Gerüst war aus Holz, die Außenwände jedoch aus feinem Drahtnetz. Eine breite, sehr schöne, immer mit Blumen umsponnene Veranda bildete den Hauptteil des Hauses und war allgemeiner Wohnraum. Die Schlafzimmer hatten Jalousien von innen, die geschlossen werden konnten, und die Küche war zur Hälfte aus Holz. Der Wind konnte Tag und Nacht durchblasen, ohne Insekten hereinzutragen, und das einzig Störende war der feine Schleier vor den Augen, der alles wie durch einen Nebel erkennen ließ. Auf dem Dach des kleinen Porticos lag nicht selten eine Iguana und sonnte sich unter rosenrotem Liebeswein oder glühender Bougainvillia. Wie ein verkleinerter Drache sah das Tier mit seinem Stachelrücken, großen Kopf und langen Schwanz aus, war aber so harmlos, daß es immer auf der Hut vor dem geringsten Angreifer war.

In dieser Umgebung fand ich zum erstenmal wieder zu mir zurück. Die Stille, die prachtvolle Tropenwelt rings um mich her, die Liebe des Ehepaars und dazu die reizende Nelly, die Perle von Ancon, — der weiße Zwergpinsch, der im Hause die Stelle einer Tochter einnahm und so sehr Mensch geworden schien in den zwölf Jahren Erdensein, daß ein Verkehr mit Vierfüßlern überhaupt nicht mehr in Frage kam . . . .

Einmal wusch ich meine Kleidung im Waschbecken der Hinterveranda. Eine Weile sah mir Frau M. andächtig, doch ohne Begeisterung zu, dann nahm sie mir das Kleid aus der Hand und sagte:

„Gehen Sie auf die Veranda, Kind, wo mein Mann sitzt. Sprechen Sie mit ihm und malen Sie; denn das verstehen Sie ausgezeichnet. Das Kleid aber .... bewahre mich! das wasche ich lieber selbst!“

Und so geschah es, daß ich mit meiner Wäsche nie wieder etwas zu tun hatte und lieber Blumenbilder malte, die nach Schottland an die Verwandten des lieben Ehepaares gingen. Als Hausfrau habe ich nie geleuchtet . . .

„Es ist ein langer Weg, der keine Krümmung kennt."

Schlaftrunken wackelte ich in die Küche. Frau M. drehte gerade Pfannkuchen um, und die reizende Nelly beobachtete sie dabei so klug, wie es nur ein Hund kann, der schon beinahe Mensch geworden ist und für Pfannkuchen überdies eine betonte Schwäche hat. Ueber die Schulter hinweg rief mir die Pfannkuchenkünstlerin zu:

„Wissen Sie, was man meinem Manne gestern abend gesagt hat? Ihre Ernennung zum Dolmetsch von Panama soll in der Zeitung stehen."

Mein Schlaf war weg. Wo? Wie? Wann?

Der Aufruhr endete mit meinem Davonstürzen zum Nachbar und dem Wiedererscheinen mit dem Hauptblatt der Republik. Unsere Pfannkuchen brannten an und verkohlten trotz Nellys warnendem Gewimmer, während wir lasen, daß ich zum Dolmetsch von Stadt und Provinz von Panama ernannt worden war. O Seligkeit ohne Ende!

Der Tag verging wie im Traum. Ich sauste zum Postamt hinunter, ich fand richtig die Ernennung, ich lief ins Justizgebäude und leistete feierlich meinen Amtsschwur, ich wählte die Bücherei auf der Plaza zu meinem Aufenthaltsort und wurde nun sozusagen noch dafür bezahlt, daß ich da saß und arbeitete: ich trug meinen Namen in das große Buch ein und — o Krone der Freuden! — man überreichte mir die Siegel. Als Gehalt waren 150 Pesos ausgesetzt und für jede Privatsache durfte ich extra rechnen. Es gab sechs Gerichtshöfe, in die ich in Panama selbst gerufen werden konnte, und nötigenfalls würde ich auch verreisen müssen.

Am Abend rief ich durch die Türe: „Wer kommt?"

„Unser liebes kleines Mädchen!"

„Nichts da! Der Dolmetsch von Stadt und Provinz von Panama!"

Selbst Nelly bellte vor Freude . . . .

## Im Kreisgericht vier.

Zur Zeit, als ich Dolmetsch von Panama wurde, erregte ein Fall besonderes Aufsehen. Es handelte sich um einen gewissen Neger Samuels, der des Mordes angeklagt war und schon drei Monate in Untersuchungshaft saß. Nun kannte ich den Fall schon von meinen Freunden her; denn Samuels waren die Nachbarn von Herrn und Frau M. draußen in Las Sabanas, wo sie eine kleine Pflanzung hatten. Nach Art der Neger kam es wohl manchmal zum Streit, und Frau M. erzählte lachend, daß die Umgebung überzeugt gewesen war, die schwarze Nach-

barin habe unter dem Wohnhaus einen Knochen vom Coco Solo (dem Friedhof) vergraben, um zur Rache für eine Hühneruntat (Frau M.s Hühner hatten Mais weggefressen) eine böse Krankheit heraufzubeschwören, ein Glaube, der dadurch seine Bekräftigung gefunden, daß Frau M. tatsächlich derart an Malaria gelitten hatte, und wie leblos liegen geblieben war. Sie aber, die gute Seele, erzählte nichts vom Knochen, sondern nur von der Güte der Negerin, die ihr während der Krankheit beigestanden und ihr den Haushalt besorgt hatte. Ueberhaupt wußte die Schottin immer nur Gutes von jedermann zu sagen und beschrieb die Menschen stets in so goldigem Licht, daß ich mich oft fragte, warum m i r solche Wunder nicht unterlaufen waren, bis ich entdeckte, daß alle Menschen für sie der Widerschein der eigenen Herzensgüte waren. Sie rief so selbstlos in den Menschwald hinein, daß sogar der schlimmste Baum noch ein gutes Echo hören ließ. Seither wußte ich genau, daß die Menschen manchmal keine Engel gegen mich waren, weil ich selbst vom Engelzustand viele Meilen entfernt war.

Es versteht sich also, daß Frau M. die Negerin und ihren gesetzlichen Anhänger als unübertrefflich schilderte und sich den Fall sehr zu Herzen nahm. Wie groß war daher die Freude aller, als ich bei der ersten großen Verhandlung als Dolmetsch neben dem Angeklagten saß. Mein Entzücken bewegte sich dagegen in sehr engen Grenzen; denn so wichtig ich mir auch vorkam, so durcheiste mich der Gedanke, daß der geringste Fehler, die flüchtigste Unaufmerksamkeit meinerseits dem Angeklagten das Leben kosten könne, und ich schwitzte daher ärger als je zuvor im heißen und sündigen Panama.

Es gibt in der Republik keine Schwurgerichte. Die zwölf Geschworenen sind unbekannte Personen. Der Richter entscheidet den Fall immer selbst nach reiflicher Ueberlegung, beraten von dem Verteidiger und dem öffentlichen Ankläger. Es soll da heißen: „Wer schmiert, der fährt“ und mit der Gerechtigkeit nimmt man es in Panama nicht so genau. Das darf nicht verwundern, denn die ganzen Lebensbegriffe sind dort andere, und Verhältnisse bestimmen nicht nur Menschen, sondern auch Obrigkeiten. Bezeichnend ist, daß die Republik einen von den Vereinigten Staaten aufgestellten fremden Revisor hat, damit die Zahlungen geleistet und die Beamten, Lehrer und staatlichen Angestellten genau entlohnt werden. Von den Leuten besserer Klasse lebt einer vom anderen. Wer Geld hat, der gibt und erhält andere, und wenn er verschuldet ist, geht auch er und lebt vom Gelde eines weiteren. Wie bei den Tropenpflanzen eine auf der anderen wächst und die unterste erstickt wird, so geschieht es auch unter den Menschen.

Das ist alles, was ich — die ich der Republik zu Dank verpflichtet bin — sagen möchte.

Die Verhandlung begann um zwei Uhr nachmittags und dauerte bis sechs. Neben mir, zusammengedrückt und mit Tränen in den Augen, saß der alte Samuels, und neben ihm stand die braune Säule der Gerechtigkeit mit einem Knüppel. Auf einem hohen Stuhl, der meine Füße in der Luft ließ, saß der „Herr Dolmetsch", wie ich angesprochen wurde, und hinter mir schnauften eher als atmeten Samuels' Frau und die nächsten Freunde und Zuhörer hinter dem käfigartigen Bau, der die „Galerie" bildete. Der Schreiber, ein weiterer Schriftführer und der Verteidiger waren links, der öffentliche Ankläger rechts vom Richter, und vor dem Fenster baumelte eine Kalabasse an einem Ast und schien mir zuzunicken.

Kurz erzählt drehte es sich um folgendes:

Samuels brachte jeden Abend Kohle nach der Stadt, und da er sie des Zolls halber um halbzwölf nicht mehr einführen durfte, stellte er das Fuhrwerk ein und begab sich zu Fuß nach Hause. Unterwegs traf er eine Negerin vor ihrem Hause stehend an und verplauderte sich mit ihr zehn Minuten. Während er hier müßig die Zeit vergeudete — Warnung! — betrat ein Mann (nach der ersten Aussage ein Soldat) das Geschäft eines Chinesen und begann auf die drei darin befindlichen Asiaten zu schießen. Der Besitzer wurde schwer verletzt, die anderen versteckten sich hinter dem Ladentisch und brüllten aus Leibeskräften. Der Lärm verscheuchte den Räuber, und als der Schutzmann schnell die Nachbarschaft durchforschte, fand er niemand außer Samuels. Er verhaftete ihn und schleppte ihn sofort zu den Chinesen, die vor Angst halb blind und halb taub waren und die in dem Neger den Räuber zu erkennen wähnten. Auf diese Angabe hin wurde Samuels sofort ins Gefängnis geworfen, und da seine Frau sich schämte, ihn als Arrestanten öffentliche Arbeiten verrichten zu sehen, trug sie ihm täglich zweimal das Essen von Caledonia Road bis zur Bucht — eine gute halbe Stunde weit —, gab alles Geld, das sie besaß und das sie verdiente (Negerinnen verdienen am schnellsten und leichtesten durch „Liebe") dem Verteidiger, der sich Zeit ließ und den Fall erst im Januar, mehr als drei Monate nach dem Vorfall, zur Verhandlung brachte.

Der öffentliche Ankläger zerzupfte Samuels und brachte allerlei Zeugen vor, die beweisen sollten, wie nichtswürdig der arme Mann gewesen, unter anderem einen Jamaikaneger mit einem Sprachfehler und völliger Unfähigkeit, seine Gedanken so herauszubringen, daß sie Kopf oder Schwanz hatten. Ich mußte ihn immer wieder unterbrechen, um seine sinnlosen Behauptungen, etwas zu Sinn verdichtet, dem Gerichtshof zu

übersetzen. Er sagte „Fferd“ bei jedem dritten Wort und berichtete in einer halben Stunde, was ein gesunder Mensch in zwei Minuten erledigt hätte — daß Samuels einmal, vor Jahren, für ein verlaufenes Pferd keinen Schadenersatz zahlen wollte und daß man das „Fferd“ später wirklich auf einem nahen Acker fand.

Heiter war auch der Chinese, der so verwirrt war, daß er auf jede Frage, die verkehrte Antwort gab.

„Wie lange sind Sie in Panama?“

„Einundzwanzig Jahre.“

Verwunderung, weil der Mann jung aussah.

„Wie alt sind Sie?“

„Sechs Monate.“

Gelächter.

„Wann kamen Sie an?“

„Samuels guter Mann, unschuldig.“

Der Gerichtshof mußte ihn schließlich einfach wegjagen. Er stotterte und schwitzte zum Erbarmen, schlimmer als der Dolmetsch oder der Angeklagte.

Der Verteidiger wusch den Angeschwärzten rein, stellte die Stückchen, in die der Angeklagte zerlegt worden war, neuerdings zusammen und bewies, wie undenkbar das Verbrechen war. Um sechs Uhr wurde Samuels zurückgeführt, und ich stob die Treppen hinunter. Wenn meine Arbeit vorüber war, verschwand ich wie ein geölter Blitz. Es ist immer weise, als Frau schnell zum Rückzug zu blasen.

## Auf Palo Seco.

Von La Boca (dem Mund) sah man über den hier auslaufenden Kanal hinüber nach der künstlichen Naosinsel und weiter hinaus auf den Golf von Panama mit den zerstreuten Perleninseln. Man sah auch die niedere, vorspringende Insel Palo Seco, die man nur mit ärztlicher Erlaubnis und unter strenger ärztlicher Aufsicht besuchen darf.

Mehr noch als auf dem Gemäuer Alt-Panamas liegen hier die toten Jahrhunderte wie versteinerte Wolken, die das Niederfallen vergessen und so — als Bahrtuch — dicht über der stillen Insel schweben. Wie Gerippe leuchten die weißen Rinden der Urwaldbäume aus dem eintönigen Grün und sogar die herrlichen tiefblauen handgroßen Falter bewegen sich langsam wie Sargträger. Wir sind auf der Aussatzinsel, dem Ort der Lebendigtoten.

Oben, auf der niederen Anhöhe, befinden sich die Wohnhäuschen, ein bescheidenes Lichtspielhaus, winzige Gärten, ein Tropenpark voll fremdartiger Vögel, die scheinbar verschleierte

Stimmen haben. Die Kranken arbeiten im Garten oder sitzen auf bereitstehenden Bänken oder liegen — eine übelriechende faulende Masse — auf den Betten drinnen im luftigen Raum, aber wo sie auch sein mögen, immer geht der Tod unsichtbar an ihrer Seite, und immer krampfen sie sich an das Sein, während sie doch nach Erlösung schreien. Die Augen sind verschwollen und rot, die Zunge dick und ungehorchend, das Gesicht voll weißlicher oder violetter Flecke, und von den Händen und Füßen fehlen alle oder einzelne Glieder. Dieser Kranke hat die schuppige, jener die feuchte Art des Aussatzes, und in den Blicken aller brennt der Wunsch, nochmals von der Außenwelt zu hören. Kein Brief erreicht sie, und bei ihren Angehörigen rollt das Leben mit tausend neuen Anforderungen heran und läßt sie — die Verstoßenen — unberührt, als wären sie längst schon begraben.

Als ich einmal nach Toboga, der ersten der Perleninseln, fuhr, brachte man ein achtjähriges Mädchen nach der Insel der Geächteten. Es hatte eine feuerrote Warnungsschärpe um und saß in einem kleinen Boot, das angekoppelt wurde. Nichts Schrecklicheres, als das endliche Entgleiten dieses Bootes vor Palo Seco. Einsargen eines Menschen bei lebendigem Leibe ...

Unten, in Panama, wo alle Rassen der Welt Schulter reiben miteinander, schreitet immer unsichtbar, doch allen bewußt, der vielartige Schauertod: die Pest, die Cholera, das gelbe Fieber, das in wenigen Stunden dahinrafft, der Aussatz, die tückische tropische Malaria, und vielleicht erklärt sich der glühende Lebenshunger dieser Menschen aus der Anwesenheit so furchtbarer Gefahren, ist doch schon Palo Seco allein ein wahres „Memento mori".

## Der schwarze Magier.

Ein Reisewerk, in dem nur die allerpersönlichsten Erfahrungen Platz finden können, erlaubt kein Beschreiben des verzweigten Aberglaubens, lernte ich doch über die Wudu-Opfer, den Indianerdämonenkurs, die Geisterbeschwörungen in Urwaldgrotten, den Liebeszauber der Negerinnen und so weiter genug, einen ganzen Band zu füllen, daher möchte ich nur ein einziges Abenteuer in Zauberkreisen anführen, das für mich immerhin schwerwiegende Folgen hatte.

Als Dolmetsch kam ich mit allerlei Leuten zusammen. Panama hat eine bedeutende Einwohnerzahl, doch die Europäer stechen heraus, und überdies zog mich meine Stellung sehr ins öffentliche Licht. Ging ich auf der Straße, so hörte ich gar oft hinter mir „el Señor interprete" sagen, was mich belustigte, denn niemand sah weniger nach Mann aus als ich. Die Richter

nannten mich weit treffender: „Das Dolmetschlein“, und der Richter des fünften Kreisgerichtes lächelte immer, wenn er mich wie eine Elster oben auf dem schwarzen Würdenstuhl sitzen sah, von dem ich, so oft ich sprach, wie ein Kind heruntergleiten mußte.

Da sich jeder Verbrecher gewissermaßen als mein Freund betrachtete, ich auch sehr häufig Privatübersetzungen erhielt, so kam ich unter anderen mit einem Columbianer zusammen, der — flüchtig betrachtet — das unscheinbarste Ding der Welt war und eine ungeheure Abneigung gegen das Waschen hatte. Da er auf seinem Rad stets einen tadellos weißen, mit Duftwasser besprengten Hund mitführte, erlaubte ich mir die Frage, warum er diese lobenswerte Reinlichkeit nicht auf sich selbst ausdehne, und erfuhr, daß dies seiner Männlichkeit Abbruch tue. „Es schwächt meine Liebeskraft,“ meinte er. Seit jener Zeit war es immer mein Verlangen, ganz Südamerika einmal täglich unter Wasser zu setzen. Das würde den Leuten seelisch und körperlich wohltun. Ob die Engländer eine so beherrschte, großartige Nation sind, weil sie sich so viel waschen? Es lebe das Wasser!

Von Zeit zu Zeit brachte mir jener Columbianer von starkem Geruch und unschuldsvollem Aussehen Uebersetzungen, die ich ihm billig ausführte. Er erzählte mir eine Menge vom Urwaldleben, und seine Kenntnis der Zaubergetränke war überwältigend. Er konnte Liebestränke brauen, Zauberlampen zusammenstellen, Menschen zur Trunksucht verleiten oder sie davon heilen, aus dem Kaffeesatz wahrsagen, jemand vergiften, daß er einfach an Herzschwäche starb, und verschiedene wertvolle Dinge dieser Art .... Ich hörte ihm gern zu, und Frau M. erlaubte ihm zu kommen, wenn sie sich auch in solchen Fällen — zur Schonung der Geruchsnerven — auf die Hinterveranda zurückzog.

Eines Tages sprang er wie gewöhnlich wieder im ganzen Raume auf und ab und plauderte über Zaubersachen, die ich, da dies mein Lieblingsstudium war, lebhaft verfolgte und aufschrieb. Allmählich kam er indessen auf das Leben selbst zu sprechen, vom Glück der Liebe und all dem Kram, von dem ich ohnehin die Ohren übervoll hatte. Zu meiner inneren Ueberraschung begann ich zu denken, daß er ja recht habe, daß man vom Dasein nichts besitze als gerade diese Sinnenlust, daß man um jeden Preis alle Erfahrungen auskosten müsse, und erst, als neben diesen Gedanken ein noch tieferes Empfinden in mir gleichsam sagte, „wie seltsam fremd du heute denkst“, wurde es mir klar, daß mich der Zauberer hypnotisierte, und zwar von hinten und ohne äußere Behelfe. Alle Hochachtung! Ich setzte

indessen Gegenstrom ein und empfahl mich. Einen gehässigeren Blick habe ich selten in Menschenaugen gesehen . . . .

Nun hatte ich, obschon ich in die Zone gezogen war, teils aus Vorsicht, um nie wieder in eine abhängige Stellung zu geraten, teils um nicht in der Kanalzone zu leben, wenn ich Dolmetsch von Panama war, das Zimmer neben Russin und Trompeter beibehalten und arbeitete da über Mittag. Ich nahm ein kleines Futterpaket aus der Zone mit und legte es, mit schriftstellerischem Ordnungssinn, auf mein Bett. Wollte ich es aber zu Mittag essen, so wurde mir sonderbar übel, und ich ließ es liegen. Auch hegte ich immer den Wunsch zu schlafen, sobald ich mein Zimmer betreten hatte, überwand indessen das Begehren, weil ich meist zu malen oder zu übersetzen hatte. Eines Tages sagte Frau M. zu mir:

„Kind, was ist Ihnen? Sie sehen so elend aus und essen nicht mehr. Was haben Sie?“

„Mir ist nicht schlecht; ich bin nur ewig müde, am meisten unten in meinem Zimmer.“ Und ich beschrieb ihr meine Gefühle beim Betreten des Raumes.

Frau M. war seelengut, doch teilte sie mit anderen Amerikanern das starke Vorurteil gegen alles, was nicht englisch sprach und weiß war. Sie schöpfte sofort Verdacht, begleitete mich hinab und durchstöberte den Raum mit der Miene eines Geheimpolizisten. Wir entdeckten den Diebstahl mehrerer an und für sich geringwertiger, von mir oft berührter Sachen, wie auch das Verschwinden meiner Handtasche, in der ich eine Gedichtsammlung aufgehoben hatte, deren Verlust mir besonders naheging. Erst als wir das Bett machten — es hatte nur zwei Bettlaken und ein Kissen darauf, — bemerkten wir, daß ein feines Pulver darüber hin verstreut war. Es war durch das Abnehmen des Bettzeugs zum Teil verschüttet worden, doch war genug vorhanden, um uns zu überzeugen, daß es eine unangenehme betäubende Wirkung besaß. Da packte Frau M. meine Koffer und trug alles sofort nach Balboa mit.

Natürlich zeigte ich den Diebstahl bei Gericht an. Oeffentlicher Dolmetsch sein und bestohlen werden wie ein unbekannter Nigger! Es waren auch alle Beamten Aug' und Ohr für das Dolmetschlein, indessen wurden die Uebeltäter nicht gefunden. Aus der Anzeige erwuchs jedoch ein heiteres und ein tragisches Erlebnis.

Da ich ausgeraubt und fast getötet worden war — obschon ich vermute, daß sich der schwarze Magier beim Trompeter eingeschlichen, durch das Gitter das Pulver geschüttet und gehofft hatte, mich nachts im Schlaf äußerst geschwächt zu überfallen, nicht ahnend, daß ich nie in Panama übernachtete — wollte ich das Zimmer ohne Kündigung verlassen, und Frau

M. gab mir darin recht. Gerade als ich die Möglichkeit eines Auszugs erwog, erschien ein Schutzmann. Der kleine Russe verbarg sich unter dem Bett, seine Mutter wurde unhörbar und stellte sogar den Zwiebelbraten vom Herd; der Trompeter verstummte, der Hausknecht verdunstete, und meine Wirtin verschwand in die innersten Gemächer. Was ein übles Gewissen alles vermag! Das Komische an der Sache sah ich allein; denn der Schutzmann kam keineswegs um den Diebstahl zu erforschen; er war „Mann wie alle Männer“ und nahm die Gelegenheit beim Schopf, mit einer guten Ausrede zu mir zu kommen und vorsichtig anzufragen, ob ich mich — so allein — nicht nach einem Schutz sehnte. Wer schützt besser als ein Schutzmann?

Ich war von bodenloser Dummheit und ebenso tiefer Höflichkeit. Wie ich ihn anlächelte und nett auf ihn einsprach und ihn für den Diebstahl interessierte, wie ich seine Anspielungen nicht begreifen konnte. Rein vernagelt! Zum Schluß begaben wir uns vereint die Treppe hinab. Das Haus war ein Sarg: leer und still. Erst als wir zum Tore hinaus waren, blies der Trompeter die Arie, die im sündigen Panama dem deutschen „Es ist im Leben häßlich eingerichtet“ entspricht.

Das zweite Nachspiel überzeugte mich, daß man als Frau in Tropenstaaten nicht leben konnte, wenn man nicht an kaputten Nerven vorzeitig ins Grab zu klettern beabsichtigte. Ich saß in der Bücherei und machte Vorstudien für Mittelamerika, als wieder ein Schutzmann (sie gleichen sich wie ein Ei dem anderen) auftauchte und mich mit feierlich ernsten Gebärden bat, in den Hof hinaus zu treten, weil er mir in der Diebstahlsgeschichte Mitteilungen zu machen hatte. Ich tat wie geheißen, und er erzählte mir im gleichen Flüsterton des Vertrauens, daß wir den Verbrecher nie finden würden (eine Ansicht, die ich lebhaft teilte) und daß mir nur ein Wesen in ganz Panama dies zu sagen vermöge. Wer? Ein Obimann (ein Negerzauberpriester). Obimänner hatte ich schon eine ganze Menge kennen gelernt, und überdies war ich sicher, auch durch zehn Obimänner nichts zurück zu erhalten, und in schonender Weise teilte ich der Säule der Gerechtigkeit diese meine Ueberzeugung mit. Die Säule bat indessen so beweglich, ihn doch einmal zu solch einem Manne zu begleiten, daß ich bedingungsweise einwilligte und erklärte, einmal kommen zu wollen, wenn es meine sehr in Anspruch genommene Zeit erlauben würde.

Er reichte mir eine Karte mit seinem Namen und bat, mich um sieben Uhr an der Ecke erwarten zu dürfen. Wir trennten uns voll ausgesuchter Höflichkeit, und ich lächelte, weil eine Frau am sichersten lächelt, wenn sie einen Wunsch nicht zu erfüllen geneigt ist.

Am Nachmittag trat ich bei meinem Photographen ein und zeigte ihm die Anschrift, indem ich seine Meinung einholte.

„Ich glaube zu wissen, wo das ist!“ erklärte er, „werde mich jedoch selbst hinbegeben, um sicher zu sein!“

Ich dankte ihm, und am Abend, während wir auf der Kiste in der Dunkelkammer standen und entwickelten, sagte er sehr nachdenklich:

„Die Sache ist recht gefährlich für Sie. Das Haus, das Sie besuchen sollen, wird allerdings von ihm bewohnt, liegt indessen dicht am Eingang zur Straße der roten Laternen (das Reich der Freudenmädchen) und Sie müssen wissen, daß die Frau, die in jener Straße angetroffen wird — aus was immer für einem Grund sie dahin geraten ist, ein Jahr lang darin bleiben und . . . ihre Tätigkeit ausüben muß. Das kann von der Polizei erzwungen werden.“

Und dazu hatte mich ein Schutzmann der Republik — mich, eine beeidete Amtsperson — verleiten wollen . . . .

Schneller als sonst verließ ich von da ab die verschiedenen Gerichtsgebäude und faßte traurigen Herzens den Entschluß, bald die sehr günstige Stellung aufzugeben und weiterzureisen.

## Potpourri.

Täglich ging ich von Balboa nach Panama an der hohen Mangogruppe kurz vor dem Halbweghaus und dem berüchtigten Coco Solo vorüber. Erst war das junge Laub rotlila gewesen, dann hellgrün, nun standen die Blätter wie grüne Dolche nach allen Richtungen, und an den langen Fruchtfäden hingen die goldgelben, oft rötlich angehauchten Früchte nieder. Wer wollte, durfte sie auflesen, doch bei vielen Leuten brachen die Mangogeschwüre aus. Der Geschmack ist gut, doch stören die Fäden, die an den Zähnen hängen bleiben.

Ich hatte alle Tropenfrüchte und Gemüsearten kennen gelernt, von der gelbfleischigen Yucca bis zum rötlichen, moorrübenartigen Badu, am liebsten aber aß ich die Brotfrucht in Scheiben geschnitten, gebraten und mit Butter übergossen. Wir hatten indessen nie Kuhbutter, sondern Kokosfett, weil sich dieses besser hielt. Auch nur Blechbutter (aus Büchsen) weil sich frische Butter selbst auf Eis nicht gut halten wollte, weshalb wir im Scherz riefen:

„Die Kuh auf den Tisch!“

Das Tropenrind ist nämlich sehr mager und gibt fast keine Milch. Selbst das Fleisch ist zäh und unschmackhaft, und die Stiere sind lange nicht so wild wie in Europa. Die Tropen wirken drückend auf Menschen und Vieh. Bei den Menschen geht das leicht in Arbeitsunlust über.

Wunderbar waren die Mainächte. Man war in der sogenannten Trockenzeit (es regnete täglich einmal, während sonst drei bis vier Gewitter niedergingen), und die Kanalzonewiesen waren von Leuchtkäfern derart besucht, daß es wie ein Sternenfall aussah. Oft stand ich vor dem mächtigen Golf und beobachtete das Meerleuchten; hinter mir, als leuchtender Regen, gingen die Glühwürmchen nieder, und über mir funkelten die Sterne wie hinter einem Schleier von leicht glänzenden Tränen. In der Ferne, scharf und schwarz umrissen, zeigte sich der berühmte Pik von Darien . . . .

Und unbemerkt, von kleinen Abenteuern durchbrochen, glitt der Mai in den Juni. Samuels war nach langen Verhandlungen freigesprochen worden. Unzählige Verbrecher hatten neben mir gesessen und mir ihr Leid vorgeklagt. Um Geld und Wissen reicher dachte ich an die Abreise.

Von meinen Gerichtserlebnissen möchte ich nur noch zwei hervorheben: Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, hatten zur Karnevalszeit, der wildesten und zügellosesten selbst in dieser Stadt der Laster, vierzig Dollars gestohlen und in Knallbonbons und Feuerwerk verpufft. Der Knabe war acht, das Mädchen, eine kleine Negerin, zehn Jahre alt. Diese Kinder wurden mit gewöhnlichen Verbrechern eingesperrt und waren monatelang in Untersuchungshaft.

Ein anderes Mal hatte ich in der Vorverhandlung zwei kleine schwarze Freudenmädchen vor mir. Sie waren erst einen Monat im Viertel der roten Laternen und waren dreizehn und vierzehn Jahre alt. Als sich der Richter auf einige Minuten entfernte, tat ich, was ich sonst nie tat, ich stellte eine persönliche Frage an die Angeklagten. Sie waren so kindlich, hatten so gute große Glotzaugen in runden, ausdruckslosen Gesichtern, daß ich forschte, wie es ihnen im Freudenhaus gefiele. Vielleicht schossen mir Rettungsgedanken durch den Kopf; jedenfalls überraschte mich die Antwort:

„So — so!“ meinten sie und zogen die Lippen krumm.

Sie hatten einem chilenischen Matrosen die Augen verbunden, während der würdige Zuhälter die Uhr und die Geldtasche aus den über dem Bett hängenden Kleidern zog. Später kam der Mann vor mich. Es kostete mich da zum ersten Mal Mühe, gegen einen Menschen vollkommen unparteiisch zu sein und lediglich meiner Pflicht zu genügen. Am liebsten hätte ich ihn mit Fußtritten die Treppe hinabgerollt. Aber ich war beeideter Dolmetsch und saß auf meinen Gefühlen.

Die Nordamerikaner, die vor mich gebracht wurden, waren immer in einem Zustand kochender Wut. In den Vereinigten Staaten war das Trinken verboten, und daher holten sie in Panama das Verbotene nach. Sie waren immer todbetrunken,

so daß sie gar nicht merkten, was mit ihnen vorging. Meist wurden ihnen im Kerker die Schuhe vom Leib gestohlen, und, was sie am meisten entrüstete, war der Umstand, daß sie unverköstigt blieben. Ein junger Mann war in einem Wagen mit zehn Negerinnen ausgefahren und hatte erst wahrgenommen, daß alles nicht gewesen, wie es sein sollte, als er auf offener Landstraße im Staub und mit einem Loch im Kopf erwachte. In der Regel wurde eine hohe Kaution erlegt, und die ließ man dann verfallen. Es war dies, wenn nicht die billigste, so doch die einfachste Lösung der Sache. Ein sehr hoch bezahlter Advokat wusch in anderen Angelegenheiten die Amerikaner des Nordens rein. Es ging aber nie ohne hohe Geldverluste ab. Die „Gringos“ sind schwer verhaßt, und wenn sie einem Spanisch-Amerikaner in die Hände fallen . . . .

Bevor ich Panama verließ, sah ich die beiden Freudenmädchen noch einmal. Das ältere war durch einen Schutzmann schwanger gemacht und hatte ein verwahrlostes, gemein gewordenes Aussehen. In den Zügen des kleineren Kindes lag hilflose Trauer.

In der Höhe von Veraguas.

Sie waren alle sehr gut gegen mich gewesen, und meine Seele war voll Dank; auf den tiefsten Tiefen meines Denkens aber lag der angeschwemmte Unrat, der mir zugeworfen worden war, und die Bitterkeit, daß der Mann im Weibe nur den Gegenstand seiner flüchtigen Lust und nicht ein Wesen sieht, dem er sich mitteilt, mit dem er des Lebens Wechselfälle verständnistief miterlebt, das er seiner Eigenschaften und Eigenheiten — kurz, des Gesamtbildes halber lieb hat, diese Bitterkeit ist nie wieder von mir gewichen. Sie hat mir etwas überlegen Kühles verliehen, das mich unberührt durch alle Gefahren gleiten läßt; denn um das Spielzeug des Augenblicks zu sein, dazu bin ich mir zu gut, aber es hat das in mir gebrochen, was unerläßlich ist, um Liebe, irgend eine Art der Liebe, zu empfinden. Heute steht zwischen der physischen Hülle eines Mannes und mir der unsichtbare Schutzkäfig, wie man ihn sichtbar und aus Gußeisen in Peru findet. Durch diesen Kasten hindurch beschaue ich mir leidenschaftslos seine Seele. Durch ihn kann ich aber auch nie den Weg zu einem Gefährten finden . . . .

Es hat im Leben alles seine Licht- und seine Schattenseiten. Dies gehört nicht zu einem Reisewerk. Mein Bericht ist indessen nicht allein ein Anführen von Blumen, die ich gemalt und Häusern, die ich bewohnt, oder Ländern, die ich bereist habe, sondern er zeigt auch die Wirkung, die eine solche Reise auf das Gemüt einer Frau ausübt, und ist eine Warnung.

Frauen, die ein gesundes, alltägliches und folglich glückliches Leben genießen wollen, bleiben am besten daheim oder wenigstens in Europa, und vielleicht lernt durch meine Offenherzigkeit einmal ein Mann, daß die Methode des Troglodyten, der seine Gattin mit der Keule niederschlug, um sie zu besitzen, auf die Frau des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr betörend (oder betäubend) wirkt.

Ich fuhr mit einem Dampfer der Pacific Mail, der vorwiegend Frachten mitführte und nur eine erste und eine dritte Klasse hatte. Wie gewöhnlich fuhr ich in der Dritten, und wie damals, bei meiner Abfahrt von Europa, folgten mir Blitz und Donner, war ich umgeben von Araberinnen. Eine Lehrerin aus Jerusalem wanderte mit ihrer Mutter nach Las Honduras aus, und sie hing an mir wie eine Klette. Ich war vom Direktor der Veloce empfohlen worden, und als ich mich zum nie verlockenden Dritteklassefraß hinabbegab, teilte mir der erste Offizier mit, daß ich etwas von der Kost der Ersten erhalten würde. Obschon ich, wie die übrigen, in unserer Schlafkabine essen mußte, hatte ich doch besseres Gedeck und erhielt verdaulichere Sachen. Die Frau eines Negers, dessen Freund Schiffskoch war und die nach San Francisco reiste, war meine Tischgenossin und schlief auch unter mir. Sie hatte ein Töchterchen namens Beryl, schwarz wie eine Schornsteinbürste und ebenso frisiert. Mutter und Kind waren so sauber, daß ich mein Schicksal leichter ertrug.

Unter mir lagen drei Araberinnen, in der einen Ecke ein Wrack aus mehreren Rassen zusammengegossen, und vor der Kabine lagen nachts die Matrosen in so wenig Kleidung, wie die strenge amerikanische Schiffsbehörde gestattete. Dicht daran grenzten die Maschinenräume, und auf der anderen Seite die Küchen. Wenn man berichtet, daß wir ohnehin eine Lufttemperatur von 40 Grad Celsius im Schatten hatten, wird man mir glauben, daß ich morgens als nasser Klumpen mit elendem Gefühl aufstand.

Der Schiffsarzt — diese edlen Herren haben oft nicht einmal das Gehirn einer Laus, vermutlich der Grund, warum sie Schiffsärzte sind — riß mein Augenlid hoch und erklärte mich für blind. Da ich später wenigstens sechs Stunden täglich auf Deck schrieb, hat er sich hoffentlich überzeugt, daß ich ein Paar gutsehender Augen hatte. Auch wollte er mich impfen, was ich gewaltig übelnahm. Dreimal in einem Jahre geimpft zu werden, ist mehr als Fleisch und Blut — jedenfalls ein Frauenarm, der nicht wie das Gesicht eines reichsdeutschen Studenten aussehen soll — ertragen kann.

Italiener sind reizend — siehe den „Bologna“! — aber schmutzig sind sie, Gott vergebe ihnen! Auf der Pacific Mail

waren genug unerläßliche Orte, und sogar besonders für Frauen bestimmte, und alle rein! Die Betten hatten Kopfkissen und weiße Bettlaken, und man hatte ordentliche Tische, von denen man essen konnte, ohne einseitig auf einem Taupfeiler schaukeln zu müssen.

Wir fuhren an der Küste von Veraguas vorbei. Da hausen sehr wilde Indianer, und man kennt noch Teufelsbeschwörungen eigenster Art. Es geht da fast wie bei einer spiritistischen Sitzung zu, und allerlei grauenhafte, mattschimmernde Schemen zeigen sich an den Felswänden der Grotte. Hier vernimmt man auch schon das merkwürdige Brüllen der Brüllaffen, das den Uneingeweihten fürchten läßt, es befinde sich ein Löwe in der Nähe.

## Costa Rica.

Ich rollte aus dem Bett, naß wie eine Kugel. Je nasser, desto besser, denn da erträgt man die drückende Hitze leichter. Ein amerikanisches Frühstück, aus Eiern, gebratenem Speck, Butterbrot, Pfannkuchen, Kartoffelscheiben und Pflaumenkompott bestehend, brachte mich neuerdings zu Kräften, und ich kletterte auf Deck, um mir das neue Land zu betrachten.

Costa Rica hat zwei Vorteile. Die Menschen sind da schon lichteren Schlages, und das Bergklima ist so gesund, daß man von Panama nach San José auf Sommerfrische gehen kann. Am herrlichsten aber sind die vielen feuerspeienden Berge, — der Poas mit einem kochenden See im Krater, der Torrealba, Irazo, Miravalles und so weiter. San José liegt, umgeben von diesen Bergriesen, in der Nähe des ewigen Schnees. Die Stadt hat ein Prachttheater — zu groß für die etwa 30 000 Einwohner — und sehr hübsche Anlagen; aber die Asche der sieben sie umkränzenden Berge liegt oft zolldick auf Bauten und Bäumen. Man erreicht San José am besten von Puerto Limon in der Limonbucht, die ich vor Monaten gekreuzt hatte. Die Hauptausfuhrartikel sind Kaffee, und noch mehr Bananen. Zehn Millionen Zweige (jeder Zweig hat zwischen 60 und hundert Bananen) werden jährlich ausgeführt, und zwar von der United Fruit-Company, deren Schiffe auch Ananas, Mangos und Bananen von Panama wegführen und Pfirsiche, Aepfel und Birnen zur Kanalzone bringen. Die Schiffe nehmen eine sehr geringe Zahl von Passagieren auf, denn das Innere besteht aus Eiskästen, in denen man die Früchte aufbewahrt. In vier Tagen erreichen sie New Orleans, und von da verschickt man das Tropenobst über die ganzen Vereinigten Staaten.

Wir näherten uns Puentoarenas im weiten Golf von Nicoya, und uns grüßte die Flagge Costa Ricas — blau, weiß,

rot, Silber, blau in Streifen — und das Wappen, das an die Zeiten Columbus' erinnerte. Es zeigte ein Segelschiff unter Goldsternen und eine auf- oder untergehende Sonne.

Puentoarenas (Sandspitze) hat ein ungesundes Klima. Viele Leute werden sofort heiser, und manch ein Sänger muß unverrichteter Sache wieder umkehren. Ich hatte darüber nicht zu klagen. So schnell wie möglich kletterte ich in ein Boot und ließ mich von einem braunen Schiffer ans Land rudern. Auf meine Bitten hin nannte er mir, was angebaut wurde, zeigte mir die ausgedehnten Kaffeepflanzungen an den Abhängen, die Maisfelder im Sumpfgebiet, die Tropenobstbäume und vereinzelte Baumwollsträucher, deren Wolle wie schmelzender Schnee auf dem Geäst lag. Kahl wirkten die fernen Berge, und trotz der zerstreuten Pflanzungen wirkte Puentoarenas öde.

Ich durchstreifte den unbedeutenden Ort, durchwanderte die Markthalle, kaufte eine Icao — eine unserer Pflaume ähnelnde Frucht, die rotblau und an den Polen weiß war, weißes Fleisch hatte und nach nichts schmeckte — und wagte mich sogar in den umliegenden Busch. So oft ich Schritte vernahm, versteckte ich mich im Dickicht. Vor Tieren hatte ich eigentümlicherweise keine Angst. Ich stieß auf keine Giftschlange, war aber entzückt vom Falterreichtum und sah die Viuda oder Witwe, einen grünblauen Vogel, den roten Kardinal und einen Titi oder Uistiti, einen jener winzigen Affen Mittelamerikas, die beinahe ein Rattengesicht haben.

So still und friedlich war's, daß sich die grünblauen Eidechsen dicht heranwagten und ich viele Insektenformen beobachten konnte. Nachdem ich noch einen wunderschönen Vogel mit tiefgelber Brust, weißem Köpfchen, schwarzen Flügeln und dunklem Schwanze gesehen hatte, begab ich mich wieder in den Ort zurück, wo die Kirche mit freistehendem Holzturm malerisch unter Kokospalmen gelegen ist und mir die Leute wie dem gefürchteten Lindwurm nachstarrten. Seeleute grüßten mich mit „Hallo, Miss!"; denn nur eine verrückte Amerikanerin geht in solchen Löchern an Land, und eine zahnlose Alte hängte mir vier Zapodillas mit der Versicherung an, daß ich — hatte ich einmal eine gegessen — zehn würde essen wollen, eine Vorhersagung, die nicht eintraf, so daß ich die drei übrigen Früchte lieber einem Jungen schenkte, der hineinbiß, als ob er wirklich noch zehn hätte essen können.

Die niedrigen Holzhäuser in spanischem Stil mit Fensterkäfigen oder festen Gittern standen zu beiden Seiten auffallend weiter, sandiger, doch mit gutem Fußsteig versehener Gassen, und das Grand Hotel Imperial ist groß für den Ort; denn unter Einäugigen ist der Blinde bekanntlich König. Ganz am Ende der Stadt erblickte ich eine alte Frau in einem Tropengarten

voll Kokospalmen, einem Chirimoyabaum, roten Hibiscus- und bunten Crotonsträuchern, die wie Feuergarben dicht am Zaun emporzüngelten, und lächelte ihr zu. Sie lächelte zurück und bat mich einzutreten. Das war gerade, was ich gewollt hatte; denn nun konnte ich mich mit ihr über Land und Leute unterhalten. Sie zeigte mir eine Art Walker aus Lavastein, mit dem sie auf einer schwarzen Lavaplatte Mais und anderes Getreide so lange walkte, bis es feinmehlig geworden war — jedenfalls fein genug, um einen flachen Kuchen daraus zu backen. Sie machte auch Kokosbutter daheim und schenkte mir Tamarinden und eine Chirimoya, eine Frucht mit sehr weichem, süßen, weißen Fleisch, die von außen an unsere Artischoken erinnert. Sie hatte im Garten auch Eierpflaumen, Marañones (eine birnenartige Frucht, goldgelb und rot, die den Kern am Ende wachsen hat, der seinerseits noch eine eßbare Nuß einschließt) und Anones, die süßeste Frucht der Tropen, pfirsichgroß, grün mit roten Punkten.

In der Nähe von Puentoarenas sind die reichhaltigen Gold- und Silberbergwerke, und die Frau erzählte von den Cholos, die da für wenig Geld arbeiten müssen, vom allgemeinen Mangel und der Unverschämtheit der Nordamerikaner, von den Erdeichhörnchen, die so große, unterirdische Gänge graben, daß man gezwungen ist, die Rinder auf diesen zerstörten Reisfeldern zwei Jahre lang weiden zu lassen, ehe sie wieder verwendbar waren, von der Wallfahrtskirche von Nuestra Señora de los Angeles, wo alle Wünsche erfüllt wurden, von der Strafinsel Lucas, auf der Mais und Zuckerrohr gepflanzt wurden, und von Cartago, der alten Hauptstadt, die von einem Erdbeben völlig zerstört worden war.

Als ich ihr schon gedankt und die Schwelle gekreuzt hatte, rief sie mir noch nach:

„Grüßen Sie mir Ihre Mutter, kleine Señorita, denn auch ich habe Kinder unter dem Herzen getragen und weiß, wie es der zumute sein muß, die nun allein daheim weilt und nicht ahnt, wo sich ihr Kind befindet."

Spät am Abend fuhren wir an der Vogel- und der Zuckerhutinsel vorbei an die Herradura-Erhebungen heran und endlich weiter hinaus ins offene Meer.

## Nicaragua.

Ein neuer Fahrgast war an Bord gekommen in Costa Rica — eine braune Frau mit zwei Kindern und einem Chinesen, der sehr alt und der überdies auch ihr Gatte war. Mittelamerikanerinnen heiraten gern chinesische Kaufleute, weil sie bei ihnen nicht schwere körperliche Arbeiten zu verrichten

brauchen und nur die Verpflichtung haben, viele Kinder zu gebären, eine Pflicht, die sie nur zu gern erfüllen. Nun fuhr diese gelbe Menschruine in ihr Land zurück, vermutlich damit die Gebeine in der geliebten Heimaterde ruhten, und nahm Frau und Kinder in das fremde Land. Ich bangte um das Schicksal der gutmütigen und nicht üblen Frau, die da in ein feindliches Land voll fremder Sitten einer sehr fraglichen Zukunft entgegenfuhr. Sie hatte eine belustigende Art, vor jeder Rede immer „Wenn Gott will“ zu sagen und, wenn sie überrascht wurde, „Ave Maria purisima“ auszurufen. Ihr Söhnchen, der kleine Jesus, trug ein Schnellfeuerhöschen und heulte immerzu. Das Mädchen war braver.

Die Dampfbarkasse, die den neunzigjährigen Herrn Holtmann, den reichsten Mann des Landes, aufs Schiff gebracht hatte, trug mich ans Land. Ich war etwas scheu, denn Nicaragua sollte das wildeste Land Mittelamerikas sein, und ich hatte noch Peru frisch in der Erinnerung. An Land aber wollte ich. Man studiert weder Menschen noch Pflanzen vom Deck aus.

Nicht ein Reisender der ersten Klasse, geschweige denn der dritten fuhr ans Land. Die meisten Menschen fahren wie die Reisekoffer durch die Welt, und die größte Zahl der sogenannten Touristen, die behaupten, alles gesehen zu haben, liest alles in einem Buche nach und sitzt dann einfach im Gasthaus und schlürft Eiskaffee oder nimmt Whisky-Soda. Ich will gar nicht leugnen, daß es angenehmer ist, als in der Tropenglut herumzulaufen. Man redete mir zu, erst das Mittagsmahl abzuwarten, doch ich erwiderte, daß man im Leben täglich essen, nicht aber täglich ein neues Land betreten könne, und so stand ich um zehn Uhr früh schon am Strand des lieblichen San Juan del Sur, einer so stillen, tiefgrünen, sonnigen Bucht, wie ich nie wieder eine angetroffen habe.

Mein Erscheinen im Orte erweckte, der Seltenheit solcher Gäste wegen, entsprechendes Aufsehen, und als ich auf dem freien Marktplatz einen geschnitzten Flaschenkürbis kaufte, hatte ich gleich einen Kreis junger Nicaraguaner um mich, die mir berichteten, daß die „Señoritas“ von San Juan del Sur diese Schnitzarbeiten ausführten. Köchinnen verließen den Herd, um mich anzustaunen, faule Hausfrauen, die, im Liegestuhl versunken, einen Pantoffel mit der großen Zehe wippten und sich fächelten, erwachten zu Tätigkeit und beugten sich über die niedere Holzbrüstung der braunen Holzveranda. Unendlich armselig wirkten diese Bauten nach den schönen Panamakanalhäuschen.

Der Kirchturm steht getrennt vom eigentlichen Bau, und um beide hat der Meßner aus eigener Tasche einen Garten angelegt, in dem viele Tropenblumen und besonders die „Vulkan-

blume“ blühen. Sie ist weichrosa und heißt im Osten die „törichte Jungfrau“. Sie erinnert am ehesten an unseren Flieder. Die Poinciana regia oder Schirmmimose war in Blüte, und daher brachen die scharlachroten, blattlosen Riesenkronen wie Feuerschirme aus dem umliegenden Grün, während auf dem gelbweißen Sande die entflatterten Blüten einen herrlichen Teppich bildeten und hier, an diesem verträumten Strand, der hügelumkettet war, sah ich auch zum ersten Male den berüchtigten Manzanillo oder Giftbaum, unter dem einzuschlafen schon das Verderben sein sollte. So arg ist es nicht, aber es ist wohl möglich, daß die mächtige Tropensonne die Früchte und Blätter so sehr erhitzt, daß die Feuchtigkeit (also der Giftsaft) in kleinen Mengen verdunstet und dadurch von dem unter dem Baume Ruhenden tatsächlich eingeatmet werden kann. Die Frucht ist in der Tat außerordentlich giftig, und viele Morde werden mit dem Saft des grünen, harmlos scheinenden Apfels ausgeführt. Man erlaubte mir nicht einmal, aus wissenschaftlichem Interesse einen Manzanillo mitzunehmen, obschon die hellgrüne Frucht in Mengen unter dem steifen dunklen Blattwerk hervorschaute und leicht erreichbar war.

Ich durchwanderte die ganze Umgebung und schlug auch den Weg ein, der zur Trockenzeit hin zum Maraguasee führt, der aber nun ein Meer von Schlamm mit einigen für Fußgänger oder Reiter verwendbaren Furchen war. Als ich indessen Pferdehufschläge vernahm, verbarg ich mich im nächsten Gestrüpp, bis der bösartig aussehende Reiter verschwunden war. Ich hatte nicht die Absicht, die peruanischen Erfahrungen zu wiederholen. Auch trug ich nun einen vergifteten Dolch bei mir, so daß ein Abenteuer nicht nur mir teuer zu stehen gekommen wäre . . . .

Wenn unter Tieren, trage Klauen!

Auf dieser Landstraße nach Rivas traf ich bei einer Schmiede viele Frauen und näherte mich daher dem Gebäude. Sie hatten einen großen grauen Affen und luden mich ein, ihn anzuschauen. So lieferte er uns genug Gesprächsstoff, und als wir warm geworden waren, erzählten sie mir viel von den dortigen Verhältnissen und etwas über den Aberglauben der Eingeborenen, über den Mischlinge stets erhaben scheinen und von dessen Wahrheit sie innerlich dennoch fest überzeugt sind.

Als ich später durch das Dorf wanderte, rief man mich in viele Häuser, zeigte mir da geschnitzte Kürbisse, dort einen Hirsekuchen und oft Zainoschweinchen, seltsame Tierchen, die an ein Schwein erinnern, aber dicht und steif behaart sind und lange scharfe Krallen an den Zehen haben, mit denen sie gut klettern. Sie lassen sich leicht zähmen. Da sie indessen sehr schnell wachsen und mit Vorliebe auf Kasten, Tür und Tisch

klettern, malte ich mir die Freude meiner künftigen amerikanischen Hausfrau über solch ein „Schoßschweinchen“ aus und lehnte dankend ab.

Nicaragua ist ein außerordentlich reiches Land, in dem jedoch ein Ausländer (ich kannte viele, die es versucht hatten, in Panama) kein Fortkommen findet. Die Mischlinge beuten ihn aus, stellen sich liebenswürdig und scheuen vor keiner Niedertracht hinter dem Rücken zurück, trachten ihm nach Gut und Leben, und von den Indianern wird er begreiflicherweise ebenso stark und offener gehaßt. Sollte ihm Erfolg trotz aller Hindernisse blühen, so findet die Regierung immer ein Mittel, ihn seines Geldes zu berauben, ehe er das Land verläßt, und nur wenigen Leuten ist es gelungen, festen Fuß zu fassen. Die Nordamerikaner aber kamen in Massen und schoben sich mit der kalten rücksichtslosen Tatkraft, die ihnen eigen ist, vor, bestachen und blendeten mit ihrem Gelde und erreichten es schon nahezu, in den Besitz der Ländereien um die Seen zu kommen, da sie den Bau eines zweiten und ihnen besser gelegenen Kanals zwischen Atlantik und Pazifik planen; denn der Panamakanal könnte mit wenigen Bombenwürfen aus der Luft unbrauchbar gemacht werden, und ist das geschehen, so muß die Flotte um Kap Horn den Weg nach Hawaii und den Philippinen einschlagen und käme in diesem Fall zur Verteidigung selbst Kaliforniens längst zu spät.

Erst in Corinto brach der Haß gegen die Amerikaner so recht durch, und die einfachsten Frauen klagten über die geheime Macht, die Lebensmittelpreise hinauftrieb und den Einfluß des eigenen Volkes erbarmungslos unterdrückte. In der Tat kann man in ganz Nicaragua sehr gut mit nordamerikanischem Geld zahlen.

Leon ist die Stadt der Kunst und des Wissens. Granada erfreut sich guten Rufes, und erst dann kommt Managua, die Hauptstadt. Das Land verdankt seinen Namen dem einstigen Häuptling Nicarao.

Es gibt in San Juan nur eine zweiklassige Volksschule, und wer mehr wissen will — doch wenige sind so neugierig — muß einen größeren Ort aufsuchen.

## Corinto.

„Wir sind in einem Hafen.“

Die Negerin, ihren schwarzen Edelstein im Arm, rief es, und ich fuhr vom Lager auf wie ein Soldat, der im Dienste eingeschlafen ist. Schweißtriefend kroch ich aufs Deck. Der Baderaum lag am äußersten Ende des unteren Schiffsteils und reichte nicht ganz bis zur Schiffswand, so daß irgend ein vorwitziger Matrose sich den Spaß machen konnte, plötzlich über

die Scheidewand zu spähen. Das machte das Bad weniger erquicklich, als es bei Seewasser ohnedies schon war.

Vom Schiff aus überrascht Corinto. Die Häuser sind nicht länger ebenerdig, haben Bogengänge und wirken ganz ansehnlich, doch geht man erst den Hafendamm entlang, so schwindet das Trugbild, und man steht mitten in einer echten, drittklassigen Tropenstadt mit ebenerdigen Holzhütten, Gärten, aus denen Kokospalmen und Icacos ragen, sumpfige Gräben, mit Dorngestrüpp eingefaßt, und Sand, der die Füße schnell ermüdet. Sobald ich der Araberin auf dem Postamt geholfen hatte und meine Zecke aus dem heiligen Land losgeworden war, wanderte ich durch den Ort, und ein kleiner Junge, der seine schulzwanglose Kindheit mit Schabernack ausfüllte, zeigte mir mit belustigter Miene die Schule, in der der Lehrer eben ein Opferlamm verprügelte. Ein kleines Mädchen, braun wie ein Tontopf und fast ebenso geistsprühend, machte mich später auf die Kirche aufmerksam und wies nach dem Park — einem traurigen Orte ohne Bänke — worauf ich mich wie üblich in die Markthalle begab, um mir die Gemüse- und Obstarten anzusehen und die, die ich später malen wollte, zu kaufen. Handgemalte Tonkrüge und Palmenstrohkörbchen begeisterten mich am meisten, waren aber zu umständlich, mitzunehmen.

Einsam wie immer durchwanderte ich planlos die weiten Straßen, in denen das Gras die Pflasterung bildet, und in denen es nicht die üblichen Holzzäune, sondern dichte Reihen von langblättrigem Stachelkaktus zur Abwehr gab. In einem Garten stand eine Nicaraguanerin und sprach mich an, schenkte mir Icacos und lud mich endlich in ihre Hütte ein, wo sie mir im Flüsterton viel über die verhaßten Gringos und später viel über das Leben überhaupt erzählte. Der Raum war sehr einfach, enthielt nur die unentbehrlichsten Möbelstücke und roch stark nach Kreolin. Sie sagte, daß dies so sein müsse, um die Schlangen abzuhalten, die sonst in das Haus kämen. Daher ginge sie auch nie ohne Licht ins Freie und zöge es vor, sogar im Raum ein Oellämpchen brennen zu lassen. Erschlüge man eine Schlange, so müsse man immer darauf gefaßt sein, auch noch die zweite zu finden. Die Korallenschlange mit schöner hellroter Zeichnung, die Klapperschlange, die indessen immer warnend klapperte, eine schwarze Schlange und die gefürchtete Castellano seien die schlimmsten, doch behauptete die Frau, ein Gegengift aus verschiedenen Kräutern zu besitzen.

Ich blieb bei ihr, bis die ersten Schatten in blauen Streifen dahintanzten, besah mir einige Felder, kaufte die erfrischenden, doldenartigen grünbeerigen Mañones und sprach mit den Kindern, die unter hohen Schattenbäumen Reiskuchen, die in Blätter gewickelt waren, verkauften, während alte Frauen ihre

Schürzen für mich aufbreiteten, so daß ich auf dem Marktplatz unter ihnen sitzen und mit ihnen plaudern konnte; sie boten Affen, Perroquitos und große Pagageien feil, und jede beschrieb ihre Provinz als die beste und reichste. Es gab Gold und Silber in den Bergen, Marmor, Kupfer und andere Erze, und die Wälder haben herrliche Hölzer wie Palo campeche, Gummibäume und so weiter. Die wildesten Indianer leben an der ungesunden Moskitoküste am Atlantik; sie zählen die Tage nach Nächten, die Monate nach den Monden und nennen ein Jahr „nam".

Die Sonne sank mit der Jähe der Tropen; ich saß wieder auf Deck und belauschte zwei politisierende Nicaraguaner. Die schwarzen Umrisse des Corro negro hoben sich noch ab, dann schwand Corinto, wie so vieles aus meinem Leben geschwunden, und ich saß mit meiner Blumenlast von Nicaraguablüten (kleine Tulpen von üblem Geruch), dem Jasmin der Guten Hoffnung und den trockenen Totenblumen auf der Deckbark und fühlte die nie endende Einsamkeit wie ein Bahrtuch auf mir. Ich sprach mit anderen nur, um zu lernen! Ich ging durch das Leben wie ein Trappist, dem Schweigen und der Arbeit geweiht.

## Amapala, Las Honduras.

Der Golf von Fonseca ist unbeschreiblich; er soll prächtiger sein als die Einfahrt nach Rio de Janeiro. Die Schatten der Nacht mit ihrem tiefen Tropenblau lagen noch auf Bergen und Wassern als wir einfuhren, und dem Geschnatter der Araberinnen verdankte ich es, daß ich den Coseguina schon im Finstern erspähte. Er warf Rauchgarben von bedeutender Höhe aus, und im herrschenden Dunkel leuchteten sie wie Feuer.

Die Sonne kam — ein glutender Ball — und vergraute das Bild eine Sekunde lang, dann verwandelte sie, ihr Rot abwerfend, wie ein König seinen Purpurmantel abwirft, das Meer in glitzernde blaue Streifen, aus denen wie Smaragde die Inselchen traten. Sie waren alle sehr dicht bewaldet, hügelig, von Faltern umgaukelt, in hellstes Sonnenlicht getaucht — und dazu die ernsteren Berge des Hintergrundes, das flimmernde Wasser, der Zug der Möwen, der Rauch des Coseguinas und endlich das Bewußtsein, daß hier drei Republiken zusammenstießen — all dies gab der Landschaft einen erhebenden Reiz.

Einmal soll der Golf ein geschlossener See gewesen sein, der erst durch ein Erdbeben mit dem Meer verbunden wurde. Sein Flächeninhalt beträgt ungefähr achttausend Kilometer, und seine Buchten gleichen den Windungen einer verfolgten Schlange. Die Inseln Zacate Grande, Tigre, Gueguensi, Exposicion, Verde und Guca gehören zu Las Honduras, und gegen-

über von Zacate Grande befindet sich der kaum hundert Kilometer lange Strand des Festlandes. Der übrige Boden gehört im Norden San Salvador, im Süden Nicaragua.

Amapala liegt auf der Tigerinsel, hat stark aufsteigende Gassen und ist so wild, daß Fremde nur ungern landen. Halbnackte Indianer mit schaurigen Wuschelköpfen rudern heran und führen ans Land. Auch die Araberinnen stiegen hier aus, und die Mutter der Lehrerin lud mich zu sich nach Tegucigalpa, was lieb von ihr war. Diese Leute und die Chinesen sind die einzigen, die in Mittelamerika zu Geld kommen können; denn sie denken nur an das Verdienen, sind mit jeder Unterkunft zufrieden und brauchen ihrer Rasse halber keinerlei Aufwand zu treiben. Es gibt Leute, die zwanzig Jahre in einer Stadt leben und nie spazieren gehen. Sie kennen die gewöhnlichsten Straßen nicht, sie kehren heim, ohne das Land wahrhaft gesehen zu haben; tagsüber arbeiten sie fieberhaft im Geschäft, und nachts sind ihnen ihre Frauen alles. In Erinnerung an die heißen Nächte durchdösen sie den Morgen. Darin verstehen sich die dunklen Eingeborenen.

Die Straßennamen sind gelungen: die Straße des Entzückens (ein elendes Winkelwerk!), die Distelstraße, die Brücke der Tapferkeit, das Gäßchen des Reichtums (an Abfällen) und so weiter. Männer mit gierigen Glutaugen, in denen schon die Bestie erwacht, den spitzen Hut fast im Nacken; Weiber mit schweren Bündeln, oben im Bündel das Kind; in der Regel mit Blusen, deren Kürze ein Bewundern des Magens gestattet, bekleidet.

Das Schiff liegt lange im Golf von Fonseca; denn Elfenbein- und Tolunüsse, Kautschuk, Schlangenhäute, Felle und Kopra werden verladen. Vom Meere aus führt die alte Reichsstraße allmählich hinauf in die fast unbekannten Hochtäler von Las Honduras und erreicht endlich auf einer Hochebene die Hauptstadt des Landes Tegucigalpa, was „Stadt der Silberhügel“ bedeutet. Das ist der politische, Comayagua dagegen der geschichtliche Mittelpunkt. Das Land heißt „die Tiefen“, weil das Meer an der atlantischen Seite ungewöhnlich tief ist.

Am großartigsten sind wohl die Ruinen von Copan, wo man Tempel mit Reliefbildern von geflügelten Soldaten finden soll, und wo sich Monolythen aus glattem Granit aus dem Dschungeldickicht erheben und beweisen, daß hier eine wunderbare Kultur untergegangen ist. Grotten gibt es da und Gestein, wie man sie nirgends in der Nähe findet, was manche Forscher auf den Gedanken brachte, es müsse dieses Volk schon Flugwerkzeuge besessen haben, um fremde Waren hinaufzuschaffen. So weit erstrecken sich die Ruinen, daß man annimmt, es müsse diese Stadt so groß wie das heutige London gewesen

sein. Die Hieroglyphen, die dem Maya-Alphabet oder einer noch älteren Zivilisation entstammen, sind unentzifferbar.

Ein anderes, leichter besuchbares Wunder von Las Honduras ist die Blutquelle. Ein Bach aus echtem Blut fließt aus einer Grotte und hat nicht nur das Aussehen, sondern auch den widerlichen Blutgeruch, und tiefer unten, wo sich der Bach erweitert und stockt, sitzen viele Gallinazos oder Aasgeier und nähren sich von diesem verwesenden Blute. Die Indianer fliehen den Ort, da sie die Grotte voll böser Geister wähnen, doch die Europäer haben nun entdeckt, daß Millionen von Fledermäusen darin ihre Brutstellen haben und daß sich diese Fledermäuse von den drei Monate hindurch auf den umliegenden Abhängen weidenden Rindern nähren. Das so gewonnene Blut fließt auf den Grottenboden und von da ins Freie. Dennoch ist der Ort unheimlich.

Unbeschreiblich schön sind die Urwälder mit ihren Drachenblut- und Seidenwollbäumen und verschiedenen Harzen, der direkt aus dem Erdboden schon abzweigenden Manaccapalmen, den kostbaren Färbehölzern und dem Copaiba, aus dem man den wertvollen Perubalsam gewinnt; unheimlich auch die Schlangen, die von den langen Aesten im Halbdunkel des Urwalds schwingen und auf ein Opfer lauern. Zuzeiten kann man, wenn man sich still verhält, einen Coatl (einen dachsartigen Bären), ein Ocelot (einen kleinen Leoparden) oder ein Opossum oder Beuteltier erspähen, aber am meisten fühlt man die Hitze und die Angst vor den Mitmenschen . . .

Von San Lorenzo kann man mit einem kleinen Boot wieder nach Amapala zurück.

## San Salvador.

Je heiliger der Name, desto schlechter in der Regel die Menschen. Wir liegen vor Cucuco, dem Hafen von La Union. Himmel, welches Loch! Man ist dankbar, daß ein gütiges Geschick einen nicht zum Bleiben verurteilt hat.

Die Cholos kamen in einem Hosenrest und einem breiten Strohhut auf Deck, was einen Mitreisenden sagen ließ: „Er hat ein Hemd, das nie zerreißt und vollständig sitzt.“ Für wasserdicht schien es der Braune nicht zu halten, denn dem Wasser wich er aus wie der Teufel dem Weihsprengel . . .

Der Schiffsarzt von dunkler Farbe sprang aufs Deck und wurde von unserem Eisenbart begrüßt. Die Soldaten in hellbrauner Uniform, aber ohne Schuhe, versuchten stramm zu stehen, und drei Köter suchten ihren Besitzer.

La Union liegt über vier Kilometer von dem kleinen Hafenort entfernt, doch da das Schiff bis zum Abend blieb, folgte ich dem Rate einiger Leute und bestieg das vorsintflutliche Ding,

das man in San Salvador Zug nannte und das an eine Kaffeemühle mit einer angekoppelten Kaffeebüchse erinnerte. In diesem einen Wagen saßen Männer und Frauen mit mächtigen Bündeln und besprachen Kaffeepreise und andere Tagesneuigkeiten.

„Wann kommt der Zug zurück?“ fragte ich den Führer des urzeitlichen Dampfrosses, als ich ihm meine zehn Centavos überreichte.

„Oh, es gehen viele Züge!“ meinte er. „Einer kommt um vier Uhr hierher zurück.“

Ich gab mich damit zufrieden und vertiefte mich in den Anblick der Landschaft.

Man fuhr mitten durch einen Urwald, der immer wieder versuchte, das ihm geraubte Gebiet zurückzuerobern. Die mächtigen Wurzeln der Seidenwollbäume bildeten wahre Bänke; das Gewirr der Schlingpflanzen war so ungeheuer, daß man nicht wußte, ob, was da baumelte, im Dunkel zitterte oder drohend vorgestreckt schien, einzig das dicke Stammgewirr der Lianen oder diese oder jene gefährliche Giftschlange war. In Cucuco hatte ich viele trockene Häute von Riesenschlangen gesehen und vermutete daher den Urwald schon da voll dieses Getiers. Aus dem tiefen Grün brachen am Rande rote Blüten, und auf dem Erdboden lagen Nüsse und Kerne, wie ich sie noch nie geschaut hatte.

Die Kaffeemühle hielt, die unzähligen Päckchen verschwanden samt deren Besitzern, und ich wanderte hinter ihnen drein der Stadt zu. Die Gassen waren elend, unberechenbar auf- und absteigend, schmutzig und nur selten Gärten aufweisend. Die Pflastersteine waren groß und uneben, der Fußsteig schmal und die Hunde bissig. Kein Tier nimmt derart den Charakter der Menschen an wie der Hund. Wo die Hunde bissig sind, sind es auch die Menschen. Ochsen zogen plumpe zweirädrige Wagen, die Räder waren ohne Speichen, und der Lenker schien an Verstand seinen Ochsen gleich. Das Bürgermeisteramt wurde von Soldaten bewacht, und die Domkirche war im Zusammenfallen; denn Erdbeben sind häufig in La Union. Hübsch war der Park mit seinen Königspalmen, und der Marktplatz war interessant, weil alle Ladenhüter Europas sich in den dortigen Buden versammelt hatten. Die Verkäuferinnen waren dumm oder mürrisch, und was zum Verkauf geboten wurde, war schlecht. In Riesenkörben, flach wie ein heimischer Wäschekorb, lag Kaffee, und das Gemüse war welk. Hüte aus Karls des Großen Zeiten auf Stangen wie Häupter von geköpften Verbrechern, und Eier, daß sich eine europäische Henne sicher solcher Erbsen geschämt hätte.

Die Männer kamen aus den niedrigen verwahrlosten Steinbauten und grüßten mich mit höhnischen Bemerkungen. Sie erschöpften endlich ihre englische Wortkenntnis, und nur ein besonders dicker Braunbauch rief mir zärtlich „Darling“ nach. Ich drehte mich um und rief „Dummkopf“ zurück, um seine Sprachkenntnis nützlich zu vergrößern. Bevor sein träges Tropengehirn das verarbeitet hatte, war ich um die nächste Ecke verschwunden.

Nach etwa zweistündigem Herumirren näherte ich mich wieder dem Bahnhof. Es ging gegen vier, und um sechs Uhr sollte das Schiff abfahren. Der Zug brauchte etwa eine Viertelstunde, also hatte ich Zeit.

Vier Uhr und nichts kam. Ein Viertel nach fünf und Stille. Da fragte ich den Beamten, wann der Zug eigentlich abginge. „Um sechs!“ hieß es. Ich warf ein, daß er nach Angabe des Schaffners und auch der Fahrgäste um vier Uhr abgehen sollte.

„Ich weiß nicht!“ meinte der Herr Stationschef und ging in sein Loch zurück.

Nach einer Weile trommelte ich ihn wieder heraus, um ihn zu fragen, wie lange man zu Fuß gehen müsse.

„Vier Kilometer!“

Es war zwecklos zu fragen, ob der Weg sicher war. Ich entschloß mich, um völlig sicher zu gehen, wenigstens was die Richtung anbelangte, dem Geleise zu folgen. Da mußte ich nach Cucuco kommen.

Ich ging und ging. Die Tropensonne besaß noch ihre volle Kraft. Sie riß mir die Haut vom Nacken, den der Hut nicht stark genug beschattete; sie verbrannte mir die nackten Arme, bis sich die rote Haut in Blasen zu trennen begann; dabei verbrannte mir der glühende Sand die Sohlen meiner Schuhe und endlich meine Fußsohlen, was ich bedeutend unangenehmer empfand. Durch die Strümpfe spürte ich die heiße Bodenausstrahlung und das Braten der Sonnenstrahlen wie tausend Nadelstiche und immer wieder mußte ich den Hut lüften, um das Gehirn auskühlen zu lassen. Ich legte grünes Laub in den Hut, weil das dem Kopf gut tat und ihn schützte.

Aber alle diese Leiden waren nichts, verglichen mit der geheimen Seelenqual, die mich verzehrte. Ich ging nicht nur zum ersten Mal ganz allein durch ein Stück Urwald, ich ging allein als weiße Frau in einem tollen Lande; aus dem nahen Gestrüpp, das jede Aussicht verhinderte, konnte ein kleiner Leopard springen, sich eine Riesenschlange strecken, ein Tropenbär stürzen; in den Sandlöchern mochten Vipern verborgen sein, und wer sagte mir, daß nicht wilde Indianer herabgestiegen waren von den Inlandhöhen, um den Dampfer aus sicherer Entfernung anzustaunen? Sie konnten aus dem Dickicht einen

Pfeil losschießen, sie konnten mich mit ihren Speeren überfallen und — Aergstes von allem — ich konnte auf dem einsamen Wege einem Mischling begegnen. Unwillkürlich griff ich bei diesem Gedanken nach dem Dolch in meiner Tasche.

An einem klaren Wintertage daheim schnell auszuschreiten ist ein Vergnügen; in den Tropen über den Boden hinwegzufliegen, der unter den Füßen brennt, ist ein ganz anderes Vergnügen. Ich schnob wie ein Kriegsroß vor dem Angriff, ehe ich den Urwald ganz erreichte. Dann fühlte ich mich durch die hohen Bäume und das Strauchwerk so weit gedeckt, daß ich es wagte, etwas ruhiger dahinzugehen. Zweimal glaubte ich, jemand hinter mir kommen zu hören, und zweimal brach ich durch das Gestrüpp in den Urwald ein, um darin Schutz zu suchen. In solchen Augenblicken waren mir alle Raubtiere und alle Schlangen gleichgültig.

Bei jedem Schritt wechselten die Empfindungen. Es raschelte rund um mich, und ich bemühte mich zu erraten, welches Tier und von welcher Größe es sein mochte; es krachte in den Baumkronen, und ich erwartete irgend ein Wurfgeschoß von einem Affen oder einem Wilden; es knisterte vorsichtig, und ich fragte mich, ob ein Ocelot oder ein verborgener Feind in fast lautlosem Nahen war.

Nicht nur erhoben Kokospalmen ihre feurigen Kronen über die verschiedenformigen, undurchdringlichen Baummassen, es wuchs am Wegrand auch oft ein Dornengebüsch und eine Kakteengruppe, durch die eine Elefantenherde nicht durchgedrungen sein würde, und gerade als ich solch einen Wall erreichte, erblickte ich, bei der Biegung hinter mir, ein Zweibein männlichen Geschlechts und im Augenblick noch unbestimmbarer Abart.

War ich früher stramm ausgeschritten, so setzte ich jetzt mein Wetterbein nach vor, ungeachtet um den Schweiß, der in Bächen an mir niederrann. Hinter mir, kaum näherrückend, kam das Zweibein.

Ich flog über den Boden dahin — nicht laufend, aber mit einem von Peru her einstudierten schwingenden Schritt, der die Kilometer fraß. Hinter mir keuchte der Unbekannte. Ich hatte manch einen glühenden Verehrer jener Erdstriche auf solche Art kalt gelaufen.

Auf einmal rief das menschliche Ocelot beschwörend hinter mir:

„Signorina!“

Ich drehte mich um. Der Anruf war nicht spanisch, und überdies war ich bereit, vom Frieden zum Kampf überzugehen. Etwas Aderlassung würde seine Liebesglut behaglich dämpfen.

„Gott sei Dank, daß ich Sie eingeholt habe!“ stöhnte der Unbekannte. „Ich will auch zum Schiff zurück, und dieser Esel von einem Stationsbeamten . . .“

Geteiltes Leid ist halbes Leid. Es war ein Italiener, der von Las Honduras in ein anderes gottverlassenes Reich Mittelamerikas reiste, um dort Rosinen und Florentinervasen zu verkaufen. Vereint legten wir den Weg zurück, und er erzählte mir, was er gelitten hatte, wenn er ein Krachen dicht neben sich vernommen, und zeigte mir seinen Hals, der gleich dem meinen rot wie der Kamm eines erregten Hahns war.

Halbtot, mit heraushängender Zunge und verkohlten Füßen stolperten wir gegen halbsechs den Hafendamm entlang, als uns ein sonderbar knarrendes Geräusch hinter uns erschreckte und vom Geleise scheuchte.

Es war der Zug, der mit uns zugleich in Cucuco eintraf!

Der Italiener machte von seiner Muttersprache ausgiebigen Gebrauch. Ich schlich mich auf Deck und ins Badezimmer.

Mir fehlten die Worte.

## La Libertad.

Ihr Götter — schon wieder ein Loch!

Weiche, langgestreckte Erhebungen und vorn am Strand, wie aus einer Kinderkiste genommen, eine Anzahl irgendwie hingestellter windschiefer Hütten. Die Brandung wütend, so daß man wie bei Mollendo mit dem Kran ans Land gezogen werden mußte und dafür den Landpiraten einen Dollar zahlen sollte. Aber wer etwas sehen will, darf die Opfer nicht scheuen.

Die Reisenden der ersten Klasse, die mich zuerst wie den wandelnden Aussatz gemieden hatten — sie waren ja die Reichen! — waren (vielleicht weil ich sie wie die Cholerabazillen mied) zur Ueberzeugung gelangt, daß ich vielleicht trotz der entehrenden Dritten ein Mensch sein mochte und sogar ein denkender, weil Tiere nämlich kein Tagebuch zu führen pflegen, oder doch höchstens nur Hunde an beliebten Straßenecken . . .

So mußte ich bei meiner Heimkehr von meinen Landerfahrungen erzählen; denn niemand wollte sich der Mühe unterziehen, selbst an die unbehagliche Küste mit ihrer Fiebergefahr zu gehen. In La Libertad stieg nun zu meiner Verwunderung auch ein Herr ans Land, um — wie er behauptete — ein Meerbad einzunehmen und um zu erforschen, wann der Zug ins Inland fuhr und ob man die Hauptstadt San Salvador in einem Tage erreichen, besehen und das Schiff erreichen könne.

Ich hatte ein Abenteuer mit San Salvador-Zügen gehabt und wünschte nicht, etwa zwanzig Kilometer laufend zurückzustürzen. Ich besah mir daher den Ort und die Umgebung. Man behauptet, daß die Leute hier fleißiger seien, und das scheint der Fall zu sein, denn auf den Abhängen sind schon Kaffee-

pflanzungen, und im Tal findet man Zuckerrohr, Mais, Taro und Yuca. Die Höhengebiete sind gesunder und kühler als die der Nachbarn, und das trägt natürlich zu größerer Wirksamkeit bei. Die besten Kaffeeanlagen sind die bei Sonsonate, wohin man außerhalb von La Libertad schon schauen kann. Dahinter liegt San Salvador.

Die alten Azteken nannten das Land Cuscatlan oder „Land der Halsketten", das will sagen „der Reichtümer". Hinter der heutigen Hauptstadt „im Tal der Hängematten" (weil Erdbeben so sehr an der Tagesordnung sind) kommt Asutuxtepeque oder „Ort der Schildkröten", und Sonsonate bedeutet „Ort der Wasser" und wurde von Pedro de Alvarado im sechzehnten Jahrhundert gegründet.

Die Leute sind braun, schmutzig, arm. Die Sümpfe der Ebene erzeugen Fieber, und die Schiffe, die anlaufen, sind gering an der Zahl. Die winzigen Spezereiladen sind alle in Händen von Chinesen, der vereinzelte Stoffladen — wenn vorhanden — wird meist von einem Araber geführt. Ich sollte für meine Negerin Haarnadeln kaufen und versuchte es in drei Häfen vergebens, ehe ich diesen Luxusartikel bei einem Chinesen erstand. Die Frauen lassen das Haar einfach offen hängen und waschen nur von Zeit zu Zeit den Lausüberschuß ab.

Gegen Abend traf ich den Mitreisenden am Strande. Er lud mich zu einem Meerbad ein, aber ich bin nicht gern im Salzwasser und hatte keine Sehnsucht, in der mir angebotenen Herrenhose (die mir allerdings bis unter die Achseln gereicht hätte, denn ich bin fünf Fuß nicht hoch) die bewundernden Vornehmen von La Libertad zu beglücken. Da ich aber auch gern erfahren wollte, ob man endlich von Acajutla aus noch bis San Salvador kommen könnte, willigte ich ein, mit ihm zum Agenten zu gehen und spanisch zu verhandeln.

Nun ist eine Weltreise schon deshalb eine Schnellschule des Lebens, weil die Menschen hier überstürzter die Politur abspringen lassen als daheim, und deshalb erlernt man an einem Tage, was man in Europa — wo die Tünche besser klebt — oft erst nach Monaten oder, wenn man wie ich Pech gehabt hat, erst nach Jahren erlernt.

Der Mitreisende hatte am Bord eine ungewöhnlich schöne, sehr stattliche und entzückend gekleidete Frau, die überdies nette Umgangsformen und einigen Verstand hatte. Sie war unzweifelhaft die weitaus schönste Frau auf dem ganzen Schiff und natürlich weiß. Ich bin klein, war damals braun gebraten wie ein Indianerkind, und mein Spiegel sagte mir jeden Morgen, daß ich mir nicht einmal selber schön vorkommen konnte, und sich selbst findet sogar der Teufel schön. Andere Leute würden mich unter die unleugbar Häßlichen zählen, und mir

machte der Mann eine Liebeserklärung. Ich hatte seit Genua genug an Alter und Weisheit zugenommen, um die Erklärung ins richtige Fach zu tun, aber damals freute ich mich zum ersten Mal, nie geheiratet zu haben. Wenn jeder Mann jede Frau mit jeder Vogelscheuche jedesmal, wenn er loskam, hintergehen wollte?!! . . .

Der Agent wohnte im dritten Stock, und eine unbequeme Holztreppe, ungewöhnlich steil und halsbrecherisch, führt nach oben. Ehe ich es wußte, hatte mich der Amerikaner vom Boden aufgehoben und keuchte mit mir treppaufwärts. Zuerst wollte ich mich wehren, dann dachte ich mir, daß etwas Erringen von konzentrierter Lebensweisheit auch den Zweibeinen männlicher Ausgabe von Nutzen war, und so ließ ich mich drei Stockwerke hinaufschleppen. Wir hatten 40 Grad im Schatten, und ich war nie vom Stiegensteigen — auch bei minderer Hitze — ein Freund gewesen. Wenn es ihm also Spaß machte, wie ein Wüstenkamel meine 47 Kilo schwankend und keuchend drei Stockwerke hoch zu schleppen, so sollte er die körperliche Uebung haben. Daraus würde er später lernen, daß man zuweilen etwas umsonst im Leben tut, und daß man, selbst im Meer der Liebe, zuzeiten auf ein Riff oder einen Wellenbrecher stößt. Das war seelenfördernd . . .

Die Auskunft des Agenten war unbefriedigend. Hinab ging ich übrigens die Treppe auf eigenen Füßen. Bescheidenheit ist eine Zier!

„Hast du dich unterhalten, Liebster?“ fragte seine Frau, als uns der Kran aus dem Korb warf.

„Es war wunderschön!“ sagte er.

De gustibus . . . .

## Acajutla zu Füßen des Izalco.

Das ist der wichtigste Hafen von San Salvador, dieses kleine Dorf voll Strohhütten, Aasgeiern und nackten Kindern. Wir lagen wieder weitab vom Strand, und die Hitze, vereint mit der Fliegenplage(sie flogen vom Land her zu uns), war unerträglich. Auf den verankerten Fahrzeugen, die menschenleer schaukelten, saß da und dort ein Ibis.

Das Landen war sehr kostspielig. Einen Dollar jede Fahrt und überdies einen Dollar Landungstaxe. In solch einem Loch! Die Leute kranken an Selbstüberhebung.

Ist man indessen einmal am Land, so findet man dennoch einen gewissen Zauber. Hinter dem Ort erheben sich, unheimlich rasch und spitzansteigend drei Vulkane im Halbkreis — der Izalco, der San Miguel und die Santa Ana. Den ganzen Tag hindurch lagen Wolken wie Trauerschleier verhüllend um die Spitzen, doch gegen Abend zogen sie meerwärts, und man

sah das Ausbrechen des Feuers auf dem Izalco, der oft „der Leuchtturm Mittelamerikas“ genannt wird.

Aasgeier, kleine Gärten, Falter jeder Farbe und Form im nahen Urwald, der von Dornpalmen strotzt, vernachlässigte Felder, abgearbeitete Frauen und überall im Dorfe brennender Lavasand, schwarz und von der Sonne allzu leicht erhitzt. Von hier geht der Zug nach der Hauptstadt.

Keine Worte vermögen die Schwermut zu schildern, die über diesen süd- und mittelamerikanischen Hafendörfern liegt. Der Sand, die Berge, die Leute sind tot. Sie schienen mir jedes Mal wie durch einen Zauberspruch zu einem unfühlenden Augenblicksleben erweckt. Immer das gleiche Grün des Hintergrundes, die gleichen vernachlässigten, unbequemen Holzhütten, die trostlos traurigen Frauenaugen, die lüsternen Blicke der Männer, die das einzig Lebende in all der toten Herrlichkeit sind, und darüber, wie ein Unheilssiegel, die glühende Sonne der Tropen. Ich habe später viele Dörfer auf noch einsameren Landstrecken, auf verstreuten Inseln gesehen; aber nie sind sie mir so tot vorgekommen wie diese Orte der spanischen Republiken. Als ob Spaniens sterbender Geist sie todbringend angehaucht hätte.

Die arme Costaricanerin mit ihrem alten Chinesengatten sagte mit einem Seufzer:

„Gott zuerst, wenn wir nur aus diesen Löchern schon draußen wären!“

Das schwarze Stück Menschlein unter mir bekam einen Zahn und nahm die Welt krumm. Es brachte mich um die geringe Ruhe, die man zwischen Maschine und Küche im Tiefschlund des Schiffs in tropischen Gewässern zu finden vermochte. Jede Fahrt wurde für mich zum Fegefeuer . . .

## San José de Guatemala.

Um fünf Uhr früh schrillte das Schiff schon „Guten Morgen“, und ich fuhr vom Seegras oder Stroh auf — denn nicht einmal in dichterischer Freiheit will ich von dem Bett „aus den Federn“ sagen — um ans Land zu gehen. Da aber der braune Pillendreher noch nicht die übliche Borduntersuchung vorgenommen hatte, wartete ich auf meinen gebratenen Speck, gefolgt von Pfannkuchen und eingeleitet durch eine Grapefruit — eine bittere Riesenorange — das beste gegen Seekrankheit.

Es ist von San José beim besten Willen nichts zu sagen, als daß es die üblichen breiten Gassen voll Lavasand, Sonne, Aasgeiern, nackten Kindern und haarlosen Hunden hat, und daß die Glocke im Kirchturm schief hängt. Der Markt besteht aus Palmenstrohdächern wie Schwämme, unter denen die Buden stehen. Er bietet nichts. Eine eiförmige dunkelgrüne Frucht

soll die Suppe sehr verbessern. Alligatorbirnen wurden aufs Schiff getragen. Man ißt sie mit Whisky eingegossen oder mit Salz, Essig und Oel. Ich mag sie nicht.

Im Urwald, in den ich mich mit altem Leichtsinn wagte — dreifach unüberlegt der Menschen, der Tiere und des gefährlichen Tropensumpffiebers wegen — fand ich ganz herrliche Falter, die meisten schneeweiß in allen Größen, doch einige so tiefgelb, daß sie fast braun wirkten und mehrere mit bunten Flügeln. Die Nachtfalter aber sind so groß wie Spatzen und wirken ungemein haarig. Manchmal umkreisten mich auch die dickhalsigen schwarzen Geier. Bei einem verfallenen Hause schreckte ich eine Iguana auf, doch kaum hatte ich mich über ihre Flucht laut ergötzt, so fuhr auch mir der Schrecken in die Glieder; denn hinter dem Gestrüpp erspähte ich ein gesatteltes Pferd. Da ich seine Gemütsart nicht kannte und noch weniger die seines Gebieters, blies ich zum übereilten Rückzug und floh tief in den Busch, ehe ich auf Umwegen den Strand neuerdings erreichte. Ich lernte mehrere neue Palmen und eine Anzahl öliger Palmnüsse kennen; aber die gefährlichen Stechmücken, die mich angriffen, und der heiße Sand, der durch das Leder meiner Sandalen brannte, machten das Wandern wie immer zur Pein. Kurz vor San José traf ich ein junges Mischlingsweib, und sie zeigte mir auf Wunsch die Viscoyonüsse, die den echten und gesuchten Coyolnüssen ähnlich sind und vom Stamm einer niederen Palme hängen, deren Wedel indessen, derart mit Dornen gespickt, den Zutritt sehr erschweren. Um die Chacras oder Holzhütten der Umgebung fand ich Gärten mit Mangos, Bananen und Kalabassen.

Die Leute sind furchtbar arm. Fleisch haben sie nur selten. Das beste, das sie Fremden anbieten, ist Schlangenfleisch, das in Scheiben geschnitten und wie unser Aal gebraten wird. Es schmeckt nicht schlecht, — kostete ich doch aus wissenschaftlichen Gründen trotz Abneigung davon — aber da viele Giftschlangen gegessen werden, dringt das Gift in den Körper ein und erzeugt häßlichen Ausschlag, der in einer Art Eiterbeule endet. Gastlich aber sind sie bei aller Armut, diese armen braunen Menschen von Guatemala, von denen neunzig vom Hundert nicht lesen können!

Die „goldene Jugend“ gleicht der von Peru — hochmütig ohne Ehrgeiz, sinnlich und dabei weiberverachtend, roh gegen die Untergebenen, schnell eingeschüchtert von den Vorgesetzten und von glühendem Haß gegen die Europäer erfüllt. Nichts an ihnen ist tadellos als die Bügelfalte des Beinkleides, und ihre gelbe Gesichtsfarbe, die sie gern weiß nennen möchten, hat etwas Krankhaftes, das mich den einfachen Mann aus dem Volke mit seinem gesunden Braun vorziehen ließ.

## Champerico.

Von da geht die Bahn nach der Hauptstadt Guatemala, wo es etwas kühler und angenehmer sein soll. Das ist wünschenswert, denn in Champerico war die Hitze unerträglich. Ich hatte Wadenkrämpfe, und überdies war in der Nacht ein furchtbares Gewitter niedergegangen. Nun toste die Brandung wie ein wildes Tier. Kein Hafen ist so heimtückisch wie die weite Reede von Champerico.

Drei Vulkane begrenzten auch hier den Gesichtskreis. Mangroven greifen mit ihrem saftigen Grün und ihren feurigroten Blüten tief in das Meer hinein, und die goldgelben Mangos hängen an langen Fäden von den breitkronigen Bäumen. Windgebeugte Kokospalmen spiegeln sich im Blau der See, und schwarzer Lavasand umgibt die hellbraunen Häuser. Die wenigen Geschäfte sind in Händen von Chinesen. In Guatemala herrscht indessen das gelbe Fieber, und Reisende werden nur ungern an Land gelassen.

Hier findet man — tiefer im Urwald — das „ruhige Herz", eine schöne Blume und den Baum, dessen Frucht Affenhand heißt. Leider konnte ich kein gut erhaltenes Stück finden, so sehr ich auch danach suchte. Aus dem Wachs einer Pflanze machen die Eingeborenen Kerzen.

Im Wappen von Guatemala findet man den heiligen Vogel Quetzal. Vor vielen Jahrhunderten kam einmal ein lichter Lehrer in diese Erdstriche, und was er an Weisheit lehrte, blieb teilweise im Volk erhalten. Die Zauberpriester der Azteken nannten diesen Meister unbekannter Herkunft Quetzalcoatl, und sein Sinnbild war die gefiederte Schlange.

Vor der Abfahrt kam der amerikanische Konsul an Bord. Er war schon bejahrt, und sein Name war die ganze Küste Mittelamerikas hinab bekannt, nicht nur in Champerico. Eingeborene besuchten ihn, wenn sie vom Innern herabstiegen, und wer ein Geschäft plante, zog ihn zu Rate. Mitten unter den Holzbauten steht ein etwas besseres, doch keineswegs behagliches Holzhaus: sein Schloß. Er sagt, daß er lieber der erste Mann in Champerico als ein Unbekannter in den Vereinigten Staaten sei. In seinem Fall wäre ich lieber der letzte Mann in Nord-Amerika als der erste in Champerico.

## Das Friedhofsabenteuer.

Spät am folgenden Abend erreichten wir den Isthmus von Tehuantepec, und als es nächtelte, ankerten wir den Felsen von Salina Cruz gegenüber. Von diesem ersten Hafen Mexikos sprachen die Seeleute wie wir von Wien oder Berlin, und ich konnte kaum das Tagen erwarten, um diese Großstadt mit

Nachtleben (alle männlichen Reisenden waren abends noch ans Land geeilt) wenigstens bei Sonnenlicht in Augenschein zu nehmen. Was ich sah, als ich aufs Deck wankte, waren steil ansteigende, scharfe Felsen, welche fast unbewaldet waren und nur in den Spalten Kandelaberkakteen, Teller- und Schlangenkakteen, Aloen und Stachelflechten aufwiesen. Der Ort aber kletterte nach kurzer Ebene den Berg hinauf, und von irgend einer Größe war nichts zu erspähen, wenn die Zahl der Häuser auch die aller anderen Hafenorte überstieg, und die wichtigsten Bauten in der Tat aus Stein waren.

Dunkelhäutige Menschen schritten an mir vorüber — viel dunkelhäutigere, als ich bisher getroffen — und der Schnitt der Augen war beinahe mongolisch. Etwas Wildes und zugleich Schwermuttiefes liegt in den Zügen; vielleicht ist das die letzte Spur ihrer Aztekenvorfahren.

Ich mußte meine grüne Landungskarte vorzeigen, ehe ich das Hafengebiet verlassen durfte und die kurze freie Strecke betrat, der entlang man nachts Landende überfallen und ausrauben sollte. Einladend war das Land in dieser Hinsicht nicht.

Die Lagerhäuser wurden von den Engländern angelegt und kosteten über eine Million, denn hier sollte der Zucker aus Haiti aufgestapelt werden, doch der Panamakanal machte dem Unternehmen ein Ende. Der Weg vom Hafen, am Zollamt und dem Regierungsbesitztum vorüber, das mit einem hohen Eisengitter umzäunt ist, dehnt sich und ist unangenehm sonnig; er führt über die Schienen der Eisenbahn, die nach Tehuantepec geht. Salina Cruz liegt nämlich an der engsten Stelle der Landenge von Tehuantepec, wo nur 216 Kilometer den Atlantic vom Pazifik trennen und in der reichen Provinz Oaxaca.

Der heiße Sand verbrannte mir wieder schmerzhaft die Füße, ehe ich mitten im Ort war, dessen Häuser bessere Holzbauten mit verzierten Veranden waren und schon ein echt mexikanisches Aussehen hatten; doch als ich das äußerste Ende der Flachstadt erreichte und nach links abbog, stand ich mitten unter elenden Bambushäuschen. Die Wände waren so lose zusammengefügt, daß man wie durch ein Gitter alles, was darin geschah, beobachten konnte, und da die Bewohner ebenso neugierig waren, mich anzustaunen und auszufragen, wie ich sie, landete ich bald in einer dieser Hütten.

Die Tracht der Mexikaner ist seltsam. Die Männer haben Hüte wie der Misti, — doch ohne Schnee — eine radgleiche Krempe gekrönt von einem Zuckerhut. Um einen Dollar hätte ich solch einen Hut kaufen, ihn aber höchstens durch die Welt mir voran rollen können, denn er war nicht viel kleiner als meine Wenigkeit. Hemd und Hose oder Ueberreste solcher Dinge vollenden die Männerkleidung; die Frauen aber hatten eine

kurzärmelige Bluse, die vor dem Magen endete und bei manchen Bewegungen einen Teil der Brust sehen ließ, während ein sehr faltiger Rock die geheimsten Reize verbarg. Kopf und Füße verblieben unbedeckt. Die Kinder liefen nackt herum.

Mexiko ist ein armes Land bei all seinem Erzreichtum, seinen kostbaren Pflanzen, seinen ausgedehnten Erdölquellen. So arm, daß die Leute ganz und gar nicht gastlich sind. Selbst in Guatemala bot man mir von den einheimischen Speisen oder dem Obst zu kosten an, doch nie in Mexiko. Was man haben wollte, mußte man kaufen, und die Leute fanden eine Sache, die fünf Centavos kostete, schon teuer.

Im einzigen Raum, den die Hütte enthielt, kauerte die Frau vor dem Holzkohlenherdchen, das nicht einen Fuß hoch war, und briet Tortillas, das mexikanische Brot, aus grobem Maismehl. Ihre Tochter stand am schrägstehenden Lavastein und walkte mit einem Lavastössel das grobe Mehl mit etwas Wasser zu einer flachen Masse. Sobald diese gefestigt und glatt genug geworden war, reichte sie einen solchen ganz dünnen Pfannkuchen der Mutter, die ihn in die leicht bestaubte Eisenschüssel (ebenfalls flach) warf und ohne Fett über gelindem Feuer briet. Die Tortilla ist ganz gut, aber schwer verdaulich und erweckt das Gefühl des Gesättigtseins. In einem Tongefäß hatte die Frau gekochte Flaschenkürbisse, die mit dem Saft des eben gepreßten Zuckerrohrs gesüßt waren. Das war das Mittagessen — vielleicht die einzige Mahlzeit — der Leute.

Einrichtung gab es keine. Zwei oder drei Kisten, einige Hadern, zu einem Haufen gesammelt und nachts wohl das Bett darstellend, und quer durch den Raum schwebend die Hängematte, in der immer nur der Herr des Hauses lag, während sich seine bessere Hälfte abplagen mußte. Mit vornehmer Ueberlegenheit sah er auf sie herab.

Ich ging von Hütte zu Hütte, beantwortete Fragen und stellte sie. Immer arbeiteten die rundlichen Frauen alles, was getan werden mußte. Ihre Bluse war unter der Brust mittels eines Knotens zeitweise verengt, doch hinten immer offen. Die Männer brummten verstohlen über die Regierung und die Priester, die so viel Geld zur Eheschließung forderten, daß viele Leute lieber in freier Liebe zusammenlebten. Auch später erfuhr ich von gebildeteren Leuten, wie sehr die reichen Pflanzer, die Ausländer und selbst die Priester das Volk ausnützen, und das gibt wohl die Erklärung für die heutigen Priesterverfolgungen ab.

Weiter und weiter. Die Abhänge waren voll Kakteen, und schon nach kurzem Versuch gab ich die Entdeckungsreisen ins Pflanzenreich auf und begab mich wieder zurück in den besseren Teil der Stadt. Mir folgten die Rufe der Frauen, die mir gut-

mütig zuwinkten, und das Klappern der Männersandalen im heißen Sand. Ich besuchte die Kirche, in der man einen Holzchristus hatte, dem echtes Menschenhaar angeklebt war, die Mutter Gottes ein prachtvolles Gewand aus schwarzem Samt trug und die Heiligen ungewöhnlich dumme Gesichter schnitten. In der Hauptstraße waren alle Geschäfte in Araber- oder in Chinesenhänden und selbst die beiden Gasthäuer wurden von Ausländern geleitet (Guasti und Gambrinus). Auch das ist ein Zeichen, wie unternehmungsunlustig die Bewohner Mittelamerikas sind. Alle Bergwerke, alle Großhandelshäuser, alle kleinen Läden werden von Ausländern bedient. Der Stadtpark hatte nur gebrochene Bänke.

An Bord hatte man mir schon öfter gesagt, daß ich es nicht versäumen solle, den sehr interessanten Friedhof, der unweit der Stadt gelegen ist, in Augenschein zu nehmen, und nach dem Mittagessen begab ich mich trotz vierzig Grad im Schatten auf den Weg, ihn zu suchen. Ich fand mehrere sehr schöne, bunte Steine, die ich sammelte, und hatte schon das niedrige Buschwerk vor der Friedhofsmauer erreicht, als ich ein Mannszweibein auf mich zukommen merkte.

Die Mexikaner, ebenso wenig wie die anderen spanischen Mischrassen, verschwenden in Liebesangelegenheiten ihre Zeit. In zwei Minuten hatte er mir sein Herz, eine Menge Geld und die Heirat angeboten. In weiteren zwei Minuten hatte ich seine lockenden Anerbietungen höflich abgewiesen. Da erfaßte er mich wie einen Sack und schleppte mich kurzer Hand auf den geschichtlichen Friedhof. Ich zappelte vorn mit den Armen und hinten mit den Beinen in der Luft, aber für den Augenblick hatte er die Oberhand, denn sein Hut allein war schon größer als ich.

Er *l*egte oder richtiger stellte mich auf das passendste Grab und kaum hatte ich wieder Boden unter den Ledersandalen, als auch ich zum Angriff überging. Mit einem Ruck hatte ich den Dolch aus der Tasche und sagte:

„Mensch, dieser Dolch ist in Curare, das tödlichste aller Gifte, getaucht. Wenn ich Sie mit diesem Dolche (der verrostet war und schaurig aussah!) auch nur ritze, müssen Sie in spätestens drei Stunden auf elendeste Weise sterben!“

Nun war er ja nicht ganz überzeugt, daß es sich mit dem Dolche und dem Gift gerade so schlimm verhielt, aber Angst hatte er immerhin, und deshalb begann er, andere Saiten aufzuziehen. Er entnahm seiner Brieftasche eine überraschende Menge von Zehndollarnoten und legte sie dicht vor dem Grabstein nieder, stammelte viel Unsinn von kurzen zehn Minuten und wimmerte wie ein Hund, der den Stock sieht und dennoch einen saftigen Braten will. In solchen Augenblicken lernte ich

sehr viel über das Leben, die Sinne und die Männer. Es gab mir von den Einrichtungen des lieben Herrgotts eine höchst mindere Meinung . . .

„Heben Sie das Geld auf," befahl ich, „und stecken Sie es ein. Ich bedarf dessen nicht. Ich bedarf auch — Gott sei's gelobt — keines Mannszweibeins und dieser Liebe, die keine Liebe ist. Ich bin ein Mensch und kein Vieh! Und nun marsch mir voran Salina Cruz zu, oder mein Dolch geht Ihnen in die Haut!"

Im Gänsemarsch, er knurrend und fluchend, ich die Augen auf seine Wirbelsäule gerichtet, kehrten wir, an den bunten Steinen, die ich alle liegen lassen mußte, vorüber, nach der Stadt zurück, und es geschah, daß ich auf dem berühmten Friedhof gewesen war und nichts von ihm gesehen hatte.

Am Abend erzählte ich irgend jemand mein Abenteuer. Noch einmal lernte ich viel über Menschen und deren Art. All jene Erstklassepassagiere, die sich sonst nie um mich gekümmert hatten, besuchten meinen Aussatzplatz (ich saß dort etwas abgeschieden von den übrigen) und forschten mich aus. Nie aus Mitempfinden, stets nur des Gruselns wegen, und von da ab waren sie allzeit begierig zu erfahren, was ich auf dem Lande „erlebt" hatte.

Nur die Costarikanerin sagte:

„Gott zuerst, gegen uns Frauen ist das Leben Feind."

Vor Jahren war Salina Cruz so ungesund, daß die meisten starben, die über acht Tage blieben; heute sind die Verhältnisse leidlicher, doch weit entfernt von gut. Der Ort ist sehr gut befestigt, und der weite Wellenbrecher schützt die Einfahrt. Ehe dieser künstliche Hafen angelegt war, mußte der Kapitän mit zwei schleifenden Ankern lavieren.

So fruchtbar ist das höher gelegene Inland, daß die Kaffeebäume bis zu zehn Pfund, die Zitronenbäume 5000 Zitronen im Jahr tragen, daß Zuckerrohr dreißig Fuß hoch wird und die Tabakblätter eine Länge von 50 cm erreichen.

Mein letzter Eindruck von Salina Cruz war der fette chinesische Waschmann, der das gewaschene Bündel der Schiffs- und Offizierswäsche pustend über die Landungsbrücke schleppte, und ein Mexikaner, der dem Schiffskoch grinsend eine kleine Katze schenkte. Dann glitten wir am Leuchtturmhügel hinaus ins freie Meer . . . .

## Acapulco.

Die Katze fand unser Schiff ein Erdbebengebiet und schrie die ganze Nacht. Sie vereitelte die geringe Schlafmöglichkeit, die wir besessen hatten. Die Hitze war tödlich. Eine neue Mitreisende mit drei Kindern wälzte sich nackt und stöhnend auf dem Boden, die Costaricarin seufzte „Ave Maria purisima",

und ich kugelte hilflos von Ost nach West, ohne die Augen schließen zu können. Draußen, auf dem Gang, jammerten die Matrosen und Heizer.

Ein Tag ohne Landen; am Abend Gewitter.

Noch eine Nacht der Leiden, dann glitten wir durch die Einfahrt in den Hafen von Acapulco, einem höchst eigenartigen Ort, wie ich ihn so nie wieder gesehen habe. Die Häuser kletterten mit viel Anmut und Geschick den steilen, kantigen Fels hinan, und man steigt nicht auf Erde aufwärts, sondern klimmt auf allen Vieren (wenigstens wenn man nicht in Acapulco geboren ist), über runde, ungeheure, ganz glatte Steinblöcke, die das Aussehen jener Felsen im hohen Norden Skandinaviens haben, die vom Eis glatt geschliffen worden sind. Die Hauptstraßen in der Ebene, zwei an der Zahl, haben, wie in Panama, einen vorspringenden ersten Stock, so daß man sich unter einem gedeckten Fußsteig — etwas sehr Nützlichem zur Sonnen- und Regenzeit — befindet, doch die zahllosen Rohrhütten, die über den Berg verstreut sind, liegen in winzigen Gärten. Vor solch einem Garten blieb ich stehen, und die Frau darin rief mich zu sich herein. Wie gewöhnlich hatte der Raum wenige Möbel, aber er war doch außer der Hängematte um einen Tisch, einige Stühle und einen Schrank reicher.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber von dieser Frau erfuhr ich mehr über Land und Leute, als durch alle die Bücher, die ich vorher gelesen hatte. Sie erzählte ihr Leben, und darin, wie in einem Spiegel, entrollte sich das ganze Mexiko mit seinem Licht und seinen Schatten.

Sie war eine Witwe und gehörte zu Acapulco, wie einer der Riesensteine, die den Aufstieg erschweren. Früh morgens ging sie in den Wald hinein, der hier nicht so üppig wie tiefer im Süden war, bearbeitete das Maisfeld auf der ersten Lichtung und sah nach dem Zuckerrohr auf der zweiten, sammelte Brennholz auf dem Heimweg und pflückte junges Laub bestimmter Bäume an Stelle von Kohl oder Spinat. Wie einfach das klang! Wenn sie indessen Holz sammelte, hielt sie immer scharfe Ausschau nach der gefürchteten Korallen- und besonders nach der grünen Schlange, die nicht auswich, und die, sich zusammenziehend, sich dem Feinde entgegenwirft. Ich glaube, der richtige Name ist Peitschenschlange, weil sie wie ein Peitschenhieb losfährt. Auch mußte die Frau beim Durcheilen des Urwaldstückleins sorgfältig nach oben schauen, denn zuzeiten lauerte eine Riesenschlange auf Beute, ließ sich aus dem dichten Laubwerk und Lianengewirr herab und umstrickte das Opfer, oder es schlich sich ungesehen ein Raubtier auf sie los.

Arm mußte sie sein trotz der netteren Hütte und des Gärtchens voll Blumen und einzelnen Obstbäumen, denn sie erzählte mit angehaltenem Atem von den Glücklichen, die vom süßen Stadtbrot essen durften, das 15 Centavos das Laibchen kostete. Mais kostete 15 Centavos das Liter, hundert Bananen zur Reifezeit nur 25 Centavos, Majoran in Büscheln 5 Centavos, einfaches Brot 5 Centavos, und Zuckerbrötchen gab es zwei für 10 Centavos! Dennoch klagte sie über die teuren Zeiten.

Dann — als wir vertrauter wurden — erzählte sie im Hüteninnern von den Schrecknissen der Revolution. Die feindlichen Truppen zogen durch Acapulco, raubten, mordeten und plünderten, wo und wann sie nur konnten. Mädchen und Frauen wurden mitgeschleppt und mußten dem Heere zu Diensten stehen, Knaben und Männer wurden erstochen, die Hütten ausgeraubt und niedergebrannt. Vier Tage lag sie mit Gatten und Kindern verborgen und ohne Nahrung oder Licht in der Hütte, während Truppenteile durchzogen. Sie wagten nichts zu kochen, damit der aufsteigende Rauch sie nicht verrate, und nachts eilten fremde Menschen durch die finstere Hütte, die so leer war, daß sie nichts, nicht einmal die Verborgenen unter moderndem Maisstroh fanden. Seit vier Jahren — lange Zeit — hatte es keinen Bürgerkrieg mehr gegeben, und man erholte sich langsam.

Später, als wir unter Baumwollstauden und Maranonbäumen im Gärtchen saßen, erzählte sie vom großen Theaterbrand, bei dem so viele umgekommen waren, und vom gefürchteten Cyklon im Jahre 1910, der ganze Häuser ins Meer getragen, vom Cordenazo de San Francisco — dem furchtbaren Wind, der zuzeiten am vierten Oktober blies und viel Unheil anstiftete, — und immer liefen die Schweinchen unter unseren Stühlen dahin und durchtrappelten die offene Hütte, in der zwei Kinder in der Hängematte lagen und einzuschlafen versuchten.

Ich schenkte der Frau ein Geldstück, weil sie so arm schien und mir ihre schlichten Erzählungen das ganze Lebensbild jahrein, jahraus von Acapulco entschleiert hatten. Ob sich das herumsprach oder ob die Acapulcaner nur ungewöhnlich neugierig waren, weiß ich nicht, aber man rief mich in Hütte auf Hütte, und immer lag der Mann in der Hängematte, arbeitete die Frau vor dem Herde kauernd und saß ich auf einer umgestülpten Kiste, beantwortete Fragen und stellte sie, erfuhr, daß man eine nahende Riesenschlange am besten mit Steinwürfen vertreibt, wo die Schildkröten ihre Eier in den Sand legen, wie man nach Gold in den Bergen sucht und wo man in Mexiko dies oder jenes findet. Man sprach vom Oce-

lot, vom Puma, den Wildkatzen, dem Opossum oder Beuteltier, dem Coyote und so weiter. Wenn das Beuteltier verfolgt wird, stellt es sich nicht selten tot, läßt sich herumwerfen und rührt sich so wenig, daß man nicht einmal das Atmen bemerken kann, doch kaum ist der Feind weg, so springt es auf und läuft davon, daher sagt man in ganz Amerika „Opossum spielen“, das heißt, sich tot oder unwissend stellen.

Endlich war ich die Schar der Neugierigen losgeworden und wanderte allein über weitere Felsen und noch krummere Bergstraßen, wo schöne rosa Winden und die herrlichen Vulkanblumen blühten, sah Perroquitos mit einem gelben Fleck, doch größer als die in Panama, und kroch in eine Quebrada oder Schlucht hinab, wo Esel weideten, nicht ohne Besuchskarten zu hinterlassen. Abends spielt in dieser Quebrada unten am Meer die Musik, und die Füße der Schönen treten in die Eselserinnerungen.

An den Jiguerillos vorüber, aus deren Früchten die Eingeborenen Seife machen, gelangte ich wieder auf einen Bergabhang, auf dem Pincones, ein Abführmittel, wuchs, und besuchte einen Fischer in seiner Lehmhütte. Er erzählte, wie er die Schildkröten fing, indem er sie durch den Hals spießte und wie erbärmlich sie schrien, wenn dies geschah, wie man das Schildpatt ins Wasser legen müsse, um es bearbeiten zu können, und wie man es erst biegen könne, wenn es stark, aber vorsichtig erhitzt worden war. Die Riesenschildkröten werden nur gegessen, das Gehäuse ist wenig wert. Die Eier — oft zwölf Dutzend von einem Tier — werden in den warmen Sand gelegt und die Stelle mit den Pfoten gut vertrappelt. Die Eier der Riesenschildkröten sind fischig im Geschmack und so groß wie eine Orange.

Mein letzter Weg war zur altspanischen Festung jenseits der Klippen, wo man noch die ehemaligen Folterwerkzeuge sehen konnte. Von der angrenzenden Kaserne, zu der ein Palmenhain führt, genießt man eine sehr schöne Fernsicht über den verzweigten Klippenbau und Acapulco auf den Abhängen der Felsen.

Wohin man indessen in Acapulco geht, so wird man geduzt. Die Köter sind gut und — so weit ich Erfahrung habe — die Mannszweibeine leidlich. Von allen Orten war mir Acapulco weitaus der liebste. Oft wunderte ich mich über den Grund, und erst viel später erfuhr ich, daß schon seit Jahrhunderten Japaner nach Acapulco kamen und sich da ansiedelten. Das Mildere und Höflichere im Wesen verdanken die Bewohner gewiß der Beimischung aus Asien. Von hier aus fuhren einst die ersten spanischen Entdecker nach den Philippinen. Vier

Monate dauerte die Hin-, vier Monate die Rückfahrt, wenn sie Glück hatten . . .

Um das Schiff lagen viele Kähne mit Verkaufsgegenständen — Zigarren, Schildpattwaren, Früchte, Körbchen und Tongefäße. Ich setzte mich dankbar an den Speisetisch; denn ich hatte seit dem Frühstück nichts gegessen, und es war Nacht.

## Manzanillo.

Das Aepflein!

Ein hübscher Name für einen häßlichen Ort. Ich war froh, vom Schiff zu kommen. Auf so langer Fahrt werden die Männer wild, kämpfen, brummen, lieben; die Kinder, Affen und Papageien ergänzen den Lärm; das ewige Fleischessen macht krank und die Hitze erzeugt Gliederschmerzen. Wenn ich eine Weile in der gleichen Stellung verblieb, wurden die Gelenke ungehorsam wie das Elastik in einer Gliederpuppe. Die Schmerzen dauerten Tag und Nacht. Man bezahlt eine Studienreise sehr hoch. Wer nur im Deckstuhl liegt, hat es freilich besser. Ich muß, wenn ich todmüde auf Deck gekommen bin, malen oder schreiben. Und ich bin ein Opfer der Dritten . . .

Als ich die Leiter hinabhumpelte, standen vier Schiffer bereit. Jeder erhaschte mich bei einem Körperteil, um mich in sein Boot zu ziehen, und ich sah Sterne. Zuletzt siegte der braune Affe, der meinen solidesten Teil, das Magengebiet, erwischt hatte, und entriß mich mit einem Ruck den anderen. Dabei fielen wir bei einem Haar ins Wasser. So landet man in Manzanillo.

Auch Manzanillo klettert zwei Hügel empor, die indessen nur wie grüne Schnecken auf einsamer Landstraße inmitten der weiteren Ebene und der geringen Erhebungen des Hinterlandes wirkten. Weit dahinter schieben sich höhere Berge heran, und deshalb bläst ein etwas kühlerer Wind herunter. Die Leute waren weniger gastlich oder neugierig; vielleicht machte ich auch — da mir elend war — weniger freundlich einladende Nasenlöcher.

Alles reitet auf Mauleseln und Eseln, die sogar durch die schmutzigsten und abschüssigsten Gäßchen sicher gehen. In die weitere Umgebung wagte ich mich nicht, da die Mexikaner das Lasso gebrauchen und so nicht selten auch Menschenopfer einfangen, die dann neben ihren Rossen herlaufen und ihnen blindlings, Gott weiß wohin, folgen müssen.

Die Köter waren nicht bösartig, obgleich keiner so schöne Namen wie in Acapulco (Schmetterling, Hausfreund, Freudennuß) führte.

Vor dem Ort waren einfache Häuschen aus alten Petroleumbüchsen erbaut worden; Fenster hatte man vergessen,

und die Bank davor war eine Reihe alter Zuckerkisten. Die Ziegel der besseren Häuser erinnern an sanft ansteigende Wellenkämme und verraten daher doch schon Eigenart. Von hier fährt die Eisenbahn nach Colima und ist in zwei Tagen in Mexiko, der Hauptstadt.

Später besuchte ich, wie überall, den Markt, beschaute die dunkelvioletten, runden Tomaten, die eine äußere grüne Schutzhülle haben, die Granatäpfel, Alligatorbirnen, Zitronen und die luftballonartigen, bald roten, bald blauen oder grünen, nußgroßen Kugeln, die in Wahrheit Kaugummi sind. An solch einer Kugel, die den Mund völlig ausfüllt, kaut man drei Stunden. Man verkaufte auch in Essig gelegtes Kraut und saure Gurken und vor allem Bananen und Zuckerrohr.

Schweine, wohin man schaut, und Zopilote, die allen Unrat auffressen; zwei kleine Friedhöfe hinter dem Hügel unweit eines Sees, wo man von Fiebermücken angefallen wird, und vor allem Fliegen. Millionen!

Hier findet man die gefürchtete Palanca- und die Weinschlange, die sich durch starken Weingeruch zu erkennen gibt, und im Meer gibt es Mantel-, Schleier-. Schwert- und Sägefische.

Als ich am Abend im Park von Manzanillo, dem Giftäpfelein, saß, klopfte mir jemand von hinten auf die Schulter. Es war ein kleines Mädchen. Es lachte mich an und fragte mich nach meinem Namen und woher ich gekommen. Wir sprachen eine Weile zusammen, und die kleine Mexikanerin gab mir ein „Zuckerl". Ich habe oft an das Kind gedacht; es war die einzige Gabe aus Mexiko . . .

An Bord verteilte der Kapitän Handtücher an alle Passagiere und die Mannschaft, und wir mußten auf die Fliegenjagd gehen. Das Schiff war schwarz von ihnen, und wir fegten die Leichen der Erschlagenen ins Meer.

## Mazatlan.

Der Ort liegt an dem Wendekreis des Krebses und ist heißer als andere Orte Mexikos.

Und Fliegen!!! Der Kapitän blieb drei Meilen draußen vor Anker, um der Brut zu entgehen, und als ich an Land stieg, glaubte ich auf Rosinen zu gehen. Es waren aber nur Fliegen, die auf dem Sande saßen.

In der Markthalle war alles, aber auch alles unter Netzen, und unter den Netzen saßen noch Fliegen. Sie gingen in Nase und Ohren; sie waren allgegenwärtig. Schwarz waren die Wände von ihren Zeichnungen und schwarz alles, worauf sie sich niederließen.

Das Colegio Aleman, von einem Deutschen geleitet, ist sehr hübsch gelegen; die Kirche nett, die Geschäfte schon vielversprechend, und die kugelförmig geschnittenen großen Bäume auf dem freien Platz entschieden eigenartig anziehend. Wer die Hitze und die Spanier liebt, kann in Mazatlan schon leben. Ich freue mich, den letzten Hafen erreicht zu haben, der Mittelamerika angehört. Zu bitter ist mein Reisen durch die Gebiete der Mischlinge gewesen.

Die Stadt — denn das ist sie schon — liegt in der Sinaloaprovinz, an der Einfahrt in den tiefen und heißen Golf von Kalifornien, wo Perlmuttermuscheln und Schildkröten in Mengen zu finden sind und von wo aus man die reichsten Bergwerke Mexikos erreichen kann. Hier findet man ebenfalls einige Ruinen aus der Aztekenzeit, und oben auf dem Hügel der Einfahrt liegt die Sternwarte.

Dicht vor Mazatlan liegen die Revillagigedoinseln, auf denen einige Engländer in trostloser Einsamkeit leben; eine der Inseln ist Strafkolonie, und ein Amerikaner, der einmal in Mexiko ein berühmter Räuberhauptmann war, denkt dort über die Wechselfälle des Lebens nach.

## Vor Los Angeles.

Ein 25 Meter langer Walfisch tauchte in Schiffsnähe auf und spie Wasser und Weltverachtung neben uns aus. Die Küste war kahl und trostlos bis dicht vor San Diego. Das Wetter war umgeschlagen und plötzlich kalt. Ich hüllte mich in meinen Jerusalemschal und fror, daß die Zähne klapperten. Möwen, schneeweiß mit grauen Schwingen, zogen vorüber, und fliegende Fische schnellten aus dem Wasser empor.

Los Angeles ist der Ort der Sterbenden. Die Leute, die hier gute Geschäfte machen, sind vor allem die Bestattungsunternehmer. Es werden Leichenzimmer angekündet und wie Hotelzimmer gemietet. Viele glauben in diesem milden Klima in ewigem Sonnenschein gesunden zu können und lassen ihre Knochen im weichen braunen Sand. Die verschiedenen religiösen Sekten blühen hier aus dem gleichen Grunde; denn bei so viel Bestattung interessiert das Kommende. Erst in dritter Linie kommen die Filmgesellschaften.

Hinter Los Angeles liegt das Imperial Valley (Kaisertal), und das liegt mitten in der Wüste. Im Hause selbst ist zur Sommerszeit die Hitze so ungeheuer, daß man nicht den bloßen Arm auf eine Holztischplatte legen kann, ohne das Empfinden einer Verbrennung zu verspüren. Viel ärger als in den Tropen ist die Hitze der Subtropen in den kurzen Sommermonaten, doch dafür ist der Winter ein langer, sonniger Herbst.

Hinter San Diego kam San Pedro und Santa Monica. Früh am Morgen fuhren wir am Kap Santa Barbara vorüber und gegen neun Uhr an dem von Concepcion mit dem besten Leuchtturm der ganzen Küste. Der weiße Rauch eines Zuges glitt wie ein Nebelschweif die kahle braune Küste entlang.

Masern sind ausgebrochen. Das wird die Landung noch erschweren.

## Auf der Engelinsel.

Bei den Nordamerikanern ist alles Pose: Ihr Fortschrittsgeist, der nur die Neugierde eines Kindes ist und schnell erlischt, wenn nicht großer Gelderfolg der Lohn ist; ihre Sucht nach Tugend, die das Land „trocken“ macht und nur Trinker erzieht, dabei aber Millionen in erhöhten Preisen in die Taschen der Händler spielt; ihr Drang nach Wissen, der wie ein fliegender Fisch über die Oberfläche schießt, und ihr Volkstum (ihre gepriesene Demokratie), die nur auf dem Papier und im Munde ist, denn nirgends auf Erden wird der arme Schlucker, der sich nicht die erste Klasse nach Amerika leisten kann, so elend und schimpflich schlecht behandelt, wie gerade in dem „freien“ Lande. Und an der Westküste können die Nordamerikaner nicht einmal einwenden, daß sie den Strom der Zuwanderung hemmen und prüfen müssen. Es wandert ja so gut wie niemand von da ein, und warum darf der Schurke, der in der Ersten fährt, seiner paar Dollars halber unter Bücklingen ans Land, während der arme Gebildete in der Dritten sich jede Demütigung gefallen lassen soll?

Vor dem Landen — es war zwei Uhr nachmittags, und nur die Passagiere der ersten Klasse konnten an einem Samstag abgefertigt werden, die armen Teufel der Dritten, die es wahrlich nötiger hatten, aus der Hölle herauszugelangen, sollten nach der Engelinsel — drückte mir ein Matrose eine dickbauchige Flasche in den Arm und sagte mir, ich möge „Magenmittel“ sagen, wenn ich am Zollamt vorbeiginge. Gleichzeitig bemächtigte er sich meiner Schreibmaschine und eilte davon, und meiner Erika wäre ich mit zehn Schnapsflaschen durch feindlichen Kugelregen nachgegangen. Auf dem Schifflein tauschten wir unsere Schätze. Das ist amerikanische Ehrlichkeit!

Die Engelinsel war bald erreicht, und durch einen schönen Park begaben wir uns hügelwärts. All unser Gepäck war in einem Raum neben dem Landungsdamm geblieben. Als wir in den Schlafsaal traten, stiegen mir die Haare zu Berge. Drei Reihen Eisenbetten wie in Gefängnissen waren übereinandergetürmt — dreiundvierzig Betten alles in allem — und nicht ein Stuhl im ganzen weiten, unfreundlichen Raum!

Mit Hilfe der Negerin legten wir sechs Matratzen auf zwei der untersten Betten und füllten damit die Oeffnung so weit aus, daß wir das Kind unbesorgt zwischen uns legen konnten, sonst wäre es sicher auf den harten Boden gefallen. Graue Wolldecken, auf denen wer weiß wer und wieviele gelegen hatten, wurden uns auf besonderes Verlangen gegeben, und als ich ernstlich böse wurde, gestattete man mir als Schriftstellerin, etwas aus meinem Koffer vom Landungsplatz zu holen. Hierauf wurde uns gesagt, daß jedes Verlassen des ersten Stockes und das Betreten der Treppe mit 14 Tagen Arrest bestraft werden würde. Im Speisesaal waren Männer und Frauen streng geschieden, und Gatte und Gattin durften nicht zusammen sprechen. So schnell wurde aufgetragen, daß man das Gebotene in sich hineinwerfen und in den „Kerker“ zurückkehren mußte. Die henkellosen Kaffeetassen — für Chinesinnen und Japanerinnen bestimmt — brannten die Finger.

So viel Wanzen habe ich selten in einer Nacht genossen wie in jener auf der Engelinsel. Beryl weinte fortwährend, und ihr Wässerlein lief trotz eines Tuchschutzwalls zu mir herüber. Die Frau aus Guatemala mit ihrer Dienerin schnarchte wie ein Walroß und die Costaricarin stöhnte „Ave Maria purisima“.

Gott zuerst, das war wirklich eine Höllenreise!

Am nächsten Morgen stellte ich meine Erika (die ich erobert hatte) auf eins der untersten Betten und schrieb stehend meine Reiseberichte heim. Ich war die Einzige, die englisch sprach, außer der Negerin, die zu erschreckt war, um einen Laut auszustoßen, und daher hieß es immer:

„Eine Ihrer Gruppe hat . . . die Treppe erreicht, den Deckel des Hauses der Erleichterung offen gelassen, das Wasser ausgeschüttet“ oder eine andere Unart begangen. Zu „meiner Gruppe“ gehörten Chinesinnen, Frauen aus Mittelamerika, dunkle Mischlinge, die ich kaum je angesprochen hatte. Unter all diesen war ich die einzige weiße Frau. Zum Schluß begannen wir aber alle, gemeinsam darüber zu lachen; denn wie kam ich endlich dazu, andächtig dabei stehen zu müssen, wenn eine „meiner Gruppe“ die Kloake putzte oder nach ihrem Kinde den Boden aufwischte?

Der ganze Sonntag verging uns im Gefängnis, denn so schön die Anlagen waren und so blau der Himmel, wir durften uns nicht aus dem dumpfen Kerkerraum rühren und wurden selbst, polizeilich bewacht wie Verbrecher, in den Speisesaal zur halblauen Fütterung geführt. Noch eine Wanzennacht mit Beryl als Springbrunnen und die gutherzige Negerin zur Rassendurchduftung (alle Neger und auch die Indianer haben einen betont starken Rassengeruch), noch einen Morgen mit

dem Geräusch der Asiaten in unseren Ohren, die sich vor der Türe die Zähne putzten und die Zunge reinschabten, dann führte man uns den Hügel hinauf zum Arzt, der mir bei der Augenuntersuchung fast die Wimpern ausriß, mir in Mund, Hals und beinahe in den Magen hinabschaute, mich Knie- und Armbewegungen machen ließ und mich endlich noch zum Frauenarzt schickte. Die Frau Doktor begnügte sich zu ihrem und meinem Heile mit einem Blick auf mein Gesicht. Ich dachte schon, es würde auf eine Jungfrauenuntersuchung ankommen, da diese Menschabart in den Vereinigten Staaten meiner späteren Erfahrung nach zu den vorgeschichtlichen Erscheinungen gehören dürfte, und endlich durfte ich als Führerin meiner Gruppe zu weiterer Untersuchung zum nächsten Behördenteil gehen. Hier mußten wir beweisen, daß wir lesen und schreiben konnten. Vor mir las die Costaricarin und die reiche Pflanzerin aus Guatemala, die es bitter beklagte, die Dritte gewählt zu haben, und dann kam ich, bereit, mit einem sanften Lächeln zu beteuern, weder in Wort noch in Schrift einer Sprache fähig zu sein. Der Beamte studierte indessen meinen Paß, in dem Journalistin stand, und stellte keinerlei Frage. Auch war ich ja der unglückliche Dolmetsch meiner Gruppe gewesen, von der ich nun Abschied nahm. Die Mutter der nassen Beryl, die mir dankbar war, empfahl mir eine Negerbekannte, und ungeachtet etwaiger Farb- und Rassenvorurteile anderer begab ich mich in ihrem Schlepptau nach Divesadero Road, wo ich ein kleines Zimmerchen inne hatte — das angenehmste, das ich seit Jahren bewohnt, weil es so unbedingt still war und ich außerordentlich lautempfindlich bin.

### Am goldenen Tor.

San Francisco ist sehr schön. Die Straßen erinnern an London, auch die Aufschriften und das reiche Anzeigenwesen, doch fehlt der Stadt — bis auf das berüchtigte Chinesenviertel — der Reiz des Unerwarteten. Man weiß, wo eine Straße beginnen und wo sie enden wird, auch wenn sie drei Meilen lang sein sollte; man ahnt nach dem ersten Haus, wie alle weiteren Häuser dieser Reihe innen und auch draußen sein werden; man stößt nie auf etwas Altes, Sonderformiges, Ungewohntes. Das macht die Stadt ein wenig langweilig.

Am herrlichsten ist die öffentliche Bücherei, in der man Bücher in den verschiedensten Sprachen gegen die Unterschrift eines Hausbesitzers oder den Erlag von — glaube ich — zehn Dollars ausgeliehen erhalten kann, und wo angenehme Tische zu tiefem Studium im großen Saal einladen. Sonst findet man die üblichen Vorteile der Großstadt, doch weniger Musik als bei uns und keine Oper.

Die Geschäfte hatten für mich einen gewissen Reiz der Neuheit. Das beste bleiben die Delikatessenhandlungen, in denen man nicht nur die üblichen Wurst- und Brotsachen, sondern auch allerlei fertige Salate (Fisch-, Bohnen-, Erdäpfel-, Kraut- und gemischten Salat), Mayonnaise, heiße Würstchen, gekochten Hummer und andere Leckerbissen erhält, so daß man nie zu kochen braucht und dennoch gut speisen kann. Ich lebte von krachenden Röllchen und etwas Leberwurst, kochte Tee dazu und aß Pfirsiche in Mengen. Selten nahm ich drei Mahlzeiten zu mir. Infolge großer Gelenkschmerzen durch die plötzliche Abkühlung (San Francisco schien mir im August ein Eiskeller nach den Tropen) arbeitete und studierte ich im Bett unter vier Decken, aß mein Frühstück erst nach elf Uhr und machte daher das Mittagsmahl daraus, schrieb zwei oder drei Stunden auf der Erika, begab mich auf Studienwanderungen durch die Stadt oder nach dem Park des Goldenen Tores, malte, wenn noch Zeit blieb, tauschte Bücher in der Bücherei ein, kaufte wieder Röllchen und etwas Wurstsachen und kroch damit — Büchern, Wurst, Brot und so weiter — ins Bett, um unter den vier Decken schmerzlos die leiblichen und die geistigen Genüsse bis gegen Mitternacht zu genießen.

Das Schönste von San Francisco ist unzweifelhaft der Golden Gate Park. Er liegt in erreichbarer Nähe von Divisadero Road (erreichbar ist für mich, was innerhalb einer halben Gehstunde liegt) und ist wie ein Wald in tiefer Einsamkeit. Man ahnt nicht die Nähe einer Großstadt. Hohe Eukalypten mit ihren mattgraugrünen, steifen, sichelförmigen Blättern bilden einen Schutzwall gegen die Straße und gleichzeitig einen ausgedehnten Hain. Die warme Sonne entlockt ihnen den harzigen Geruch, der so wohltuend wirkt, und das Mondlicht verwandelt sie alle in schimmernde Halbmonde.

Außer ihnen findet man Araukarien (Nadelbäume mit auffallend dicken zweigartigen Nadeln), subtropische Palmenarten, Ziersträucher aller Gattungen und Länder und Blumenbeete, die in allen Farben aus dem grünen Rasen glühen. Weiße Säulen spiegeln sich unvermittelt in kleinen, von buntlaubigen Bäumen umstellten Weihern, und überall, wo man auch geht, laufen einem zahm die grauen Eichhörnchen Amerikas entgegen, klettern einem selbst auf den Arm und betteln in entzückender Weise um Nüsse und Leckerbissen. Auch viele Vögel sind zahm, und unterzieht man sich der Mühe, den Park zu durchqueren, so erreicht man am unruhigen felsigen Strand die Klippen, auf denen die Seehunde tollen. Sie sind gar nicht scheu und machen die gelungensten Purzelbäume ins Wasser.

In San Francisco hatte ich zwei unerwartete Freuden: Man hatte mir zugeredet, doch auch für obersteirische Blätter

zu schreiben, und mir fünf Adressen geschickt. Ein Beitrag erschien viel später im Obersteirer Blatt, drei blieben unbeantwortet und endeten vermutlich im Papierkorb, und der fünfte und — wie ich glaubte — schlechteste Beitrag (jedenfalls war mir der Panamakanal schon etwas über geworden als Thema) erhielt eine sehr nette Antwort vom Schriftleiter der Knittelfelder Zeitung, der um fremde Marken und weitere Beiträge bat und natürlich „Lieber Herr Karlin!“ schrieb. Allmählich entspann sich zwischen uns eine bis auf den heutigen Tag bestehende Freundschaft.

Die zweite Freude löste sich unmittelbarer fruchtbringend aus. Herr Dr. Perz, der damalige Schriftleiter der Cillier Zeitung, hatte seine Schwester in San Francisco verheiratet, und diese hatte den Wunsch geäußert, mich, falls ich wider Erwarten nordwärts kommen sollte, kennen zu lernen. Nun besuchte ich sie und verbrachte viele sehr schöne Stunden in ihrem Hause, zumeist in ihrer Küche, für die ich große Vorliebe entwickelte.

Frau Rom sagte mir eines Tages: „San Francisco ist wunderschön! Hier ist es nie heiß!“

„Das merke ich zu meinem Schmerze,“ erwiderte ich zähneklappernd, „mir ist noch nie warm geworden.“ Meine erste Handlung war es auch gewesen, mir ein Wolljäckchen und warme Handschuhe zu kaufen, und wenn ich an einem windstillen Tage an der Sonnenseite eines Hauses dahinlief, konnte ich mir sogar vorstellen, daß es nicht unbedingt kalt war. Aber warm???!

## Los Altos.

Ich kam durch Frau Rom mit sehr vielen Oesterreichern und Deutschen zusammen und wurde im Kraftwagen bis nach Los Altos geführt. Diese Vorstadt liegt wohl dreißig Meilen oder mehr außerhalb von San Francisco im Hügelland und die Fahrt dahin unter Eukalypten und sich verfärbenden Bäumen war wunderschön. Bald ist man unter Obstbäumen, unter denen die Pflaumen als blauer Teppich liegen (Pfirsiche werden den Schweinen vorgeworfen). Ueber all dem ist ein leuchtend blauer Himmel, und die Berge sind mattrotbraun, das einzig Tote im Bilde.

Es ist eine Eigenart der Vereinigten Staaten, daß man überall im Freien ein Zelt aufschlagen und wohnen kann. Wo ein freies Grundstück ist, darf man eine Weile lang wohnen, und daher ist eine Sommerfrische mit Kessel und wandernden Wänden sehr billig und interessant, wenn auch nicht übermäßig behaglich. Wir picknickten ebenfalls auf solch einem baumüber-

säten Rasen und genossen die Schönheit ringsumher, bevor wir bis nach Los Altos fuhren und auch da reichlich bewirtet wurden. Das war eine typische Farm mit Mandel-, Pfirsich-, Pflaumen-, Birn- und Nußbäumen. Die blühenden Bäume waren vorwiegend Akazienarten und Pfeffersträucher.

Von Los Altos aus kann man Mount Hamilton besteigen und die berühmte Sternwarte besuchen, doch gerade im August sind die Klapperschlangen blind, weil sie ihre Haut wechseln und infolgedessen nicht imstande, ihr übliches Warnungsklappern hören zu lassen, weshalb Bisse zu befürchten sind. Wir unterließen aus diesem Grunde den Aufstieg.

Wunderbar sind die in einiger Entfernung hinter Berkerley schon anzutreffenden Rotholzbäume. Sie sind teilweise so ungeheuer, daß ein Wagen mit Pferden durch ein Loch im Stamm unweit der Wurzel durchfahren kann, und vierzig Männer umspannen kaum die größten; doch schöner und wundersamer als das seltsame Schimmern ihrer rötlichen Rinde im Sonnenlicht und als der kerzengerade Stamm, ist ihr hohes Alter. Man vermutet, daß sie schon zu Christi Geburt große Bäume gewesen sein müssen und daß manche vielleicht das Alter der Pyramiden haben. Was also hat solch ein Baum gesehen! Wie oft mag die Erde um San Francisco in Sprüngen aufgeklafft sein, um sich viel später wieder zu schließen? Welche Veränderungen hat das Meer, die Bucht hier erfahren? Was mag wohl der Wind, der bald von Alaska herabbläst, bald von Japan und China hersausend endlich diesen Widerstand findet, ihnen zugeflüstert haben? Was wissen ihre Kronen vom Sein der Welt?

Von den Wolkenkratzern, den betrunkenen Amerikanern und von Dingen, die jedermann aus tausend Berichten weiß, will ich gar nicht sprechen. Erwähnen möchte ich dagegen, daß eine sehr schöne Sitte es der anständigen Frau gestattet, sich — wenn sie allein nachts gehen muß — in die Flagge der Streifen und Sterne zu hüllen. Beleidigt oder belästigt sie nun ein Mann, so beschimpft er die eigene Landesfahne und wird sehr streng bestraft. Für Ueberfall — auch wenn die Frau keine anständige sein sollte — ist die Strafe bei erwiesener Gewalt fünfzehn Jahre schwerer Kerker. Vergreift sich ein Neger, so wird er gelyncht. Man wandert also ziemlich sorglos durch San Francisco. Im kalten Klima — und der Wind kann einem das Mark gerinnen machen — gehen die Mannszweibeine (zum Unterschied von richtigen Männern so genannt) nicht so leicht aus den Fugen.

Ganz schlimm ist der Nebel. Manchmal verließ ich um zehn Uhr die Bücherei und fand das Straßenpflaster völlig naß.

„O Himmel, es regnet!“ rief ich da wohl entsetzt, mit den Gedanken mitleidig bei meinen weißen Schuhen mit absatzlosen Gummisohlen, von denen ich ebenso wenig wie von meiner Erika zu trennen war.

„Woher denn, Miß“, meinte da irgend ein San Franciscaner wegwerfend, „das ist ja nur Nebel!“

Immerhin Luftfeuchtigkeit genug, einen Mantel zu durchdringen und das Gefühl nasser Kälte zu erzeugen.

## Auf dem „Empire State“.

Zwei Monate verweilte ich in San Francisco, lernte Land und Leute kennen und durfte mich in der prachtvollen Bücherei auf meine weitere Fahrt vorbereiten; denn nur nach eingehender Vorbereitung hat ein beschränkter Aufenthalt in einem Lande Wert, sonst sieht man einzig das Oberflächliche und geht ewig irre.

Ich wählte endlich zum Ziel die Sandwichinseln, heute Hawaii, von wo aus ich entweder nach dem eigentlichen Südseeinselreich abschwenken oder den Weg nach Japan einschlagen konnte.

Es war der erste feierliche Dampferabschied. Von Genua war ich bei fallendem Regen im Dunkeln weggefahren, von Peru aus hatte ich nur Küstendampfer benützt, doch der Empire State kreuzte die ungeheure Fläche des Stillen Ozeans und daher spielte die Musik feierliche Weisen, während die Taue gelöst wurden. Papierschlangen flogen durch die Luft. Menschen weinten oder winkten, und wieder fuhr ich mutterseelenallein in die Ferne.

Und noch einmal im Zwischendeck.

Zu Land bin ich — vermutlich weil ich irgendwo auf Erden Haus und Weingarten habe — der Kapitalist, der auf das Volk herabsieht, nicht in Hochmut, bewahre, aber doch mit dem unzweifelhaften Empfinden einer Grenze. Ich schätze geputzte Fingernägel und Nasen, ich liebe gute Umgangsformen, und ein ungeschliffenes Wesen, auch wenn von Tugenden begleitet, hat bei mir nie sonderlich viel Anklang; auf Deck dagegen bin ich nicht nur Sozialist, sondern ein erbitterter Kommunist und geheimer Umstürzler. Warum behandelt man den, der nicht mehr als fünfzig Dollars für eine kürzere Fahrt bezahlen kann, wie ein minderwertiges Tier und den, der hundertfünfzig aus seinem Ueberfluß zahlt, wie einen gottbegnadeten Fürsten? Einfachere Lager, einfachere Kost, ungünstigere Schiffsteile zur Verfügung — all das ist selbstverständlich, aber dieses wegwerfende Behandeln der Zwischendeckreisenden ist etwas, das in unserem Volkszeitalter verboten werden müßte. Die Amerikaner,

die immer von ihrer gepriesenen Volksherrschaft reden, kennen überhaupt nur Erste und Dritte. In der Dritten fährt „Tier“, in der Ersten die Spitzen der Nation.

Auf diesen Dampfern ist in der Ersten auch die Farblinie gezogen. Chinesen, selbst wenn reich, Japaner oder andere „Farbige“ wie man da sagt, dürfen nicht aufgenommen werden. Sie fahren in der Dritten unter der menschlichen Ausschußware. Aus diesem Grunde saß auch ich mit einer Russin, die Amerikanerin geworden war und einen Chinesen geheiratet hatte, unten im grausen Zwischendeck, obschon sie das Geld zu besserer Ueberfahrt besaß. Außer uns beiden gab es nur Japanerinnen, Chinesinnen, einige Portugiesinnen (ebenfalls braun und nicht weiß) eine Philippinoschönheit wie eine eingedorrte Walnuß und irgend ein Wesen, aus mehreren Rassen zusammengegossen. Die Asiatinnen waren natürlich alle verheiratet, und die Männer kamen zu allen Stunden des Tages und der Nacht, sprachen laut, aßen in der Kabine, kleideten sich um. Ich hatte, wie immer, um ein Oberbett gebeten und sah auf all das Treiben mit meiner Erika hinab. So unsicher waren die Verhältnisse, daß ich die Schuhe anbehalten mußte, um sie über Nacht nicht zu verlieren, und mein Koffer, mein einziger Koffer, war unten im Schiffsraum. Aus Versehen hatte man ihn mir weggenommen und dort hineingeworfen. In Honolulu konnte man ihn nicht finden, beteuerte, ihn auf den Damm gestellt zu haben, und zahlte mir für den Verlust trotz all meines Zorns keinerlei Entschädigung. Der Koffer fuhr unterdessen nach Singapore und kehrte nach drei Monaten ehrlos und etwas stärker verbogen, samt Inhalt zu mir zurück. Darin befand sich das von mir selbst zusammengestellte und handgeschriebene Wörterbuch in zehn Sprachen und der peruanische Götze, so daß meine Freude beim Wiedersehen ungeteilt war.

Das Geschrei der Kinder war ununterbrochen im Schlafraum, und orientalische Frauen — besonders Japanerinnen — schlagen die Kleinen nie. Sie klopfen ihnen beruhigend auf den Rücken und damit endet alles. Hat das Kind sich ausgebrüllt, so ist es von selbst wieder still.

Am schrecklichsten empfand ich das Essen. Wir saßen an langen ungedeckten Tischen, und die Speisen wurden mitten daraufgestellt. Nun mußte man zusehen, daß man etwas erhaschte, denn die Portugiesen waren wie Wilde. Sie überluden ihre Teller in der Angst, nicht genug zu erhalten, und die besten Brocken waren weg, ehe man an den Topf herankam. Oft ließen sie Speise zurück, aber immer auf ihren Tellern ...

Auch war die Kost so geschmacklos, daß wir oft den Chinesen Reis abbettelten.

Der Steward und Obersteward waren sehr nett, und auch die Offiziere — bei den wenigen Begegnungen — zuvorkommend. Es sprach sich herum, daß eine Journalistin in der Dritten fuhr, und bald brachten mir die Damen Körbe von schönem Obst (Abschiedsgaben aus der Heimat) zur Verteilung unter die armen Asiatinnen, und ich hatte auch selbst Obst genug. Mich reizten am meisten die Körbchen selbst, die ich aber, um mich nicht zu belasten, schließlich dennoch wegschenkte. Von da ab stiegen Männchen und Weibchen auf das niedere Deck herab, und zuerst hatte ich große Freude daran. Als aber eine alte Dame mich wie einen vorzeitlichen Dinosaurus nach allen Seiten drehte, mich nach dem Alter meiner Eltern fragte und meine Kopfweite (die angeblich eine besondere war) zu messen begann, wurde meine Begeisterung zu Wasser. Ich schien mir wie eine Leiche auf dem Aufschneidetisch. So nett die Gaben waren, so empfand ich die Demütigungen bitter, da ich nicht das Gefühl hegen konnte, die Gaben von Gleichgestellten zu erhalten. Was immer ich zu Lande war — zu Wasser war ich nun ein Stück der menschlichen Ausschußware und das übergroße Interesse, das meinem vom Zahn der Zeit und des Schicksals stark verbissenen Hute gezollt wurde, trieb mir die Gänsehaut über den Rücken. Nichts empfand ich auf meiner weiten Reise so furchtbar, wie die Blicke der Ersten auf mich unten im Zwischendeck. Da hinauf gehörte ich meiner heimatlichen Stellung, meiner Bildung und meinen Wünschen nach, und hier unten, in Schmutz, Unwissenheit und Unschliff mußte ich mich herumtreiben, einzig weil wir ehemaligen Oesterreicher ein verarmtes Volk geworden sind . . .

Güte aber herrscht unter dem Wrack des Zwischendecks, und man lernt das Leben tausendmal besser kennen. Was erzählten mir alle die, die eine westliche Sprache verstanden! Und beim Abschied drückte mir eine Chinesin mit geheimnisvoller Gebärde einen Brief in die Hand. Ich nickte, eilte vom Schiff und steckte das Papier in die Tasche. Später, als ich das Schreiben aufgeben wollte, sah ich zu meinem Schrecken, daß keine Adresse daraufstand, und als ich es erbrach, um Näheres zu erfahren, fand ich für mich einen Dollarschein! Selbst die Asiatin hatte ermessen, wie arm ich sein mußte, um als Europäerin im Zwischendeck zu reisen. Sie half als Frau der Frau . . . .

## Honolulu auf Oahu.

Hilo mit dem wunderbaren Krater von Hale mau mau, dem „Haus des ewigen Feuers“, der einen Teil von Kilauea einnimmt, ist die größte der Hawaiischen Inseln; doch Honolulu auf der kleineren Insel Oahu ist der Haupthafen der Gruppe

und wird von allen Schiffen berührt, die von Osten nach Westen fahren. Es hat daher einen ausgedehnten Hafen, und man findet da Menschen aus aller Herren Ländern, die alle fühlen, daß sie ihre Sitten und oft ihr Herz daheim im Mutterlande gelassen. Aus diesem Grunde ist Honolulu nicht viel weniger sündig als das schöne Panama, aber man verzeiht ihm die Sünde schwerer, weil es Weiße sind, denen die Gruppe gehört, und nicht Mischlinge, und weil das Klima nicht so verheerend wie das Mittelamerikas ist. Die Inseln liegen an der Aequatorialgrenze und sind im Winter angenehm warm, im Sommer nicht unerträglich heiß (für Tropenbegriffe).

Die Insel Oahu ist wild zerklüftet, und man merkt es den Bergen an, daß hier das unterirdische Feuer erbarmungslos gewütet, die scharfen Tropengüsse das Erdreich bearbeitet haben, denn alle Abhänge sind rissig und stark gefurcht; die Spitzen sehen oft haarscharf aus, und das Felsgestein schimmert überall aus dem hellen Grün. Es gibt nichts Schöneres als das enge, ansteigende Nuuanutal, wo der Weg von Guavabäumen (gelbe Früchte mit vielen roten Samen, schmackhaft, aber mit im Anfang unangenehmem Geruch) und den langnadeligen Kasuarinabäumen (Eisenholz) begrenzt ist, und das in einer Reihe steilabfallender unheimlicher Felsen endet, über die hinab der siegreiche Kamehameha seine Feinde in den Tod auf den Klippen und in das Meer trieb. Wunderschön lichtgrün und glatt wirken die Wiesen, lieblich blühen die großen, hellfarbigen Tropenblumen, goldgelb leuchten aus dem Gesträuch der Gärten die Kelche des Alimanders und mit weichem Rieseln fließen die Bäche aus geklüftetem Gestein. Japaner und Chinesen arbeiten in ihren Gärten, und um den Pali, die obersten Felsen, wirbeln die feinen weißen Nebel, in denen die Elfen hausen sollen.

Lieblicher, weiter ist das Manoatal, in dem es fast immer regnet, wenn der Regen auch eher einem starken Nebelreißen gleicht und überraschend schöne Regenbogen ihm folgen. Berühmt ist natürlich der Strand unter dem Diamantenhaupt — der weite Strand von Waikiki (springendes Seewasser), wo die Leute baden und der beliebte Sport des Wellenreitens stattfindet, wo in den Berg eingebaut, allen verborgen, die Kanonen sind und wo man die Wasserbehälter mit den Tropenfischen findet. Ich gerate nicht leicht in Entzücken, aber diese Fische sind mir immer als das Prachtvollste der Südsee erschienen. Ihre Formen sind so seltsam — sie gleichen Fröschen der Vorzeit, breiten Bändern, flachen Tellern, Schmetterlingen, Nadelkissen und anderen undenkbaren Dingen, und dabei haben sie Farben, wie man sie nur im Künstlerrausch träumen kann: tiefgelb mit einem leuchtenden schwarzen Schatten, blau wie ein Sommerhimmel mit rosa Lichtern, lichtgrün wie ein war-

mer Lenzwald im Mai mit braunen Schatten und goldig wie zerflossenes Sonnenlicht. Manchmal haben sie das Auge auf dem Rücken, oft hervorstehend wie einen Knopf, zuzeiten wie eine Perle auf dem schwarzen Streifen um den Körper und immer schimmern sie im Wasser wie aus feinster Seide gemacht. Man sieht den gefährlichen Polypen mit seinen furchtbaren Fangarmen und die Meerspinne mit ihren unzähligen Beinen. Stundenlang konnte ich durch das graue Häuschen wandern und die Wunder der Tiefen bestaunen.

Oahu ist die befestigtste Insel der Nordamerikaner, und sechzig- bis achtzigtausend Mann liegen auf der Ebene in Baracken und Zelten, um bereit zu sein, die Gruppe gegen die Japaner zu verteidigen. Im Grunde aber ahnt jeder Amerikaner, daß sie gegen eine feindliche Flotte nicht zu halten ist. Auch erhöht ein anderer Umstand das Interesse der beiden Großmächte des Stillen Ozeans an diesen Inseln. Um Oahu hebt sich langsam der Meeresboden; warum, weiß man nicht genau, wahrscheinlich infolge von Sandverschiebungen und Druck von der Behringstraße herab. Sicher ist, daß schon in fünfzig Jahren ein Gebiet wie das heutige Kalifornien dazugewachsen sein wird, und die Amerikaner dadurch in unerwarteten Landbesitz kommen werden, was auch den Japanern nicht unwillkommen schiene.

Ich wohnte in einem Holzbau in Circular Lane. Nicht immer konnte ich wohnen, wo ich wollte, mußte ich doch auf Billigkeit den ersten Wert legen. Die Aussicht ging auf die Punschschale (Punschbowl), — einen alten Krater unmittelbar hinter Honolulu und seiner Form halber so genannt — und einige Gärten. Immer war es grün um mich her, und ich bedurfte dessen in einer Art, wie ich das heute gar nicht genug beschreiben kann. Obschon ich mich scheinbar ganz von Peru erholt hatte, waren mir zwei Dinge geblieben: eine große Verbitterung und Gereiztheit, die in langen Weinkrämpfen zu enden pflegten und die sich nicht überwinden ließen, und ein seelisches und geistiges Unklarsein, das sich besonders im Gespräch kundtat. Ich konnte meine Gedanken nicht wie einst klar ausdrücken, außer auf schriftlichem Wege, und ich erhielt meine geistige Vollkraft erst lange nach Japan zurück . . . .

Dies aber machte mich empfindlich und menschenscheu, und die Demütigungen, die mir in Honolulu wurden, waren die schwersten der ganzen Reise, wenn sie auch — im milderen Licht der Vergangenheit, nicht so schaurig waren. Sie bezogen sich durchweg auf meine Kleider.

„Mein Gott, warum pudern und schminken Sie sich nicht? Warum tragen Sie nicht modernere Kleider? Warum nicht Seidenstrümpfe?“, kurz, der Fragen war kein Ende. Einmal

sagte mir ein steinreicher Amerikaner, dessen Korrespondenz ich gern geleitet hätte:

„Ich würde Sie sehr gern anstellen, wenn Sie wie eine Tausenddollarpuppe angezogen wären . . .“

„Ich dachte, Sie brauchten jemand, der für Sie arbeiten kann!“ erwiderte ich kalt und verließ das Amt.

Ein anderes Mal sagte mir jemand:

„Gut, ich stelle Sie an, doch jeden Sonntag müssen Sie mit mir hinausfahren, und da werden wir eine herrliche Zeit haben!“

Ich lehnte das Anerbieten ab. Nicht aus Prüderie, wie ich schon oft erwähnt habe. Ein Weib mag sich schenken — das ist ihr Eigenrecht. Man tauscht sich für höhere Werte aus. Sich aber mit Haut und Haar einem Vorgesetzten „auszuleihen“, ist mir auch zur Zeit größten Hungers nicht in den Sinn gekommen. Eine Frau muß auf sich einen Preis setzen, ganz besonders, wenn sie Künstlerin ist. Ein Schwein wühlt mit anderen Schweinen im Dreck, ein Adler paart sich meinetwegen in den Lüften oder schwebt allein. Dem Schlamm überläßt er, was in den Schlamm gehört. Dort ließ ich die Mannzweibeine dieser Auflage.

## Das Blatt im Zaun.

Indessen — trotz Mangel an Schminke und Puder, die mir immer eine widrige Tünche gewesen, der ich fern geblieben bin, wie allem, was falsch ist oder unrichtige Vorstellungen erweckt, — und trotz meiner Kleider, die weder schön noch modern waren — fehlte es mir nicht an einer gewissen allgemeinen Anerkennung. Das kam so:

Schon auf dem Empire State hatte man sehr liebenswürdig von der Schiffahrtsgesellschaft aus den Schriftleiter des Star Bulletin auf mich aufmerksam gemacht, und zum ersten Mal in meinem Leben wurde ich „interviewt“. Schon in Panama hatte man über mich berichtet, doch in gedrängter Form. Hier aber schrieb man eine lange Wurst über meine Reise, meine Erlebnisse und Pläne und dadurch wußte jeder in der weißen Ansiedlung (in Honolulu gibt es, wie schon erwähnt, alle Rassen und Völker, und die Europäer sind im Verhältnis gering an der Zahl), wer ich war und was ich in Hawaii wollte.

Eines Abends saß ich wie gewöhnlich in der schönen luftigen Bücherei und studierte die Vorgeschichte der Inseln, als sich jemand von rückwärts über mich neigte und meinen Namen nannte. Ich sah auf und erkannte einen Bekannten aus Panama, der mir seine Adresse mit der Bitte gelassen hatte, über die Inseln als Aufenthalt für Pflanzer zu berichten. Da ich indessen noch keinerlei Erfahrung erworben hatte, war

keine Antwort abgegangen, und hier war er nun auf dem Wege nach dem Südseeinselreich, um sich irgendwo niederzulassen. Als er Honolulu erreicht hatte und einsam durch die Straßen ging, sah er in einem Zaun eine zusammengerollte Zeitung, die jemand weggeworfen hatte, und auf der ersten Seite, ihm ins Gesicht starrend, war mein Name! Nun wußte er, daß ich an zwei Orten früher oder später auftauchen würde: am Postamt und in einer Bücherei. So ging er zuerst in die Bücherei, und am ersten Tisch — noch mit dem Hut aus Panama — saß ich.

Er blieb mehrere Monate in Honolulu, und da er nach Tahiti wollte, unterrichtete ich ihn in freien Augenblicken in französischer Sprache. Geld dafür nahm ich keins, denn wir waren im Augenblick beide arm, doch kaufte er mir bei einer erfahrenen Japanerin zuzeiten eine Apfeltorte, die ich mit Freuden verschlang und die — warm genossen — auch verdaut wurde. In kaltem Zustand war sie schon gefährlicher, doch besaß ich damals noch eine Magenwand wie die Haut eines Nashorns und überlebte viele solche Torten.

## Die Zuckermühle.

Weit fort von Honolulu wagte ich mich in der ersten Zeit nie, denn ich war zu sehr verschreckt geblieben, aber mit dem alten Südsee-Ansiedler ging ich gern in die Schluchten, und eines Tages überholte uns ein Kraftwagen auf der Straße nach Eewa. Der Herr rief uns an, erklärte, er kenne mich (gesegneter Star Bulletin!) und lud uns beide ein, mit ihm zu fahren. Es war der Schulinspektor, und ich hatte dadurch Gelegenheit, viele Schulen zu besuchen, die Unterrichtsart Amerikas in fremder Ansiedlung kennen zu lernen und mich über all die Kinder zu freuen, die gelb, braun oder bleichorange auf den Bänken saßen. Einzelne Kinder waren nicht nur sehr aufgeweckt, sondern auch lieb, und als ich ihnen von unserem Land erzählte — den Schnee vor allen Dingen beschreibend, von dem sie keine Ahnung hatten — sprachen mich viele harmlos an und forschten mich über Europa aus.

Hierauf führte uns der Herr in die angrenzende Zuckermühle; denn Zucker ist neben Ananas und Bananen das Haupterzeugnis von Hawaii. Auf den Feldern arbeiten Portugiesen und in der Fabrik Filipinos, zuzeiten auch Chinesen. Man zieht natürlich eigene Staatsangehörige vor und vermeidet das Anstellen von Japanern, die sehr tüchtige Arbeiter, doch zu sehr mit Augen und Ohren versehen sind, die alles hören, alles sehen und die es dann ermöglichen, daß die Japaner den Weißen alles nachmachen.

Das Zuckerrohr ist sehr schwer zu bearbeiten. Es erfordert richtiges Anpflanzen und Beobachten, genügend Regen bis

nahe zur Reife und dann Dürre oder wenigstens starke, ununterbrochene Sonne, dann wird das Rohr süß. Es ist sehr hart und kann nur einzeln mit dem Messer geschnitten werden; es wiegt viel und ist so hart, daß man es mühselig zum Wagen trägt, und dennoch können die Wagen nicht näher in das Feld hinein; es muß, nachdem es geschnitten wurde, möglichst schnell gemahlen werden, wenn sich der Zuckergehalt nicht erheblich vermindern soll, und all das erfordert geschickte und zahlreiche Hände zur richtigen Zeit.

In der Fabrik — ich glaube der größten ihrer Art —, ist alles so gebaut, daß weder Stoff noch Zeit verloren gehen. Die Wagen fahren in die hohe Halle hinein, die in der Mitte eine breite und tiefe Rinne hat, und in die man mit Hilfe von einer Art Eisenrechen das Zuckerrohr vom Wagen wirft. Dann bewegt sich diese Rinne aufwärts, wo im ersten Stock die Arbeiter die Masse erwarten und sie schnell in die Mühlen werfen, von wo aus der Saft in riesige Fässer, der Braunzucker in breite Kübel und der Rest zur Rumbereitung abgesondert wird. Der Braunzucker wird hier nicht verfeinert, sondern wird nach Amerika geschickt, und Rum darf heute nicht mehr gemacht werden. Daher verwendet man den Saft als Sirup und füllt ihn in Büchsen. Was an reiner Faserung übrig bleibt, das geht in die Heizräume und speist das Feuer, so daß Brennmaterial gespart und alles verwertet wird ....

Die Arbeiter bekommen einen Dollar täglich und freie Wohnung in kleinen Holzhütten. Uns scheint ein Dollar nun allerdings sehr viel Geld, aber sein Kaufwert ist in Hawaii sehr verringert. Ein Laib Brot (kleiner als unsere Zwanziggroschenweckchen) kostet zehn Cents, fünf Bananen zehn Cents, ein Liter Milch zwanzig Cents, ein Ei 5 Cents usw. Bei Europäern kommt hinzu, daß sie gewisse Rassenpflichten haben, sich besser kleiden, sich nur in besseren Gasthöfen zeigen müssen, ein Umstand, der zu peinlicher, versteckter Entbehrung führt. Ich ging immer durch die Straßen, als ob ich aus dem besten Gasthof getreten sei, aber mein Magen knurrte in einer wahren Jeremiade, denn zum Frühstück gab es Tee und Brot und zum Nachmittagsmahl (Abendbrot und Mittagstisch) Brot mit Tee. Vor dem Schlafengehen einen Apfel oder eine Banane, und wenn es gut ging, eine der genannten Apfeltorten, die den Magen mit genug Ballast beschwerten, um das Gefühl von Sättigung hervorzurufen. Man fühlte sich damit wie ein Schiff vor dem Kentern. Später, als meine Kräfte nachzugeben drohten, kaufte ich beim Chinesen Schweinefleisch und Bohnen in einer Fünfzehncentbüchse. Das Schweinefleisch war unsichtbar bis auf ein Stücklein Fett von Nußgröße ganz oben, doch die Bohnen waren gut. Ich trank ungezuckerten Tee da-

zu, studierte, malte, schrieb und wanderte über zwei Stunden täglich in und um Honolulu, ohne je in Klagen auszubrechen oder jemand zu belästigen. Ich bezahlte mein Zimmer pünktlich, auch wenn ich hungrig blieb, und ließ nie den Gedanken fallen, die Weltumseglung zu beenden, — aber mit der Lust und dem Mut, die ich auf dem „Bologna“ gehabt, war es zu Ende.

## Der Ueberfall.

Allmählich verdiente ich etwas, selbst in dieser Stadt, dem furchtbarsten Orte fürs Verdienen. Gegen Weihnachten verkaufte ich allerlei Handzeichnungen, und später übersetzte ich für die Zuckerversuchsanstalt ( Sugar Experiment Station), wo man sehr gut bezahlte. Es waren meist Arbeiten aus dem Spanischen ins Englische, und fachtechnisch. So gern ich sie hatte, so selten waren sie indessen. Immerhin halfen sie mir über wirkliche Not hinweg. Es blieb mir unmöglich, die Weiterreise zu ersparen, es gestattete mir aber dieses Uebersetzen wenigstens, ohne Sorge um die nächste Zukunft zu leben, und Einladungen da und dort ließen mich die täglichen „Bohnen“ mit Schweinefleischgeruch ertragen.

Da aber kam das Unglück.

Das Haus, in dem ich mein Heim hatte, war von Mischlingen bewohnt. Ich versuchte, mich ihnen fernzuhalten. Man weiß nämlich da oft nicht, wie man wieder frei wird, denn so gutmütig diese Menschenkreuzungen sind, so gehen sie gern zu einer uns Europäern unangenehmen Vertraulichkeit über.

Meine Tür schloß schlecht und ließ sich höchstens von innen gut verriegeln. Der Umstand, daß der Bau aus Holz war und die Laden unversperrt blieben, trug zur Unsicherheit bei, und daher war es kein Wunder, daß ich — die ich nicht genug Geld besaß, um eine Bank in Anspruch zu nehmen — mein ganzes Vermögen (allzu klein!) in der Handtasche mit herumtrug. In den heißen Tropen etwas unter der Kleidung zu tragen, ist unmöglich.

Ich war mit zwei bekannten Damen nach Kaimuki in die Sternwarte gegangen. Wir hatten den Mond und einige Planeten bestaunt und waren nach neun Uhr wieder in Honolulu angekommen. Als ich von meinen Begleiterinnen Abschied genommen hatte, ging ich die breite, hell erleuchtete Beretania Street entlang und bemerkte unter einer Laterne einen dunklen hochgewachsenen Mann — scheinbar einen Filipino. Ich ging ruhig an ihm vorüber. Einige Sekunden später vernahm ich mir folgende Schritte und eilte schneller dahin. Alles, was ich befürchtete, war, wieder belästigt zu werden, denn in dieser Hinsicht war das „Paradies des Stillen Ozeans“, wie es die

Amerikaner nannten, fast so schlimm wie Peru. Die Belästigungen arteten zuzeiten bis zur Gemeinheit aus und machten mich jeden Mann, der sich mir näherte, gut, schlecht oder gleichgültig, fürchten. Ich bin klein, und es ist nicht sonderlich angenehm, plötzlich etwas wie eine Tigerpranke auf dem Oberarm zu verspüren und eine Tigerstimme von Leidenschaft und deren Freuden (von mir sehr angezweifelt) ins Ohr gebrummt zu erhalten, um so weniger, wenn man einige Tage lang die Spuren der Pranke blau auf dem Arm und die Spuren der Worte schwarz auf dem Herzen trägt.

Die Straße war weder einsam noch stark besucht, obschon es eine der Hauptstraßen war. Kraftwagen sausten in Menge an mir vorüber, und einzelne Fußgänger gingen in geringer Entfernung in ein Haus. Da bemerkte ich die Schritte des Unbekannten dicht hinter mir, wich triebmäßig scharf zur Seite, fühlte einen stechenden Schmerz im Rücken, einen weiteren in der linken Hand und lag flach auf der Nase auf dem harten Pflaster. In der verletzten Hand hielt ich den durchrissenen Riemen meiner ledernen Handtasche.

Obschon ich den Rücken wund und die Vorderansicht meines Seins noch wunder hatte, war ich blitzschnell auf den Beinen; denn hier lief jemand sozusagen mit meiner Persönlichkeit davon. Selbst an das Geld dachte ich nicht in erster Linie: in der Tasche war mein Paß, und ohne Paß war ich völlig machtlos in fremdem Lande. Ich flog, so schnell meine Füße mich trugen, laut schreiend hinter dem Räuber her.

Nicht ein Kraftwagen hielt, wieviel bittende Zeichen ich auch machte; niemand kam auf meine Notrufe herbei, bis ich einen Japaner traf, dieser lief, da er frischer war, nach ein paar gekeuchten Worten von mir hinter dem Manne her; ein Amerikaner gesellte sich, hundert Schritte weiter unten, uns zu. Der Mann bog in eine dunkle Seitengasse; wir nach. Der Amerikaner als der frischeste, ereichte ihn im Augenblick, als der Dieb in einen kohlschwarzen Hohlweg abschwenkte, lief im Anprall an ihm vorüber und verlor einige kostbare Sekunden im Wenden und Einbiegen; der Japaner, der dem Manne ebenfalls recht nahe gerückt war, fiel in ein nicht wahrgenommenes Loch vor dem Hohlweg, und ich traf mit heraushängender Zunge atemlos ein und konnte keinen Schritt mehr machen. So standen wir vor der finsteren Hohlgasse und mußten bei aller Tragik zum Schluß lachen.

Wie sehr wir auch suchten, der Mann war uns entgangen. Die Polizei, die wir sofort anklingelten, erschien dreiviertel Stunden später und richtete nichts aus. Arm wie eine Kirchenmaus und ohne jedwede Urkunde schlich ich heim.

Das ist die Odyssee einer Frau, einer jungen und kleinen, deshalb breche ich die Geschichte des Raubes nicht hier ab. Meine Geschlechtsgenossinnen sollen wissen, mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen hat, wenn man im fernen Ausland mit geringen Mitteln (vor dem Geld verbeugen sich alle), nur der Kunst leben wollend, allein reist.

Früh am Morgen begab ich mich zum Star Bulletin — denn war ich nicht gewissermaßen der Findling des Blattes und daher verpflichtet, interessante Neuigkeiten dem „Stern“ zukommen zu lassen? — und erzählte mein Abenteuer. In der Abendausgabe erschien denn auch eine lange Besprechung an erster Stelle und es wurde dem Diebe vorgeschlagen, wenigstens den Paß in einen Umschlag zu tun und an mich zurückzusenden. Einige wertvolle Briefe, ein schwarzer Achat, all mein Geld und all meine Urkunden waren verloren . . . .

Wenn ich gedacht hätte, daß der Mann doch nicht lesen konnte oder wollte und daß meine Bekannten, die leider lesen konnten und wollten, handeln würden, wie sie es taten, so hätte ich dem Star Bulletin wahrlich nicht mein Abenteuer mitgeteilt. Die Tränen, die ich über den Verlust vergoß, waren nichts, verglichen mit den Tränen und dem Aerger, den ich in der nächsten Woche zu ertragen hatte. Der Fernsprecher, der in Amerika in jedem Hause zu finden ist, klingelte den ganzen Tag. Und wenn ich das übliche „Hallo“ hineinrief, so kam es über den Draht schon zurück:

„Aber ich begreife nicht! Wie kann man sein ganzes Geld bei sich tragen! Jeder vernünftige Mensch . . .!“ und so weiter, bis ich den Strom unterbrach und abklingelte. Nach der Tat sind Menschen immer sehr klug.

Mrs. M., die stets sehr gut gegen mich gewesen, berief mich sofort zu sich. Ich lief spornstreichs zu ihr. Als ich die Treppe emporstieg, sah ich wohl kleiner und wackeliger aus als gewöhnlich, denn sie schlug die Hände zusammen und sagte:

„Nein, so geht es nicht weiter! Sie müssen sich einen Geliebten nehmen, um beschützt zu sein!“

Mit meinen chronisch blau und grün gequetschten Armen, die mir einen angenehmen Vorgeschmack von dem gaben, was „Liebe“ bei einem Mann bedeuten mußte, wenn er das Recht besaß, einen am ganzen Leibe blau und grün zu quetschen, kann man sich denken, mit welcher Begeisterung ich den Vorschlag entgegennahm. Ich habe es immer als Zeichen großer Selbstbeherrschung von mir angesehen, daß ich mich nur um die eigene Achse drehte und im Weggehen bemerkte:

„Von zwei Uebeln wähle ich, so oft als tunlich, das kleinere!“

Am Abend klingelte es wieder an und Mrs. M. entschuldigte sich.

„Sie haben keine Ahnung, wie schwach und klein Sie ausschauen!“ rief sie reumütig über den Draht.

War das nicht eben der erste Grund, mich vor dem Grünundblauzustand bewahren zu wollen? Ich verstehe vermutlich die Männer in diesem Punkt nicht, doch sicher noch weit weniger die Frauen . . . .

Die Ratschläge waren erbitternd — eingestanden, doch der Umstand, der mich damals wie ein vorzeitlicher Drache Luft und Wut schnauben ließ und mich heute am meisten zum Lachen reizt, war das Strumpfangebot. In Europa fängt die Liebe (oder was landläufig diesen Namen trägt) wenigstens mit Blumen, Zuckerwerk oder Fensterwanderung an; in Amerika mit Strümpfen. Jeder Mann meiner weiten Bekanntschaft, der mich innerhalb der „Diebeswoche“ traf, lächelte eigenartig und versicherte im Laufe des Gesprächs, daß ich reizende Beine hätte und daß sie in Seidenstrümpfen — die zu geben ihm eine Riesenfreude wäre — noch entzückender wirken müßten, woraufhin ich immer behauptete, daß sie sich — für mich, die ich als Besitzerin solch reizender Beine wohl Hauptperson bei der Sache war — angenehmer in Baumwollstrümpfen anfühlten, die auch — Dank sei der Vorsehung und den Wirkfabriken! — weit leichter zu stopfen waren. Wenn ich all die Strumpfangebote angenommen hätte, würde ich ein Geschäft errichtet haben. Da ich sie ablehnte, nahm ich nicht an Fußbekleidung, sondern nur an Menschenkenntnis zu.

Nach einer Woche wurde ich grob, im Kubikgrad grob! Ob ich jemanden um Hilfe angebettelt hätte? Ob ich unter jemandem stünde? Ob mir über mich selbst das Verfügungsrecht fehlte? Und ich mied alle, die ich kannte, wie die leibhaftige Pest. Das half! Ich erhielt von der Zuckeruntersuchungsanstalt Uebersetzungen, die mich über Wasser hielten, machte Auszüge aus Urkunden für jemand anderen und übersetzte ein Buch aus dem Dänischen ins Englische für das Bishop-Museum. Da ich hoch nach Geld springen mußte, ließen mich alle sehr hoch springen, nur die Zuckergesellschaft nicht. Sie bezahlte immer gut, und ich verlangte nie mehr, als ich als Dolmetsch in Panama verlangt hatte. Irgend ein Ausnützen eines anderen ist mir immer widerlich gewesen.

„Ihre kleine Freundin ist eine Gans!“ sagten die Seidenstrumpfanbieter zu Mrs. M. und ich freute mich dessen. Gänse dürfen bekanntlich mit eigenen Federn herumlaufen.

Eines Abends lud man mich nach Waikiki ein. Wir stiegen in ein Auslegerkanu — ich in einem geborgten Mantel, da mir stets kalt war — und fuhren im Mondschein auf das Meer hinaus. Vor uns dehnte sich die glitzernde Fläche, hinter uns grinste schwarz der unheimliche Pali, der stark befestigte Diamantenkopf und der weiße Strand von Waikiki. Das Wellenreiten begeisterte mich. Wir warteten, weit draußen vor der Riffbrandung, auf eine Welle. Sahen wir sie kommen, so ruderten wir alle wie toll, um ihr voranzueilen. Plötzlich schoß sie daher, hob das Kanu und trieb uns mit rasender Schnelligkeit dem Strande zu . . .

Einmal aber ruderten wir nicht schnell genug, und die Welle bäumte sich turmhoch hinter uns. Wie eine schaurig grüne Mauer hob es sich dicht hinter mir, dann — — platsch! — — kam ein Niagara auf uns nieder und füllte das Boot bis zum Rande. Naß wie ein voller Schwamm saßen wir da.

„Steigen Sie aus, damit wir das Boot ausleeren!“ meinte Frau F., und ich mußte lachen, denn wir konnten alle nur ins Meer steigen. Das taten wir denn auch, ich samt Hut und Mantel, was um so komischer wurde, sobald ich ins Boot zurück wollte, denn als meine Gummischuhe einmal oben auf der Wasserfläche waren, wollten sie um keinen Preis wieder zurück, und ich mußte wie ein toter Fisch ins Kanu gehoben werden.

In fremden Kleidern lag ich später auf dem weißen Sand und aß Würstchen, während die Hawaiier auf dem Ukulede spielten und ihre alten Lieder sangen. Unendlich schwermütig klang es.

Die Hawaiier sind sehr gastlich. Ihr Leibgericht ist der Poi, eine sauergewordene Masse gekochten Taros, wie Kleister aussehend und wie ein solcher mit Säurezusatz schmeckend. Man ißt ihn aus einer Kokosschale mit dem gut geleckten Zeigefinger, der daher auch der Poifinger heißt. Gewaschen braucht die Schale nicht zu werden; denn man wäscht sie ohnedies mit dem Finger gut aus. In alter Zeit verlangte es die Gastlichkeit, daß man eine Poiladung erst im eigenen Munde zur Kugel rollte und sie dann dem Gast mit der Zunge in den Mund schob, doch die Weißen zeigten so viel Abneigung gegen diese hawaiische Fütterungsart, daß sie langsam eingestellt wurde.

Mitten im bleichen Mondlicht tanzten sie nun die Hulahula im Grasrock, einen verbotenen, schaurig sinnlichen Tanz. Um ihn besser vorführen zu können, lösen die Frauen den Mädchen langsam das Fleisch von den Rippen und erleichtern dadurch das Muskelspiel. Da die Kanaken („Kanaka“ bedeutet heute

Südseeinsulaner, ist aber ein polynesisches Wort, das einfach „Mann“ bedeutet) sehr dick werden, hängen indessen diese losen Fleischmassen in späteren Jahren recht verunschönend herab.

## Der letzte Prinz Hawaiis.

In alten Zeiten zeigten sich sonderbare Veränderungen am Himmel und eigenartige Fische am Strand von Waikiki, wenn ein Prinz aus echtem Häuptlings- oder Königsblut starb, und nun lag der letzte echte Prinz von Hawaii auf der Bahre.

Eine ganze Woche lag er so in der sehr christlichen Kirche mit sehr heidnischen Bräuchen. Wir gingen um drei Uhr morgens vom Strandweg hinein und auf das Chor. Unten, im Schiff der Kirche, stand die riesige Bahre, und am Kopfende saß die Gattin des Toten, umgeben von den Nächsten ihres Hofes, auf einer Art Thron. Tag und Nacht mußte sie wachen und durfte sich nur für kurze Mahlzeiten entfernen. Sie war ganz in Weiß gekleidet und hob sich hell vom grünen Hintergrund der Zierbäume ab.

Rund um die Bahre standen die Männer aus unvermischtem Blut in den herrlichen Federmänteln der alten Zeiten, die nun zum letzten Mal von Lebenden getragen werden sollten. So schön und seltsam sind sie, daß ein Mantel auf eine Million Dollars geschätzt wird. Sie sind aus gelben und roten Federn sehr geschmackvoll zusammengestellt. Diese Federchen aber wurden von eigenen Vogelfängern den Vögeln lebend vom Schwanz ausgezupft und die Tierchen wieder fliegen gelassen, um weitere Federn zu entwickeln, denn ein Vogel hatte einzig zwei Federn! Es brauchte fast hundert Jahre, ehe solch ein Mantel zustande kam. Kamehameha, der bedeutendste Häuptling (meist König genannt) trug solch einen und im ganzen gibt es vier oder fünf. Die übrigen Herren trugen Federkragen, immer noch schön und kostspielig genug, doch nur die Schultern deckend, nicht bis zu den Füßen fallend. Sie alle standen regungslos bis auf die Bewegung des einen Arms, der das Kahili bewegte. Das ist ein großer Federfächer oder richtiger Wedel, der bewegt werden muß, um die Geister von der Leiche abzuhalten. Riesenkahilis von drei Meter Höhe standen um die Bahre im weiteren Umkreis und wurden ebenfalls von Zeit zu Zeit sachte geschwungen.

Am schönsten und ergreifendsten war der Gesang. Alte Hawaiierinnen, die noch die unheimlichen Klagegesänge beherrschen, ließen ihre Stimmen ertönen, und etwas so Prachtvolles, so Markerschütterndes, so Geisterhaftes habe ich nie, nie wieder vernommen. Es klang wie eine Beschwörung durch die Kirche, war durchaus heidnisch und wundersam ergreifend. Man

fühlte sich zurückversetzt in das Reich des Einst, ahnte die finsteren Dörfer, durch die niemand zu gehen wagte, denn der Zauberpriester hielt heimlich Ausschau nach einem Opfer und nahm, wer da ging, um ihn den Göttern zu weihen, wenn bei festlichen Anlässen der kleine Hund, der völlig haarlos und oft an einer Frauenbrust groß geworden war, nicht genügte. Da stand — in solch einer Nacht — wohl der berüchtigte Knochenbrecher auf dem Weg zum Pali und umschlang jeden, der sich vorbeiwagte, ihm einfach die Rippen und darauf das Genick brechend, bis der weise Jüngling, nackt und gut mit Oel gerieben, um schlüpfrig zu sein, sich an ihm vorbeiwagte und ihn seinerseits tötete. Da vernahm man das wilde Kriegsgeschrei, das Stürzen zu den langen Kriegsbooten, das Schürfen des Holzes auf nassem Sande und dahinter das Heulen der Weiber . . .

Durch dieses Singen jauchzte die Brandung, lachte die Sonne der Tropen, wimmerte die Wildheit eines Urvolkes, und unten, ununterbrochen und lautlos, gingen die Kahili hin und her, neben und über der Fürstenleiche. Verstummten oben die Frauen, so sangen unten die Männer, und wieder dachte man an schroffe Felsen, an verheerende Springfluten, wie sie oft die Küste dieser Inseln aufsuchen, träumte von Polo, der grausamen Feuergöttin, die im Hale mau mau, im Hause des ewigen Feuers, schlummerte und auf irdische Geliebte wartete, die sie ins Verderben lockte.

Und dann dachte man an Neu-Hawaii, an die aussterbenden Kanaken, die minderwertigen Mischlinge, die Fremden, die hier die Herren spielten und neue Laster zu altbekannten fügten; die ihre neuen Waffen den alten Kriegern aufbürdeten und die aus allem Geld schlugen, selbst aus der Sonne am Strand von Waikiki, wo die schiefen Kokospalmen ihre Träume den Wellen anvertrauten und der Wind wie eine Mutter an der Wiege in den langnadeligen Kasuarinen säuselte.

## Schriftstellerfreuden.

Es gab Tage, an denen ich verzweifeln wollte. Nach dem Ueberfall konnte ich mir keine Bohnen mit Fleischgeruch mehr leisten, und mein bejahrter Schüler war abgereist. Er suchte eine passende Pflanzung, und auf Hawaii war in dieser Hinsicht nichts zu machen; denn Land war teuer und wenn man es auch gut bestellte, wußte man nie genau, wohin mit dem Ertrag. Er entschied sich daher erst für Pago-Pago im amerikanischen Samoa und verblieb zum Schluß auf einer Insel unweit von Tahiti. Mit ihm verschwanden auch die Apfeltorten aus meinem Eßbereich.

Und immer noch saß ich im verhaßten Paradies des Stillen Ozeans und mußte mir von jeder Frau meine Kleider als un-

modern vorwerfen und mir von jedem Mannszweibein, das einen Blitzableiter suchte, eine Herznachahmung billigster Auflage nachwerfen lassen.

Da schrieb mir meine Mutter, daß mein Werk „Mein kleiner Chinese“ nun endlich bei den Deutschen Buchwerkstätten erschienen war, und einige Wochen später erreichten mich günstige Besprechungen zusammen mit den Büchern. Der Postbeamte musterte die deutsche Anschrift mit böswilligen Blicken — damals wurden die Reichsdeutschen noch bitter gehaßt (1921) — aber ich wanderte mit der Last sehr vergnügt heim, bedeckte das Bett mit Büchern und stellte mir noch einmal, allerdings nicht mehr so lebhaft wie damals auf dem Taupfeiler des „Bologna“, vor, daß ich bestimmt war, der Welt ein Bein auszureißen.

Heute fühle ich dagegen, daß mir — bildlich gesprochen wenigstens — die Welt ein Bein ausgerissen hat. So geht es auf dieser rundlichen Welt, die die beste aller bekannten Welten sein soll. Wenn es die beste ist, dann ist sie ein arg mißlungener Lehmpatzen.

## Die Zeugenschaft.

Einmal mußte ich einer Bekannten als Zeugin dienen. Die Gerichtssachen habe ich ganz vergessen. Genug, daß ich als stummer Gegenstand vielen Begegnungen mit Gerichtsherren beiwohnte. Das trug mir nicht nur fünf Dollars, sondern ein unerwartetes Anerbieten ein, für das ich noch heute dankbar bin. Die Dame bot mir an, mir das Reisegeld nach Japan zu leihen. Für dort hatte ich aus der Heimat Empfehlungen und war sicher, mit meinen Sprachkenntnissen so viel zu verdienen, um leben zu können.

Von San Francisco nach Hawaii darf man nur auf amerikanischen, von Hawaii nach Japan dagegen nur auf japanischen Schiffen fahren — so sind die Bestimmungen, die wohl die Gesellschaften reich, die Reisenden dagegen arm machen.

Wieder nahm ich eine Karte — die allerbilligste — und dazu auf einem orientalischen Dampfer. Hier gab es vier Klassen: die Erste, Zweite, Mittel und Dritte. Selbstredend fuhr ich mit dem geborgten Geld (hundert für die Fahrt, fünfzig für den ersten Anprall) in der Dritten.

Möglicherweise war ich durch meine zweijährigen Entbehrungen und die ewigen Sorgen, Schrecknisse und das schwere Studium, das ich neben meiner Brotarbeit verfolgte, schon herabgekommen — jedenfalls empfand ich diesmal den Abstieg in den Schiffsunterraum drückender als je zuvor. Schon der Geruch, der einem entgegenschlägt, faul, ranzig, voll Oel, Seekrankheitsresten und schweißtriefender Menschheit, ist furcht-

bar. Man sollte über der Treppenöffnung die Worte vom Höllentor anbringen:

„Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden!“

Gewiß ist, daß ich meine Hoffnung draußen ließ, als ich die Kabine betrat. Es gab Lagerstätten — drei oder vier in einem dreieckigen Raum — aber ohne Bettzeug, ohne Decken, ohne Kissen; nichts als gähnende Bretter. Ein halbverrücktes Weib unbestimmter Rasse lief ein und aus. Ein Diener, der kein Wort englisch verstand, brachte eine zerschabte henkellose Tasse mit Grüntee. Ich brach in Tränen aus . . .

Die Honolulufreunde waren alle sehr nett gewesen. Sie hatten mich trotz alles Sträubens in neue modernlinige Kleider gesteckt, mir einen ihrer Ansicht nach christlichen Hut auf meinen Bubikopf gedrückt und mich so sehr mit Leis behängt, daß ich wie eine wandernde Blumenkönigin aussah. Diese Leis oder Gewinde gibt man immer den Abreisenden. Sie sind teils aus duftenden Blumen, teils aus Seide oder gedrehtem gelben Crepepapier, teils aus roten Glücksbohnen. Nun saß ich als geknickte Blume in all der Herrlichkeit auf einem Bett, das aus nichts als harten Brettern bestand, und schlang meine Arme um die getreue Erika.

I h r taten wenigstens die Bretter nicht weh.

Nach einer geraumen Weile rief man mich zum Abendbrot. Ich saß an einem kleinen Holztisch ganz allein. Zwei unabgeschmalzene Kartoffeln starrten mir verträumt und unlustig ins Gesicht, und ein wässeriger Kohl vermengte seine fragwürdigen Düfte mit denen ringsumher. Seitlich öffneten sich die Mannschaftskabinen, der Vorratsraum, der Waschraum, und mir gegenüber, mit dem Schiffsankerzeichen, grinste ein wichtiger, doch nicht sehr appetitlicher Ort, der halb offenstand.

Dem japanischen Geschlechtsempfinden gemäß war ich von den männlichen Reisenden — drei an der Zahl — getrennt worden, und wenn ich an ihre traurigen, verschlossenen Gesichter denke, bin ich dankbar dafür. Aber so in einem dumpfen Schiffsgang in stolzer Einsamkeit unverarbeitetes Gemüse und ein Stück riechendes Fleisch zu verzehren, ermangelte jedes Reizes, und alles, was ich tun konnte, war, auf Deck zu steigen und in einer Ecke weiter zu weinen.

„Sind Sie seekrank?“ fragte plötzlich ein Seeoffizier und neigte sich über mich.

„Nein, danke!“ erwiderte ich und versuchte zufrieden und tapfer dreinzuschauen.

„Gehören Sie in die Erste?“ fragte er, wohl vom neuen Kleid und den schönen Gewinden getäuscht und vielleicht auch von etwas anderem, das mich immer wieder zu meiner Klasse zurückführte. Da sagte ich traurig, daß ich hinabgehörte.

Er ging, und ich saß auf dem Rand der Deckklappe und dachte mir, daß Tugend — vielgepriesen in Schönschreibheften und Sonntags zwischen elf und zwölf in Kirchen — keinerlei praktischen Lebenswert zu haben schien, denn hätte ich all die Seidenstrümpfe für meine gepriesenen Knieverlängerungen angenommen, so säße ich jetzt oben in der Ersten. Nun saß ich — in Tugend und Tränen gehüllt — auf dem zugigen Deck der gesellschaftlich Aussätzigen. Und dabei hätte ich gern gewettet, daß ich mehr gelernt hatte als all die Jodel, die da oben zu Musik die Kinnbacken bewegten. Die aßen nicht mit dem Blick auf den Ort, wohin die Tafelreste endlich getragen wurden!

Wie schon erwähnt, zur See bin ich Kommunist.

Auf einmal berührte mich wieder der Hauch einer Stimme (Japaner berühren nicht körperlich, Ehre sei ihnen!), und ein Matrose winkte mir geheimnisvoll, ihm zu folgen. Ich stieg in die Tiefen hinab und durchgondelte das ganze Schiffsinnere, bis ich wirr im Kopf war, dann schob sich eine Tür, endlich ein Vorhang zurück — ich stand in einer sehr netten, ganz leeren Kabine und oben, auf dem besten Bett mit Decken, Leintüchern, Kissen und so weiter saß — — — meine Erika!!!

Man hatte mich in die Mittelklasse befördert.

Da wußte ich, was ich mir immer schon gedacht hatte, daß sie gut sind — die Japaner.

## Die fünf Schweigsamen.

In der Mittelklasse waren nur einige Japanerinnen mit Kindern, von denen eins immer auf dem Rücken, das andere an der Brust lebte, und fünf Männer, die Slawen waren und einem Trappistenorden angehören mochten, wenigstens was Schweigsamkeit anbelangte. Wir saßen am gleichen Tisch und aßen Kartoffeln und Fleisch, das schon einen Stich hatte, Tag auf Tag; wir grüßten uns auf Russisch und schwiegen uns sonst in allen lebenden und toten Sprachen aus. Ich kroch ins Bett zu meiner Erika und verbrachte meine unbehagliche Seereise teils auf dem Bauch, teils auf dem Rücken. So weit als tunlich studierte ich das Schiffsleben und erging mich in philosophischen Erwägungen, unterbrochen von praktischen Versuchen, warum der Benjo oder „Ort der Einsamkeit“ ein viereckiges Loch (warum nicht rund?) hatte und warum an einer Breitseite ein Porzellanbrett mit einem kleinen Schwung nach innen befestigt war. Da man die männlichen Mitreisenden über derartige Entdeckungen nicht leicht befragen, noch anderen Besuchern zuschauen kann, blieb ich bis Japan im Ungewissen und erfuhr erst viel später, daß dieser unbequeme Vorbau als Kniestütze gedacht ist. In der Tat kann man bei dem Modell knieweich werden . . .

Einige Tage vor der Ankunft kam einer der Schweigsamen zu mir und zerstörte meinen Glauben an sein Trappistentum, indem er mich ersuchte, ihm einen Liebesbrief aus dem Kroatischen ins Deutsche zu übersetzen. Ich verstehe kein Wort kroatisch, doch meine Kenntnis des Slowenischen, wenn auch lückenhaft, besonders in modernen Ausdrücken, ermöglichte es mir, den Sinn zu entdecken, und dann — Liebesbriefe gehen Gott sei Dank nach einer einfachen Form. Dabei aber erfuhr ich, daß wir Landsleute waren.

Eine Sache erbitterte mich ungemein. Um den Opfern der Verfrachtung — denn was waren wir anderes als Kisten, die verschifft wurden? — eine Abwechslung zu bereiten, gab man am Abend, wenn die Magen nicht in Umdrehung waren und der Himmel klar blieb, auf Deck Lichtspiele, und da sah ich einen Film, der die Grausamkeiten der Deutschen in der furchtbarsten Art zeigte. Vergewaltigungen, Töten und Aushungern der Kinder, Brand, Totschlag und so weiter, und das sahen Asiaten, die ja nicht wissen konnten, daß es sich bei diesen Filmen um Hetzpolitik handelte, die selbst bei uns im Kriege nur mittelmäßig gezogen und heute jedwede Bedeutung verloren hatte. Solch ein Film verpflanzte aber unter Millionen und aber Millionen Menschen die Vorstellung, daß die Reichsdeutschen das widrigste Gesindel auf Erden waren. Ich habe nicht begriffen, warum gegen den Verkauf solcher Filme von seiten Deutschlands nie stärkerer Widerstand geleistet wurde. Das war ja volksehrenrührig, und ich hätte mich jeder, auch einer feindlichen Nation gegenüber, so einer Sache Einhalt zu bieten berufen gefühlt.

Auf dieser Fahrt verlor ich einen Tag aus meinem Leben, denn ich schlief an einem Donnerstag ein und wachte an einem Samstag auf. Dabei schlief ich indessen nicht achtundvierzig Stunden, sondern kreuzte nur den hundertachtzigsten Grad.

Elf Tage fuhr ich an fernen Inseln vorüber, dann merkte ich kühlere Luft, obschon wir Anfang Juni hatten und dann hieß es:

„Morgen sind wir in Japan!“

# Im fernen Osten.

Ein feiner Regen umstäubte das zarte Grün der Küste vor Yokohama, nachdem wir einige Stunden vergeblich im Nebel den Eingang in die Bucht gesucht hatten. Es war der poetische Frühlingsregen, den Japaner anhimmeln, der mir aber gar nicht dichterische Begeisterung entlockte, schon deshalb nicht, weil zu meiner Reiseausrüstung wohl die Erika, nicht aber ein Regenschirm gehörte. Erstens bin ich von überflüssigem Tragen kein Freund, und dann sind Schirme heimtückische Gebilde, die sich zu Unzeiten zwischen die Beine schieben und diesen wie dem eigenen Rückenmark dadurch gefährlich werden, und nebstbei fehlt ihnen auch noch der nötige Takt, wenn zufällig nicht gleich mitgenommen, sofort „hier“ zu schreien. Wenn ich aber in dichterischen Höhen schweife, vergesse ich gegen Ladentische lehnend, etwas so irdisch Nebensächliches wie einen Schirm. Ich tröste mich damit, daß man tiefer als bis zur Haut nicht naß werden kann, und kaufe lieber Hüte, die gegen eine gelegentliche Durchweichung nichts einzuwenden haben.

Kaum waren wir auf dem Land, so wurden die Russen gesprächig. Wir aßen zusammen Curry und Reis in einem kleinen Gasthof europäischer Art, durchwanderten ganz Yokohama und nahmen erst am Abend Abschied. Ich fuhr nach Tokio und übernachtete im Seyvkken-Hotel. Auf dem Bahnsteig gewann ich den ersten Einblick in japanisches Denken. Der Träger Nummer 3 war ein nettes Bürschchen und schleppte alle unsere Sachen zu den verschiedenen Zügen. Als ich nun als Letzte den Tokiozug erwartete, fragte er nach einigem Zögern und mit seinem freundlichen östlichen Lächeln:

„Ich bitte um Entschuldigung, aber sind Sie ein Mann oder eine Frau?“

Bis auf den Bubikopf ist nichts Männliches an mir als meine männliche Seele, die wenig weibliche (und meine Feinde würden wohl behaupten, überhaupt keine) Tugenden entwickelt hat. Ich erwiderte daher etwas erstaunt: „Ich bin eine Miß.“

„Das dachte ich mir auch,“ meinte er sichtlich befriedigt, „aber Sie standen nämlich immer bei Männern.“

Himmel, wenn es so einfach wäre, sich zu verwandeln, wollte ich gern den ganzen Rest meines Lebens immer neben Männern stehen . . .

## Die Erfüllung eines Wunsches.

Ich hatte den Wunsch gehegt, bei Russen zu wohnen, um wieder einmal Sprachübung zu haben, und mit Freuden las ich daher, daß ein Zimmer in einer russischen Pension unweit der Ginza in Yurakucho Sanchome zu haben war. Ich steuerte denn auch los, diese Pension zu finden, doch anstatt wie ein denkendes Wesen mit Fragen irgendwo zu beginnen, fuhr ich drei Stunden auf der Elektrischen rund und rund durch ganz Tokio, immer in der Hoffnung, durch Zufall in das Europäerviertel zu gelangen. Ich gelangte nie dahin, weil es kein solches Viertel gibt.

Zum Schluß hatte ich einen Geistesblitz beim Vorbeifahren an der Druckerei des englischen Blattes, in dem ich die Anzeige gelesen hatte, und dort erfuhr ich die Lage von Yurakucho. Eine Viertelstunde später geleitete mich ein sehr höflicher Japaner in einem Rock (so erschien mir im ersten Augenblick die aus gelegten Falten bestehende Studentenhose, Hakama genannt) bis an das Haus, und wieder eine Viertelstunde später hatte ich ein Zimmer ohne Kost in der russischen Pension erhalten. Es kostete vierzig Yen monatlich (achtzig Mark), besaß nur Bett, Tisch und kleinen Schrank und ein einziges Fenster, das die Aussicht auf die Eisenbahnbrücke, die grauen Dächer Tokios und auf ein japanisches Gasthaus frei ließ. Daraus kann man ersehen, daß für Europäer das Leben ungewöhnlich teuer ist.

Die Russin war eine gebildete, ältere Dame, die Tochter sehr schön, lieb und ganz jung. Sie nahmen sich meiner mehr an, als dies sonst unter Fremden der Fall ist, und die Tochter machte gegen Abend lange Rundgänge mit mir, wobei sie mir allerlei Interessantes zeigte.

Nach Bezahlung der Wohnungsmiete blieb mir ein geringer Betrag, aber ich war bei guten Leuten und vor allem unter Europäern, und daß es mir gefallen würde, merkte ich sofort.

## Der Tee im Amt.

Alle, an die ich Empfehlungsschreiben hatte, kamen mir lieb entgegen, besonders wo es sich um Japaner handelte. Vicomte SH. forderte mich auf, ihn in seinem Amt zu besuchen, und als ich dort eintraf, brachte uns der Diener sofort Tee in kleinen henkellosen Tassen. Das ist immer so bei jeder Geschäftsunterredung und jedem förmlichen Besuch. Trinkt man die Schale leer, so wird damit angedeutet, daß der Besuch sein Ende erreicht hat.

Japaner interessieren sich sehr für Politik, und er erkundigte sich sofort nach meiner eigenen politischen Einstellung. Er machte mich mit sehr reizenden Polen bekannt, und durch diese kam ich mit Dr. B. zusammen, einer Reichsdeutschen, die mir außerordentlich entgegenkam und der ich viele Annehmlichkeiten und später viele Schüler verdankte. Ihr Gatte war Hochschullehrer an der Handelsakademie, sie selbst arbeitete im Laboratorium der größten chemischen Fabrik Tokios. Sie war herzensgut, aber im Gegensatz zu meinen Honolulufreunden, die alle Geisterseher waren, durchweg stofflich in allen Anschauungen, und wenn ich von physischen Vorempfindungen sprach, schrieb sie das meinem Magen — eigentlich der darin vorherrschenden Leere — und nie meiner Seele zu. Sie fußte ganz im Natürlichen und zog mich wahrscheinlich schon durch den unbedingten Gegensatz an, denn in mir steckte immer ein gewisser Hang zur Mystik, den der Osten und besonders die Südsee mit ihrem Zauberwesen noch vertiefte.

### Der Mann in der Wanne.

Durch Vicomte Sh. erhielt ich die Anstellung für einen Ferienkurs an der Meiji-Universität, die sich besonders mit fremden Sprachen beschäftigt. Frau M., eine Japanerin, die in Frankreich aufgewachsen war, und die sich von ihrem japanischen Gatten geschieden hatte, weil sie behauptete, daß die sechs Jahre an seiner Seite verlorene gewesen waren (man sieht, wie sehr Erziehung auch auf das Rassentemperament zurückwirkt), hatte mich um fünf Uhr zur ersten Unterredung bestellt. Fünf Uhr bei Japanern bedeutete gegen sechs, so daß ich im ganzen Gebäude nicht eine Seele zu entdecken vermochte. Ich gelangte endlich in den großen Hof, in dem in einer Ecke eine große Tonne und darin ein Mann stand oder saß. Er erblickte mich ebenfalls und kroch langsam aus dem heißen Wasser, nichts als das schmalste weiße Stoffstreifchen als Lendentuch um. Wir verbeugten uns sehr förmlich voreinander und ich gab mein geringes Japanisch, das aus „bitte“ und „verzeihen Sie gütigst!“ bestand, zum Besten. Da sein Englisch meinem Japanisch glich, sprachen wir nur mittels Zeichen; dann verbeugten wir uns wieder sehr höflich. Er sprang in die Tonne zurück, und ich begab mich über eine der Treppen in den zweiten Stock hinauf.

### Unter Duplikaten.

Die dunkelste Zeit meines Japanaufenthaltes war, als ich die Anstellung bei einer reichsdeutschen Maschinengesellschaft erhielt. Das dort verdiente Geld ermöglichte es mir, meine Honoluluschuld, die eine Ehrensache war und mir deshalb

schwer auf dem Herzen lag, zu decken, während die Einnahmen vom Abendkurs einerseits und einigen Stunden, die man mir in der Pension verschafft hatte, andrerseits hinreichten, um mein Zimmer zu bezahlen und kärglich zu leben.

Ich bin nie im Leben für den kaufmännischen Teil einer Sache gewesen; ich habe weder richtig zu rechnen, noch meine Arbeiten praktisch in Geld umzusetzen gewußt; mir ist alles, was mit Kaufen und Verkaufen zusammenhängt, in die Seele hinein zuwider. Am meisten Maschinen. Und dazu war bei diesem Handelshaus ein Herr, dessen Erscheinen mir das Mark in den Knochen gerinnen ließ. Er warf mit „Schweinehund“ herum, und seine Augen gingen mir wie der Dorn eines Kandelaberkaktus durch und durch. Wenn er mich ansah, erstarben alle Gedanken in meinem Gehirn.

Aber vielleicht hätte ich mich in diesen Betrieb, in dem die Schreibmaschinen unaufhörlich klapperten, die Befehle über mich hinsurrten, die Fernsprecher klingelten und die Japanerinnen trippelten, hineingefunden, wenn nicht so viele Umstände, die nichts mit der Firma zu tun hatten, ungünstig eingedrungen wären.

Erstens die Sommerhitze. Die Tropen sind kühl gegen Tokio im Juli und August. Ein Ofen, aber nicht ein trocken heißer, sondern ein Dampfofen! Die Kleider schimmelten und veränderten die Farbe; die Schuhe wurden grün, das Haar hing in Strähnen, die Kleider klebten an der Haut, und die Nächte mit den zahlreichen Stechmücken und der ungenügenden Luftmenge waren so furchtbar, daß die schöne Zina und ich eines Abends draußen auf dem Hinterbalkon schliefen. Erst quälten uns die Mücken tot, und gegen Morgen fiel ein so starker, ungesunder, kaltnasser Tau, daß wir Gliederschmerzen davon hatten und das frischere Lager aufgeben mußten. Am Tage seufzten wir mit Frau K., so oft wir uns trafen:

„Ach, kako zarkoje!“ (Ach, wie heiß es ist!)

Ich aber mußte ins Amt, und zwar um halbzwei Uhr nachmittags, nach einem Weg von zwanzig Minuten am heißen sonnebeschienenen Kai und hierauf saß ich hinter einem Vorhang, der glühend zu sein schien und ein der Sonne zugekehrtes Fenster notdürftig verdeckte. Da saß ich von zwei bis sechs oder halb sieben, denn bei Reichsdeutschen gibt es in dieser Hinsicht keine Ordnung. Man bleibt, so lange Arbeit ist, und wenn die Stunde noch so lange geschlagen hat. Bei Amerikanern und Engländern wird man nicht nur weit höflicher behandelt, besser bezahlt und mit mehr Vorteilen aus dem Hause (Preisermäßigung usw.) bedacht, sondern man geht immer pünktlich auf die Minute weg und erhält Ueberzeitgeld, falls man wirklich einmal bleiben muß.

Drittens war ich — ohne mir dessen ganz bewußt geworden zu sein —seelisch noch so erschüttert, daß ich meine Gedanken nicht vollkommen zu sammeln vermochte. Nur in der Schriftstellerei — vermutlich weil mein ganzes Herz dabei war — vergaß ich nichts; sonst flog alles aus mir heraus wie Spreu vor dem Wind, und ein Festhalten irgend einer Sache kostete mich furchtbare Anstrengung.

Viertens, und alles hing möglicherweise damit zusammen, war ich hochgradig unterernährt. In San Francisco Brot und Tee, in Honolulu ebenfalls und nun, in Japan, folgende Nahrung:

Zum Frühstück ein Stück Salsenbrot um zehn Sen; mittags Bohnenröllchen — fünf, wieder um zehn Sen; abends um zehn Sen rote Pfirsiche, und der Mann, von dem ich sie erstand, wußte so gut, daß es mir auf Menge und nicht auf Güte ankam, daß er mir immer eine Anzahl halbverfaulter als Uebergewicht schenkte. Diese Bohnenröllchen aber waren das Entsetzlichste, was ich mir denken konnte. Ein unangenehmer, dünner süßlicher breiiger Teig und darin eine blauschwarze Masse aus zerdrückten süßen Bohnen! Aber sie waren billig und füllten den Magen. Dennoch, wenn ich dem Schrecken des Maschinenbetriebs gegenübersaß, der eben von einem reichlichen Mittagsmahl kam und seine Verdauungszigarre rauchte, dachte ich mir nicht selten:

„Ich möchte gern wissen, was d u leisten würdest, wenn du nach schlaflosen Nächten vom frühen Morgen an unterrichten, in der größten Hitze mit leerem Magen auf der Maschine klappern und abends Studienwanderungen von zwei Stunden Dauer machen müßtest, auf die nichts als rote harte Pfirsiche und ein heißes Bett folgen durften!“

Niemand wußte davon, und selbst daheim in der Pension machte ich immer ein Gesicht, als ob ich mich richtig satt gegessen hätte.

## D e r „A s a h i S h i m b u n“.

Dr. B. machte mich mit der Reporterin des „Asahi Shimbuns“, des bedeutendsten Blattes von Tokio, bekannt, und dadurch wurde ich nicht nur eingehend besprochen, was mich mit vielen Leuten zusammenführte, von denen ich lernen konnte, sondern ich schrieb von da ab öfter für die Zeitung selbst oder die Beilagen und verdiente dabei genug, mich endlich aus dem Morast des Mangels zu winden. Mein Bild, das eines Tages erschien, glich einer kraushaarigen Asiatin mit einem Mund wie ein Ofentürl, aber dennoch schrieb mir ein junger Mann aus dem Norden und bat mich, mein Reisebegleiter werden zu dürfen. Ich solle ihm indessen heimlich antworten, da er mit

mir zu entfliehen gedenke, weil sein Onkel, der ein Sardinengeschäft betreute, ihn nicht ziehen lassen wolle. Ich riet ihm liebevoll, weiter Sardinenbändiger zu bleiben, und erhielt so einem Onkel seinen kostbaren Neffen.

O ye, who tread the narrow way
By Tophet flare to Judgement Day,
Be gentle when the heathen pray
To Buddha at Kamakura.
R. Kipling.

Eine Stunde von Yokohama liegt das stille Fischerdorf Kamakura. Die mächtigen langgezogenen Wellen des Stillen Ozeans rollen feierlich heran und benetzen den Strand, außer wenn die unterirdischen Mächte grollen, die Erde erbebt und die wütende Springflut den Ort zu zerstören sucht.

Nicht immer war Kamakura so still wie heute. Nach dem Fall der Fujiwara, die sich zu sehr verweichlicht hatten, kam der stolze Krieger Yoritomo Minamoto und gründete Kamakura, die Ritterstadt. In dieser Zeit entwickelte sich der Ritterstand mit seinen Vorzügen und Nachteilen. Dem Ritter zu folgen, dem Fürsten die Treue zu bewahren, alles Schwache zu meiden, waren die führenden Ideale. Auch in der Religion war das sanfte Anrufen Amida Buddhas der Yodo-Sekte in die Angst vor der Hölle mit all ihren Strafen übergegangen, denn für so furchtlose Krieger bedurfte es eines stärkeren Halts als den hoher Ideale im Glauben. Der ungeheure Gingkobaum, dessen Blätter wie Fächerchen sind, die sich im Herbst lichtgelb verfärben, hat das Entstehen und den Verfall Kamakuras mitgemacht, und das Rot der neueren und der älteren Tempel und Schreine leuchtet aus dem tiefen Sommergrün.

Was aber heute noch Kamakura berühmt macht, ist der Riesenbuddha, dessen Tempel die Springflut dreimal davongetragen und der auf einer geringen Anhöhe Wind, Wetter und dem verheerenden Erdbeben trotzt. Er sitzt auf einer sich öffnenden Lotosknospe, und die beiden Opferbecken zu seinen Füßen sind so groß wie ein Mensch. Wie ein Berg ragt er empor, und sein Anblick wirkt überwältigender, je länger man davor verweilt.

Er ist der beste Ausdruck des Buddhismus, den ich irgendwo gesehen habe. Die lose gelegten Finger verraten Ruhe, die Haltung ist natürlich, frei, ohne Steife, mit einem leichten Vorsinken, wie ich es liebe. Die Glieder haben die weiche Rundung des Weisen und Denkers, nicht die harten Schwellungen des Muskelmenschen, der die meisten Europäer so begeistert. Durch diese nachlässige Haltung entstehen denn auch die drei Bauchfalten, die dem Japaner größter Kunstausdruck sind, zeigen sie

doch an, wie gut der Künstler eben die Ruhe, das etwas Kraftlose des Philosophen, das überwiegend Geistige seiner Gestalt dadurch festgehalten hat. Der tätige Westen freut sich wie ein Kind seiner Körperkraft, doch der denkende, sich vertiefende Osten sucht nach der Macht des Geistes, dem der Körper nur Gefäß, einzig Behelf und Ausdruck ist.

Der Buddhismus sucht Befreiung vom Zwang der Sinne. Ein allmähliches Hinauswachsen der Seele über das rein Körperliche, Stoffliche, das Aufgehen (nicht Auslöschen) in der Allseele, in der allein alle Erfahrung und alle Weisheit zu finden sind, dabei jene nirwanische Ruhe, die nichts länger erschüttert, die in sich alles gefunden hat, was die Welt in all ihrer Unbegrenztheit bieten kann.

Das alles drückt das Buddhagesicht aus. Eine übernatürliche erschütternde Ruhe liegt auf den stillen Zügen, und um den Mund ist ein feiner Zug — nicht Lächeln und doch der Anflug einer weichen Belustigung, der zu sagen scheint:

„N i c h t s, was da ist im wechselvollen Spiel des Veränderlichen, berührt mich, aber ich kenne aus meiner eigenen Erfahrung heraus das Sehnen eines Menschenherzens, und nun lächle ich über den Trug, der dich gefangen hält und all dein Denken umnachtet, und bemitleide dich, bis du den Weg gefunden, der zu Nirwana führt!“

Man steht vor der ungeheuren Eisengestalt und fühlt etwas von dieser überweltlichen Ruhe, die uns schwermütig macht, weil unser schwaches Herz an das Vergängliche gebunden ist.

Hinter Kamakura führt eine lange Brücke zum Schrein von Enoshima, der in die Klippen eingebaut ist. Japanerinnen in ihren Kimonos, ein Kind auf dem Rücken, nähern sich, schlagen in die Hände, werfen eine Opfermünze und verschwinden wieder. Hier haust die Göttin der Schönheit, des Reichtums und der Kunst, und ihre Dienerin ist die Schlange, weshalb die Verehrer Bentens weder Schlange noch Eidechse, ja nicht einmal eine Schnecke töten wollen.

Etwas Weiches, Sonniges liegt über dem Glauben der Japaner. Auf meinen Wanderungen durch Stadt und Land stieß ich oft auf einen Fuchsschrein. Er ist der Erntegöttin Inari geweiht, und ihre Diener sind die Füchse. Sie tragen im Schwanz den Schlüssel zur Schatzkammer und bewachen nachts, unter dem scharlachroten Torii, dem Tempeltor, die Schatzkugel der Göttin. Zu ihnen betet man um Geld, und daher findet man immer einen Fuchsschrein hinter einem Geishaviertel. Ob den Füchsen oder dem Schicksal zu Dank — jedenfalls hatte ich immer genug Geld in Japan.

Die schönste Gestalt der Götterlehre ist Jizo. Er war der Lieblingsjünger Buddhas, und er verwirft niemand, wie sünd-

haft er auch sein mag. Sein Lächeln erlischt nie, und daher steht sein Bild auf dem Grab der Selbstmörder und der Ermordeten. An Straßenecken findet man ihn, auf der sich öffnenden Lotosblüte stehend, und Mütter binden ein Kimonorestchen an seinen Arm oder werfen Kieselsteine in das Steinbecken, um den Jünger zu erinnern, daß er den Kleinen im Flußbett des Himmels helfe, wenn der böse blaue Teufel Oni und die Hexe Shodzuka-no-baba herbeifahren, um die Steinhaufen umzuwerfen, die jedes Kind für die Eltern errichten muß, ehe es in den ewigen Frieden eingehen darf, und zwar immer ein Steinchen für eine Sünde des Vaters, eins für eine Sünde der Mutter.

## Das Totenfest.

Am liebsten wanderte ich abends auf der hellerleuchteten Ginza auf und ab und freute mich über die Enichi oder Abendmärkte. Da konnte man um wenig Geld sehr hübsche Sachen erstehen, und all das Treiben spiegelte den Charakter des Volkes. Da lernte man alle Schichten der Bevölkerung kennen und auch die Bedürfnisse des Einzelnen.

Anfang Juli hatte man das Fest des Ochskönigs und der Weberprinzessin gefeiert, und im Hain um Ueno hatten die Studenten Gedichte zu Ehren des Liebespaares an die Zweige gebunden, denn nur in dieser einen Nacht konnten die verbannten Liebenden von einem Ende der Milchstraße zum anderen gelangen, und zwar nur bei schönem Wetter, wenn die Elstern eine Brücke bildeten, über die hierauf die Liebenden zueinander wandern konnten. Kurz darauf feierte man das Bonfest — früher am siebenten Tage des siebenten Mondes — und die Ginza war an diesem Tage nicht nur abends voll Buden, sondern schon vom frühen Morgen an, und man sah in den hübschen Körben alle Erstfrüchte, viele davon noch unreif, die den Toten geweiht werden sollten. Noch ganz grüne, unbedingt frische Tatami oder Strohmatten lagen zusammengerollt da, und in Bambusvasen standen Lotosknospen.

Durch den ganzen Osten ist die Lotosknospe nämlich das Sinnbild der Seele; denn wie sich diese beim ersten Morgenstrahl mit einem Knall dem Lichte öffnet, so öffnet sich auch die Menschenseele beim ersten Strahl des ewigen Lichts erst zu voller Blüte.

Am Abend vor dem Bonfest werden die frischen Matten vor der Tokonoma oder Ehrennische des Hauptraumes ausgebreitet, die Erstfrüchte nebst Sake oder Reiswein und frischem Reis in kleinen Täßchen vor die Ahnentafel gestellt und im Hof zwischen Eingang und Haustüre ein Feuer angezündet, damit der Rauch den Seelen heimwinke. Sie werden nicht schreck-

haft empfunden, diese heimkehrenden Geister; es sind die nächsten Verwandten, die an allem Anteil nehmen, die helfen und raten sollen und so gut zu allen Festen gehören wie die Lebenden selbst.

Den Sumidafluß hinab (durch Tokio) läßt man kleine Entchen aus Metall oder Papier, eine angezündete Kerze enthaltend, meerwärts treiben, damit auch die Seelen der Ertrunkenen eine Opfergabe haben, und daher wirft man auch alle Totenfrüchte endlich ins Wasser.

Ueberall sieht man ein warmes Erinnern, doch nirgends Trauer, die das Sein anderer Menschen verdüstern könnte. Es ist Grundzug des Japaners, seinen Kummer für sich zu behalten und niemand damit lästig zu fallen. Selbst wenn sie eine Trauerbotschaft ankündigen, tun sie es immer lächelnd. Sie sind Meister der Selbstbeherrschung, ohne dadurch streng zu scheinen.

## Meine Nikkofahrt.

Durch Herrn Dr. B. erfuhr der englische Dichter und Professor E. Speight von mir und lud mich in sehr liebenswürdiger Weise ein, mehrere Tage in Nikko zu verbringen, und da ein Bankfeiertag sich angenehm zwischen Sonntag und Wochentag schob, konnte ich eines Abends abreisen.

Man fährt vier Stunden von Tokio nach Nikko, immer über eine fruchtbare Ebene langsam den nodwestlichen Bergen zu.

Auf dem Bahnsteig drängte sich die Menge. Mütter sprangen in die Luft, um damit das auf den Rücken geschnallte, laut heulende Kind zu beruhigen; andere Kinder, ruhig und mit tiefernsten Augen, die wie Glanzkohlenstückchen aus dem gelben Gesicht stachen, wischten sich ihre Tropfstumpfnase in Mutters frischgeöltem Haar; andere klammerten sich an die Kimonofalten und die allerreifsten trugen Bündel. Männer und Frauen überkugelten sich förmlich beim Einsteigen, und kaum hatten sie Plätze gefunden, so flogen die Sandalen von den Füßen und verschwanden die Füße unter dem Kimono. Alle steckten ihre kleinkopfigen Pfeifchen in Brand, taten zwei oder drei Züge und steckten sie vergnügt in das Gürtelband zurück. Alte Frauen mit mehr Glatze als Haar und mit schwarzleuchtenden Zähnen (in früherer Zeit mußten sich alle verheirateten Frauen die Zähne schwarz polieren, um fremde Männer nicht länger in Versuchung zu führen) schenkten Sake in kleine Täßchen, die sie auch irgendwo aus ihren Falten hervorzauberten, und tranken sich gegenseitig zu. Den verstauten Körben entströmte ein Sammelgeruch von Daikon, Bohnenkuchen und Fischen.

Die Kiribäume mit ihren Fächerblättern und dem seidigen leichten Holz, aus dem man die Getas oder Holzsandalen macht, begrenzten die Strecke, und immer wieder zeigte sich ein Lotosteich mit seinen weißen und seltener rosa Blüten und den riesigen tellerartigen Blättern. Nicht nur der heiligen Blüte wegen zieht man die Lotos. Die Wurzel ist, wenn in Scheiben geschnitten, ein hübsches und gutes Gemüse (weiß und durchlöchert wie ein Schweizerkäse), und die gebratenen Körner (der schwarze Same, so groß wie Mais) schmecken gut.

Allmählich, als der Zug an Geschwindigkeit und die Luft an Wärme zunahm, begannen die alten Männer ihren Kimono, unter dem nur das Lendentuch war, zurückzuwerfen und sich den Bauch zu fächeln und als dies keine fühlbare Erleichterung brachte, streckten sie der Reihe nach die Beine bis zum Oberschenkel zum Fenster hinaus. Hei, wie die frische Luft da das erhitzte Fleisch entlangflog! Kurz war indessen diese Freude; denn gar bald zeigte sich ein demütiger Schaffner und bat, „sich gütigst herablassen und die geehrten Beine hereinziehen zu wollen, denn ein vorübereilender Zug oder sonst ein unvermutetes bedauerliches Vorkommnis könnte die sehr ehrenwerten Beine mitnehmen“ und so weiter. So kamen die Oberschenkel wieder unter die Kimonos und nur die Fächer flogen . . .

Mir gegenüber saß ein junger Mann mit viel gutem Willen und wenig Englisch. Er starrte mich lange an und fragte dann todernst:

„Meinerlieber fährt wohin?“

Zuerst wußte ich nicht genau, was er sagen wollte, doch lange Uebung mit Ausländern hat mich sprachgewandt gemacht, und so erriet ich, daß ich „Meinerlieber“ war, worauf-hin ich ihm mitteilte, daß ich nikkowärts steuerte. „Sag' nicht „Kekko“ (schön) vor Nikko“, das japanische „vedere Napoli e morire“ wurde natürlich angeführt und mehreres über Meinerlieber gefragt. Plötzlich fuhren wir in einen Bahnhof ein, und der junge Mann warf mir den blauweißen Fächer, den er getragen, zu, indem er überstürzt über die Schulter zurückrief:

„Meinerlieber hat den Fächer!“

Sprach's und verschwand auf immer aus meinem Leben. Ich fächelte mich noch jahrelang mit meiner Nikkogabe.

Um Japans Geschichte zu verstehen, muß man — ob man nun will oder nicht — ein wenig von Götterlehre einflechten. In alter, alter Zeit, als ein Gott sein Schwert in den Urschlamm steckte, zog er damit Japan an die Oberfläche, und weil der Schlamm noch wegspritzte, entstanden all die Inselchen, die den Zutritt erschweren. Amaterasu-o-kami, die Sonne, ließ später die beiden Himmelskinder Izanagi und Izanami herabsteigen und die Insel richtig formen. Izanagi als Mann,

tat dies gewissenhaft, doch Izanami verweilte sich und überhastete ihr Werk, daher ist diese Küste auch voll Unebenheiten. Als sich die beiden Prinzen trafen, sagte er: „Wie angenehm, eine schöne Frau zu treffen!“ und sie erwiderte: „Wie angenehm, einem hübschem Jüngling zu begegnen!“ So geschah, was nach solchen Erklärungen gewöhnlich geschieht, und aus dieser Verbindung entstand Jimmu Tennu, der erste menschliche Herrscher von Japan, von dem alle anderen abgeleitet sind. Amaterasu-o-kami schenkte ihm die drei Schätze — den Spiegel als ihr eigenes Sinnbild, die Schatzkugel, die Ebbe und Flut regiert, und das Schwert, das dem Harun al Raschids ähneln soll. Diese drei Dinge sollen noch im heiligsten aller Shintoschreine, in Ise, aufbewahrt werden.

Da der Kaiser indessen von der Sonne abstammt und über alle Maßen heilig ist, schickte es sich lange nicht für ihn, seine Füße bildlich oder wirklich auf den Erdboden zu stellen, und daher wurde er immer auf Händen getragen, gefüttert und blieb so eine Gestalt, die viel Ehren, doch keinerlei Macht hatte. Der Shogun oder Herzog — oder erster Minister in unserem Sinne — regierte in der Tat durch die vielen Jahrhunderte, und das Haus, dem er entstammte, war zur Zeit das mächtigste. So war es bei den Ashikagas, den Fujiwaras, der tragischen Familie Heke, bei dem Eroberer Toyotomi Hideoshi, der Nikko erbaute, und bei den Tokugawas, deren erste Regenten, Iemitsu und Inyatsu, in Nikko begraben sind und die das geschichtliche Nikko wirklich ausmachen. Während andere Anhänger prachtvolle Tempel (im wild überladenen, aber sehr wirkungsvollen Stil des goldliebenden Toyotomi) erbauten, legte ein Daimyo oder Prinz die herrlichen Kryptomeria-Alleen zur Erinnerung an. Diese sind nun dreihundert Jahre alt und eine Sehenswürdigkeit. Nicht so stark wie die kalifornischen Rotholzbäume, sind sie doch ebenso gerade und von prachtvollem Bau, überdies nur in Japan zu finden.

Durch diese lange Allee und den frischen, ganz ländlichen Ort hindurch erreichte ich die rote Brücke, die als Scharlachbogen das blaue Bergwasser überspannt, und wanderte durch den ansteigenden Wald, durch den man einen Ausblick auf die Tempel hat, bis zur echt japanischen Behausung Mr. Speights, der mir sehr herzlich entgegentrat und mit dem ich später und den ganzen folgenden Vormittag oben auf der Holzveranda saß, über alles Denkbare plauderte und seinen Gedichten lauschte. Ich schlief nach japanischer Sitte auf Steppdecken auf den Matten ausgestreckt und fand das im Sommer sowohl weich wie auch kühl, nur empfand ich ein gewisses stilles Heimweh nach den Schuhen, die nach japanischer Sitte unten geblieben waren.

Seltene Blumen, fremde Sträucher wiegten sich im Morgennebel, zuzeiten durchschnitt der Anschlag eines Tempelgongs lang und feierlich die Ruhe und starb im Schweigen unhörbar dahin, dann kreisten wieder die weißen Nebel und zwitscherte ein japanischer Fink im nahen Geäst.

Nachmittags stiegen wir höhenwärts, erblickten unten im Tal die hellgrünen Reisfelder, die aufschwirrenden Enten, die vereinzelten Torii, die buntgekleideten Menschen und bewunderten die figurenüberladenen Säulen, die geschwungenen Dächer, die flimmernden Nischen der reichsten Tempel von Dai Nippon, doch für mich war die fließende Beschwörung vor einem Bauernhäuschen bedeutungsvoller als all die Tempelpracht. Das war die Seele des Volkes, die sich hier äußerte. Eine Mutter war im Kindbett gestorben, und da hatte der Gatte der Sitte gemäß ein Seidentuch im nächsten Tempel gekauft, die vier Zipfel an einen Pfahl gebunden und darunter auf eine Bank einen Eimer und einen Schöpfer gestellt. Jeder, der vorüberging, sollte ein Gebet für die Tote sprechen und Wasser in das Tuch gießen. War das Tuch von Wind und Wetter ganz vernichtet, so war die Seele frei . . .

Bis dahin aber durfte man die Wäsche des Kindes nicht im Freien trocknen, denn da kam sie und weinte in diese Kleidchen, und da jammerte das Kind, sehnte sich fort und starb ebenfalls.

Eigentümlich ist ein japanischer Wald mit seinen Föhren und Bambus, fremdem Strauchwerk und farbigem Ahorn. Zuzeiten findet man lichtgelbe Affen, doch um sie zu sehen, muß man tiefer eindringen. Man ahnt den Tengu — den Luftgeist mit der langen Nase, der zuzeiten seine Bürde daranhängt, nachdem er die Nasenspitze einem anderen Tengu auf die Schulter gelegt hat — und den Shojo, der die Gewässer bewacht und oben, an Stelle von Haaren, eine Flüssigkeit trägt, die ihm Kraft verleiht. Er ist sehr gefährlich, doch hat er eine Schwäche: er will so höflich wie sein Nachbar sein, daher tut man gut, sich tief zu verbeugen, denn da muß er es auch tun; dabei rinnt die Flüssigkeit aus und läßt ihn kraftlos, und ehe sie sich neuerdings gesammelt hat, ist man schon über das Wasser hinweg und in Sicherheit.

## Im Yoshiwara.

Hinter dem Abendmarkt liegt der Kwannontempel, der zu den besuchtesten Tokios gehört und der Göttin der Barmherzigkeit geweiht ist. Als man sich nämlich nach der Naraperiode (um das Jahr tausend unseres Zeitalters) mehr an das Weltfremde des Buddhismus gewöhnt hatte und der Glaube eingebürgert war, bemerkte man, daß sich die Urkraft des treibenden

Weltalls nicht nur als etwas Unvorstellbares äußerte, sondern auch durch Eigenschaften kundtat wie durch Licht, Güte, Barmherzigkeit und so weiter, und daher wurden diese Eigenschaften bildlich dargestellt und endlich auf diese Weise zu bestimmten Gottheiten.

Die Besucher trieben wie vom Wind getragene bunte Herbstblätter in den dunklen Tempel hinein, warfen Münzen in den Opferstock, verbeugten sich lächelnd und fluteten zum entgegengesetzten Tor hinaus. Jeder Beter riß am Gongseil, klatschte in die Hände, ließ die Gottheit teilnehmen an seiner Freude und empfahl sich ihr, um wieder davonzuflattern, vom Strom des Seins erfaßt. Draußen reihten sich die Theater und Erfrischungshallen um den Tempel, und dahinter, zu Fuß erreichbar, war die verbotene Stadt, das Yoshiwara.

Ein Maler — mein Zeichenlehrer, denn ich wollte gern etwas von japanischer Malart erlernen — begleitete mich. Am Schutzmann vorbei, der den Eingang bewachte, und am Liebestempel, an dem die beiden Sinnbilder geschlechtlicher Liebe in Relief zu sehen sind, gingen wir durch die vielen Straßen, und obschon wir am Ort der Sinnenlust waren, muß ich lobend betonen, daß die Freudenstadt in Japan bedeutend sittlicher als der beste Stadtteil einer südamerikanischen, besonders peruanischen Stadt es im grellen Mittagslicht ist — und auch weit sicherer! Ich wurde von niemandem belästigt, angesprochen oder irgendwie unangenehm angestarrt. Nur die alten zahnlosen Männchen in den Käfigen an jedem Eingangstor lächelten mir zu und forderten mich auf, einzutreten, indem sie die Preishöhe nannten. Selbst die Mädchen, die sich oben über die Galerien und Veranden neigten, waren tadellos gekleidet und betrachteten mich mit sichtlichem Vergnügen. Ich trug ein rosa Kleid von Pfirsichblütenfarbe, und man rief mir daher „hübsch, hübsch“ zu. Wie sehr ich das Gegenteil war, ließ sich aus der Entfernung nicht erkennen, und das Kleid, ganz vorwiegend indessen die helle Farbe, w a r hübsch . . .

Die Häuser sind darin von den üblichen Bauten verschieden, daß sie keinen Zaun herum haben, mehrere Stockwerke tragen und die beiden Eingänge an jeder Hausecke mit einer Galerie verbunden sind, in der man die lebensgroßen Bilder der Schönen studieren und sich die wählen kann, die einem am besten gefällt. Früher saßen die Mädchen selbst hinter dem Gitter. Die Preise wechseln nach dem Wert der Frau. Eine enge, glattpolierte Treppe führt in den ersten Stock, und die Schuhe bleiben unten. Oben sind die Zimmer, und da die armen Mädchen ungenügend gefüttert werden, so ist es Sitte, daß der Mann zuerst ein Abendbrot bestellt. Es gibt auch Stammgäste, die sich untertags anmelden. Auch erfordert es die Sitte, solch

einem Mädchen irgend eine kleine Gabe mitzubringen, daher besteht die Stadt aus einer breiten Mittelstraße, wo man alles, was man wünscht, kaufen kann.

Die Mädchen werden — das erfuhr ich erst viel später genau, als ich bei einem Japaner wohnte, der sich mit Geisha- und Yorobefreiungen beschäftigte und ewig mit der Polizei auf dem Kriegsfuß stand — sehr ausgenützt; denn wohl bindet sie der Vertrag nur zwei oder drei Jahre, aber sie machen unterdessen so viel Schulden (müssen sie, von der Not gezwungen, machen), daß sie in Wahrheit nie frei werden. Wollen sie infolge eines Sterbefalls in der nächsten Familie ausgehen, so werden sie von einem alten Weibe begleitet, sonst ist ihnen jedes Verlassen des Ortes verboten. Eins haben sie unseren unglücklichen Mädchen voraus: Es wird nicht als Schande angesehen, im Yoshiwara zu dienen. Viele verkaufen sich, um den darbenden Eltern zu helfen; viele, um einen begabten Bruder in Europa studieren zu lassen, und da die Ehen früher immer von den Eltern geschlossen wurden und die Eheleute sich wohl achteten, nicht aber liebten, spielen in Japan die Liebesgeschichten stets im Yoshiwara, und nicht selten gehen zwei Liebende zusammen in den Sumidafluß, um im nächsten Leben vereint bleiben zu können.

Mein Begleiter wiederholte mir immer wieder, daß dies ein „ungezogener Ort“ war, und auch, daß man Bekannte nie grüßen solle, weil man sich, der Yoshiwarahöflichkeit entsprechend, nicht erkennen dürfe. Er empfahl mir oft, mir die Schönen auf den Balkonen anzusehen, kniff indessen selbst die Augen zu oder starrte geradeaus, wohl der Versuchung wegen.

## Die sieben Herbstgräser.

Ende September, die Zeit der sieben poetischen Herbstgräser, die man draußen auf der weiten Ebene um Tokio suchen, in die Vase der Tokonoma (Ehrennische) stellen und andächtig bewundern soll. Sie gehören zum Herbst- oder Erntemond, der immer tiefrot ist, weil sich der Ahornbaum auf dem Mondacker verfärbt und Glück bringt.

Ich hatte viele neue Schüler und war recht zufrieden. Einige lernten Englisch, andere Französisch und mehrere, ungewöhnlich nette, Deutsch. Sie waren alle sehr höflich, fleißig und angenehm, und überdies lernte ich eine Menge von ihnen. Zuerst lasen und schrieben wir, doch zum Schluß der Stunde mußte gesprochen werden, eine dem Schüler peinliche Aufgabe, da alle Lernenden behaupteten, es wäre so schwer — nicht nur sprachlich, sondern auch gedanklich — mit uns Europäern zu sprechen. Daher wählte ich immer etwas von Japan, und da

der Schüler den Stoff beherrschte, ungemein gern über sein Land sprach und sich sehr bemühte, alles erdenkliche Wissen auf diesem Gebiet zu sammeln und auszukramen, waren wir beide sehr befriedigt von den Stunden. Ich erfuhr dadurch sehr viel und kam der Seele Japans so nahe wie ein Bewohner des Westens dies irgend kann; über die Schranke springt niemand.

Hierauf begann ich nachzudenken, warum wir so schwer zu verstehen sein sollten, und kam, nach langem Prüfen, zu folgendem Ergebnis:

Die Japaner sind viel unbeweglicher im Denken als wir, dafür aber ausdauernder und tiefer. Oft begann ich ein Gespräch, fand das Fortbewegen schwer, weil mein Zuhörer aus irgend einem Grunde nicht mitkonnte und ließ es fallen, um zu etwas völlig anderem überzugehen. Da starrte mein Schüler gewiß unsehend in das Zimmereckchen und antwortete nach geraumer Weile, nicht auf das, was ich seit vielen Minuten sprach, sondern auf das frühere Gespräch, das er mit Beharrlichkeit zurechtgeknabbert hatte. Die Japaner sind nicht für's Sprunghafte. Die beste Art sie zu verwirren — auch wenn sie die Sprache gut beherrschen — ist das Springen von einem zu einem ganz anderen Gegenstand. Sie können nicht zehn Gedanken auf einmal wie eine Menge lauflustiger Jagdhunde an einer Leine halten; aber wir vermögen uns nicht so zu vertiefen. Gedanken zu sammeln, sie lange ausschließlich auf einen Gegenstand zu richten und alles Nebensächliche auszuschalten, ist für uns eine ebenso schwierige Leistung.

Einen einzigen Schüler mußte ich aufgeben, weil ich nicht imstande war, ihn länger anzuschauen. Er kam früh am Morgen vor dem Frühstück und gehörte der niedrigeren Volksschicht an. Höflich war auch er, doch von einem Taschentuch hatte er nie gehört. Seine Nase rann wie die Adelsberger Grottenbildungen. Mein Magen war der Nase nicht gewachsen. Ich erklärte, zu beschäftigt zu sein, und ließ Geld und Nase laufen. Die übrigen Schüler schnüffelten so lange es ging und benutzten hierauf Papiertücher, die im Kimonoärmel verschwanden. Dankbar und entgegenkommend waren sie weit über das europäische Mittelmaß hinaus, und wenn ich ein Volk zu den Engeln zählen wollte, müßte ich das unbedingt bei den Japanern tun.

Wann immer ich auf der Straße gehen mochte, nie wurde ich belästigt, zu jeder Zeit half man mir gern mit ausführlicher Erklärung und praktischem Beistand, und wenn mich jemand am Tage ansprach, so war es nur ein Schüler, der gern vier Sätze Englisch an den Mann brachte und sich über alle Maßen klug vorkam. Dann verbeugte er sich und verschwand, stolz

mit einem waschechten Ausländer in des Ausländers trügerischer Sprache verkehrt zu haben.

Nicht minder belustigte mich, wenn es nicht regnete, das Warten auf die Elektrische. Japaner stehen da nicht wie wir, sondern sie kauern sich nieder und empfinden das als Ruhestellung. All diese kauernde Menschheit, manche Männer schon in europäischer Tracht, um einen Laternenpfahl geschart zu sehen, war sehr lustig, und heute kann ich auch kauern und mit einem Händler einen Fuß über dem Erdboden verhandeln, während ich die auf der Erde ausgelegten Waren betaste (schauen und nicht berühren gibt's im Osten nicht) und um den Preis feilsche.

Eins empfand ich bis zur Unerträglichkeit: meine Kost. Ich arbeitete nicht mehr im deutschen Handelshaus, hatte meine Schuld beglichen und verdiente genug, um mein Zimmer zu zahlen, aber nicht in solchen Mengen, um mir die teure Pension leisten zu können. Etwas Reis täglich, eine Suppe oder etwas Gemüse hätte ich mir gern vergönnt, konnte mir diese Sachen indessen nicht beschaffen, denn im japanischen Hotel zweiter Klasse zu essen, hätte jenes unangenehme Aufsehen erregt, das ein Europäer gern vermeidet und hätte mich vielleicht in den Augen der Gelben, sicher in jenen der Weißen hoffnungslos herabgesetzt. Ich kaufte Sardinen, bis ich sie haßte, und lief um europäisches Gebäck bis weit über die Ginza; da schlug mir die Russin vor, ihre Tochter im Englischen für die Prüfung vorzubereiten und dafür von ihr einfach, wie sie selbst aßen, verköstigt zu werden. Ich ging begeistert darauf ein und hatte mich gerade in das vormittägige Schriftstellern, das nachmittägige Unterrichten, das abendliche Erfahren und Lernen hineingefunden, als mein Leben eine unerwartete Wendung erhielt.

## Im Schatten des Adlers.

Mrs. F., meine Amerikabekannte, die nun in Japan bei einer großen Firma Korrespondentin war, fragte an, ob ich geneigt wäre, bei einer deutschen Gesellschaft, deren Name nicht verraten werden durfte, eine Stellung anzunehmen, und ich sagte glatt „nein"; denn so gern ich die Deutschen sprachlich habe, so wenig begeistern mich die reichsdeutschen Arbeitsverhältnisse. Dazu muß man geboren sein. Oder vielleicht habe ich doch etwas von reichsdeutscher Begeisterung für die Arbeit, nur liegt mein Feld dem Handel zu weit entfernt; denn wenn ich schreiben darf, bin ich so glücklich und gehe so sehr darin auf, wie der Deutsche in seinem Geschäft. Da mich indessen Maschinen und Duplikate bis zum Steifwerden langweilen, war mein „Nein" ein sehr entschiedenes.

Und dennoch wollte ich gern verdienen.

Zwei Tage später traf ich die Dame zufällig wieder.

„Sie wollen wirklich nicht?“

„Nicht um die Welt.“

„Warum wollen Sie eigentlich nicht? Man zahlt wenigstens 150 Yen für die paar Morgenstunden.“

„Ah — und gibt 150 Yen Grobheit dazu! Ich kann mich an den Ton nicht gewöhnen. Ich habe zuzeiten für Reichsdeutsche nach Diktat glatt in die Maschine geschrieben. Himmel, wie unfreundlich sie immer waren und wie sie knurrten! Dagegen waren die Engländer reizend. Kühl, gelassen und durch und durch höflich. Ich gehe nicht.“

„Es ist kein Handelshaus. Wenn ich wüßte, daß Sie annehmen wollten — — ich soll eben nicht — —“

Ich war zufrieden, nur unterrichten zu dürfen — ein weites Feld unbedingter Höflichkeit — und sagte das. Frauen aber beharren auf einem Gedanken, und gerade als wir uns trennen wollten, bemerkte sie:

„Man wäre gewiß sehr höflich gegen Sie. Man sucht eine Hilfe bei der Deutschen Botschaft.“

Bei einer Botschaft!! Nun denke ich lachend zurück, was ich mir darunter vorstellte. Ein halbes Himmelreich! Geheimnis, Zauber, Kabale, Gefahren, vermummte Damen und maskierte Fremdlinge, Wunderschränke und eine Weisheit, die gewissermaßen aus den Schränken hervorquoll. Zum Glück schloß dieses magische Bild auch eine unbedingte Höflichkeit ein, denn nur die besten aller Sterblichen kamen zur Botschaft, und das bestimmte mich. Der Reichsdeutsche, der mich einzuführen bestimmt war, meinte allerdings als Dämpfer auf meine jäh entfachte Begeisterung, daß alles auf Erden, also auch eine Botschaft, seine Licht- und Schattenseiten habe. Natürlich legte ich es mir so aus, daß man auf den Stufen ermordet werden könne, was nicht ohne Reiz der Romantik — wenigstens für die Hinterbliebenen — war.

Am folgenden Morgen erschien ich im Amtsgebäude, das nicht wie ein Maschinenfolterwerk auf staubiger Straße, sondern richtig wie ein Märchenschloß, von hoher Mauer umgeben, in einem entzückenden Park lag, wurde von meinem Beschützer wie von einer liebenden Gluckhenne empfangen und hierauf vor den Kanzler geführt, vor dem ich, da er so aussah wie ein Mann auszusehen hat (jedenfalls in meiner Einbildung), der die Geschicke der Völker wie Bälle durcheinanderwirft, gehorsamst zusammenklappte. Er blickte mich mit jenem Adlerblick an, den überhaupt zu entwickeln nur ein Reichsdeutscher imstande ist, gewann aber mein Herz durch die weise Bemerkung (siehe das

Diplomatentalent!), eine Kritik meines Romans irgendwo gelesen zu haben und er wünsche das Werk zu lesen.

Meiner Anstellung stellten sich politische Hindernisse entgegen, denn selbst als Oesterreicherin hätte man über mich irgend einen Halt gehabt, doch als Südslawin war ich — außerhalb der Botschaft — nicht zu packen. Da ich jedoch meine Werke in Deutschland verlegte, meine Aufsätze in reichsdeutschen Blättern erscheinen ließ und niemand, der gerade tauglich gewesen, in Tokio war, so wollte man bis zur Ankunft des Botschafters Dr. Solf ein Auge zudrücken. Ob ich auf eine Woche zur Probe kommen wollte?

So begann mein Botschaftsdienst. Lange Zeit flößten mir die altehrwürdigen Kasten eine große Ehrfurcht ein, doch je mehr ich von dem Inhalt zur Abschrift erhielt, desto mehr schwand die Ehrfurcht. Selbst Sachen, die sich mit den Schicksalen der Völker befassen, können recht langweilig sein, und die aufregendsten von allen sah der Kanzler ganz allein. Als Ausländerin durften mir gewisse Sachen ja auch nicht übergeben werden, und alles, was zum Beispiel halbgeschrieben vernichtet wurde, mußte zu Fetzchen zerrissen in den Papierkorb oder direkt ins Feuer wandern; denn die Japaner sind sehr schlaue Diener und stellen Akten leicht wieder zusammen. Hier muß ich auch erklärend einschieben, daß ich einer Botschaft wohl alle Wichtigkeit zuschrieb, indessen von keiner Neugierde befallen war. Meine eigene Arbeit war und ist noch immer das, was mich zu sehr erfüllt, und daher vergaß ich so häufig den Anlagestrich — jenes geheiligte Zeichen, das, über dem Schreibrand hinausgestellt, andeutet, daß hier dem Text eine Beilage hinzugefügt wurde.

Was ich hier schriftlich niederlege, wird keine Behörde beleidigen, ja die, die es lesen und mich gekannt haben, werden gern unterschreiben, was Andeutung und nicht Verrat ist. Eine Botschaft ist etwas Großartiges. Es ist ehrend, dort tätig gewesen zu sein, der Aufenthalt ist lehrreich, aber man muß im Leben von einer Erfahrung nicht notwendigerweise zu oft haben. Alles hat seine Licht- und Schattenseiten, und wo so viel Licht ist, haben die Schatten einen finsteren Anstrich. Am ärgsten sind die Botschaftsnasen. Nicht die in Menschengesichtern, denn diese waren sämtlich gut gewachsen, sondern die amtlichen. Man vergißt einen Beistrich oder einen Buchstaben oder den schrecklichen Anlagestrich, und der unmittelbare Vorgesetzte lenkt die Aufmerksamkeit des Schuldigen auf das Versehen. Dann kommt damit der Kanzler, der Gesandtschaftssekretär, der Gesandtschaftsrat, der Botschaftsrat und zum Schluß, wenn man Pech hat, Seine Exzellenz selbst! Bis man alle Phasen mit-

gemacht hat, sind Tage verstrichen und die Nase wie die eines Tengu, nur daß man seine Lasten nicht daranhängen kann. Schweigen ist bei einer Botschaft Gold: gegen Außenstehende, wenn sie fragen, gegen die Vorgesetzten bei der Nasenverteilung, bei späteren Erzählungen — und mit diesem Gold war ich verschwenderisch, weshalb ich auch ersucht wurde, noch drei Monate länger zu bleiben, als ich es wollte. Und noch eins: Nasen ohne Ende, denn wenn man bei einer reichsdeutschen Behörde einmal nicht brummt, so bedeutet das schon „ausgezeichnet“. Es geschieht selten! Aber die Nasen werden in so liebenswürdiger Weise erteilt, und man wird mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, verkehrt mit Menschen, die wirklich zu den besten des Volkes gehören, auch darin, daß sie alle tadellose Umgangsformen haben, daß man sich bei einer Botschaft — was immer sonst an Schatten auftauchen möge — wohl fühlt. Zwischen Maschinen und Diplomatie liegt die ganze, bei allen heutigen Anschauungen unüberbrückbare Kluft zwischen Adel und Volk. Schon die Botschaftshuthänger scheinen zu sagen:

„Ich bitte um das Vorrecht, deinen Hut entgegennehmen zu dürfen!“

Im Geschäftshaus hatte es vom Nagel geheißen:

„Du Urschl, da häng' deinen Gehirndeckel auf!“

Der Ton war es, der mich alles vergessen ließ; ich zappelte immer gern durch den schönen Park, denn wen man darin auch treffen mochte, der war und blieb, selbst wenn verärgert, Ritter.

Ich hatte viele Japaner kennen gelernt, einige aus sehr vornehmem Hause, und wenn ich mich auch morgens vier Stunden tüchtig abplagen mußte, so verbrachte ich zur Entschädigung die Abende auf japanischen Entdeckungsfahrten (in Gasthöfen, bei häuslichem Schmause) oder saß auf dem Koffer der Russin, hörte ihren Erzählungen zu und ließ mir von ihr wahrsagen, während O Take san (das ehrenwerte Fräulein Bambus) in der Küche ihr Unwesen trieb oder trockenen Fisch für unsere schwanzlose Katze rieb. Zuzeiten zeigten sich noch die Giftflecken — Reste meiner Perutage — und auch eine gewisse Schwäche, meine Gedanken klar zu sammeln, doch sonst wurde ich allmählich wieder, was ich einst gewesen . . .

## Der Septembersalon.

Zu den schönsten Vorkommnissen jener Zeit rechne ich mein Zusammentreffen mit japanischen Künstlern bei Tadaichi Okada san. Ich traf da die Hofschauspielerin Suzuki, viele moderne Maler, einige hohe Staatswürdenträger und durchweg

Männer und Frauen, die einen weiten Blick und etwas zu sagen hatten. Der junge Okada erklärte mir die japanischen Gedichte und erzählte die vielen Sagen, die sich an den Tanuki knüpfen. Das ist ein Tier des Landes, eine Kreuzung zwischen Waschbär und Dachs, der die Gabe besitzen soll, sich in eine alte Frau oder in einen Mönch zu verwandeln, der nachts, wenn er sich einsam fühlt, mit seinem dicken Schwanz an eine Hütte pocht, und der einen Riesenbauch hat, auf dem er, wenn er sich zufrieden fühlt, trommelt. Viele Märchen handeln von ihm, und er paßt in die herrlichen japanischen Herbstabende wie ein Stern an die Himmelswölbung: er belebt.

Durch diese Bekanntschaft erhielt ich Einblick in das japanische Kunstideal, das sich von dem unsrigen so weit entfernt und doch auf seine Art ebenso groß ist.

Das Ideal des Japaners in der Kunst wie im Leben ist das Einheitliche, Eingedankliche. Er geht bei allen Dingen auf das Unpersönliche, Ewige, Allgemeine zurück, daher hat er auch ein so ausgeprägtes Farbenharmonie-Empfinden. In einem japanischen Hause sind die Matten weißgelb, die Papierfenster gelbweiß, die Holzwände licht, die Decke dunkler, der Pfeiler ganz dunkelbraun. Eine einzige Vase, ein einziges Bild unterbricht den von Gelbweiß zu Braun laufenden Ton. Selbst das Feuerbecken, der Hibachi, paßt sich an, und die Seidenkissen, die als Sessel dienen und ganz dünn sind, liegen so, daß alles einen gefälligen harmonischen Eindruck macht.

Sie malen auch nur eine Sache auf einmal und nie im Verhältnis zu anderen Dingen. Einen Kirschblütenzweig aus dem Nebel brechend; einen Vogel, einen kahlen Ast, einen rauhen Fels — Begriff Winter. Alle losgelöst von ihrer Umgebung, doch ohne daß man den Mangel an Hintergrund empfindet. Am schönsten sind die Sumibilder — japanische Tusche. Es liegt etwas geheimnisvoll Verträumtes in diesen Bildern. An Stelle unserer Schlagschatten haben sie Schatten im Gegenstand selbst und Gauffrage. An Stelle der Perspektive Verkleinerung, und da meist kein ausgesprochener Hintergrund ist, fühlt man keinen Mangel. Feinste Ausführung und dennoch plastische Fernwirkung.

Sie pflegen den Schönheitssinn in jeder Weise; durch die bunte Tracht, vorwiegend bei Kindern, durch das Schmücken der Geschäfte, durch die Blumenfeste, das Ziehen von Zwergbäumchen, das Malen zur Freude nach einem Festessen, die Wanderungen ins Freie, durch die Schönheit im eigenen Heim, durch das Ankaufen der billigen Farbendrucke, die der Ukiyoeschule angehören und Arbeiten großer Meister sind, und durch tausend andere Dinge.

Der Herbst ist die schönste Jahreszeit Japans, und jeder Tag war eine Freude. Ich brauchte gute zwanzig Minuten von Yurakucho bis zur Deutschen Botschaft und durchquerte da den Hibiyapark. Das Laub der Ahorne schwamm als rote Flotte über den Teich, über den die Enten trieben, und das Immergrün vieler Bäume verlieh dem Weg etwas Sommerliches. Die Gärtner wickelten die Bananen in Stroh und schützten die Subtropenpalmen. Die Chrysanthemen waren in vielen schnell errichteten Buden gezeigt worden. Eine solche Blumenpracht kennt man bei uns nicht. Es gab Stöcke mit zweihundert Blüten und einzelne, gelbe, die zu einer Krone gezogen waren, doch die Chrysanthemen, die sich wie ein Wasserfall niedergossen, und die spärlich flockigen weißen gefielen mir am besten. Die Leute kamen und besprachen sie sachlich, prüften die Form der Zweige und die Zahl der Blüten und immer schaute das Männchen zuerst und rief dann um die Meinung seiner demütig gebeugten Hälfte über die Schulter zurück. Immer sind die besseren Hälften übrigens nicht demütig gebeugt; denn der Hausmeister der Botschaft stand sehr unter dem Pantoffel seiner keifenden Alten, und das Gebot des dreifachen Gehorsams — dem Vater, dem Gatten und dem Sohne gegenüber — erfährt bei aller östlichen Demut manche Trübung.

Die Morgenländer kennen begreiflicherweise keine Weihnacht, aber die Europäer lassen sich das Friedensfest nicht nehmen, und die ganze Botschaft war von Pfefferkuchenduft und Vorfreude erfüllt. Die Russinnen sparten jeden Sen, weil sie beabsichtigten, nach Deutschland zu ziehen und die Pension langsam aufzulösen, doch kam ich nicht um den Anblick eines Weihnachtsbaums. Mein Rundbesuch am Weihnachtsvormorgen (ein Sonntag) war ein wahrer Hamsterzug. Jede der Damen und auch der Kanzler, der damals noch Junggeselle war, gaben mir Pfefferkuchen und Marzipan, und von Dr. Solf erhielt ich Seide zu all dem Zuckerzeug. Drei Wochen lang aßen wir drei (die lieben Russinnen und ich) an dieser Pfefferkuchenmenge.

Es war auch Sitte — ich glaube, nur in Japan, da ich es sonst bei Reichsdeutschen nicht bemerkt habe — Seife zu schenken, und ich wusch mich und alle meine Sachen ein halbes Jahr lang mit Weihnachtsgeschenken.

Am Christtag arbeitete nur der Kanzler einige Stunden vormittags, aber am zweiten Feiertag kamen alle schon für den Vormittag, und da ich auch zur Vormittagsgesellschaft gehörte, kam ich auch. Den Feiertag habe ich noch nicht entdeckt, an dem man bei Deutschen g a r nicht arbeitet. Ich erinnere mich noch — nicht ohne Belustigung — einmal an einem Feiertag gekom-

men zu sein, von dem ich nichts wußte. Die beiden unmittelbaren Vorgesetzten waren da, und ich arbeitete in voller Unschuld bis nach elf und wunderte mich, daß niemand sonst ins Zimmer trat. Da meinte der Kanzler mit seinem feinen Diplomatenlächeln:

„Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß heute eigentlich Feiertag ist!“

Er, der nie etwas vergaß!!

Da er indessen immer gut gegen mich war (Nasen abgerechnet) und mich fütterte, wenn mich ein feindliches Geschick zum Bleiben verdammte, so fügte ich mich klaglos ins Unvermeidliche.

## Neujahr.

Das ist das größte Fest des Jahres. Alle Schulden müssen bezahlt sein, sonst wird man unglücklich im neuen Jahre, neue Kimonos werden gekauft, neue Entschlüsse gefaßt, die Ginza ist ein einziger endloser Kaufladen, voll von Wunderdingen, und die Geschäfte prangen im herrlichsten Schmuck.

Vor jedem Haustor steht ein Bambus — das Sinnbild der Rechtschaffenheit und Treue, der Ausdauer — und eine Föhre, das Sinnbild des langen Lebens. Die Strohschnur versperrt gleichsam den Eingang und hat den Zweck, Krankheiten abzuhalten, und der Krebs, als scharlachroter Punkt aus umgebendem Grün brechend, erinnert wieder an den Herzenswunsch des Fernöstlers: endlose Jahre. Die bittere Orange spricht von „Geschlecht auf Geschlecht“, und auf roten Lacktassen sieht man die henkellosen Sakeschalen zum Banzai (Prosit) und die Götterkuchen oder Mochi. Das sind furchtbare Gebilde aus klebrigem Reis, die — je länger man sie ißt, desto größer im Munde werden und wie Gummi unzerreißbar, dabei klebrig wie Kleister sind, zu Neujahr überall angeboten werden und denen man, wenn man nicht sehr unhöflich sein will, nicht entgehen kann. Das beste ist, sie möglichst schnell mit aasgeierartigen Schlingversuchen in den Magen zu befördern und sich der Hoffnung hinzugeben, daß aus dem Magen alles einmal wieder herauskommt.

Alles, was man zu dieser Zeit tut, ist sinnbildlich. Man ißt „Heringskinder“ (Fischlaich) weil dies das Sinnbild der Fruchtbarkeit ist, man kocht vor den Festtagen, doch nicht in der Neujahrsnacht, und man begibt sich auch nicht zur Ruhe; das Haus darf nicht gefegt werden, um das Glück nicht fortzufegen, und man erwartet Neujahrsgäste von Mitternacht an. Alle müssen ein Täßchen Sake trinken, und an diesem Tag hat jeder das Recht, angeheitert zu sein. So lebhaft der Nachtmarkt, so stark die Ellbogenstöße, die einem die gutgelaunte

Menge gibt, so still ist der Neujahrstag selbst. Nur die männlichen Gäste fahren in Rikschas, die rückwärts ein Fähnchen angebunden haben, um ihre Besuche zu machen, und zwar immer der Untergestellte dem Uebergestellten. Die Frauen des Hauses bewirten nur.

In dieser ersten Nacht des Jahres muß man auch ein Bild mit dem Schatzschiff, begleitet von den sieben Glücksgöttern, drei Falken und oben der Ansicht des heiligen Berges Fujiyama unter das Kopfkissen legen, um von einem dieser Dinge zu träumen. Man besucht einen Tempel in der Richtung, die für diesen Zeitabschnitt die glückliche ist, und man merkt sich das Tier, das dieses Jahr bestimmt. Der Kreis besteht aus zwölf Tieren, dem Tierkreis angepaßt, und je nach dem Tier richtet sich der Charakter des in dem Jahre Geborenen. Wir waren eben vom Rattenjahr in das Hahnjahr gekommen, und alle Wunschkarten trugen dieses Federvieh.

In der ersten Woche spielen alle Leute daheim Gesellschaftsspiele mit den Kindern und auf der Straße ebenfalls alle Federball. Die Schläger werden in besonderen Buden massenhaft verkauft, und die meisten haben zum Schmuck, aus echter Seide und schön gemalt, Gesichter berühmter Schauspieler, doch findet man auch Kirschblütenzweige und andere Verzierungen. Die Größe schwankt ebenfalls zwischen leichten Kinderschlägern und solchen, die wie ein Tennisschläger sind.

Noch hatte die Kälte nicht eigentlich eingesetzt, wenn auch der Hibiyapark schon ziemlich entlaubt war und der graue Dunst trübselig um die langen Föhrennadeln kreiste. Grau hingen die Winterwolken auch über Tokios graue Dächer, graue Straßen, den graubraunen Sumidafluß, die winterlichen Japaner in ihren wattegefütterten, abgesteppten Kimonos, in denen das Kind stak und mit dem unbedeckten Kopf wie ein vergessenes Ackerrüblein herausspähte. Feierlich aß man die sieben heilsamen Kräuter und verlas am achten Tage das vom Kaiser selbst preisgekrönte Gedicht des Jahres. Der Herrscher stellte das Thema, und jedermann konnte am Wettbewerb teilnehmen. Auch Prinzen beteiligten sich. Die besten Gedichte legte man am Morgen des Preistages vor, und aus diesen wurde wieder das beste gewählt und gekrönt.

Jeder Japaner schenkt etwas am Neujahrsabend, und auch ich erhielt von allen Schülern und Bekannten ganz reizende Gaben, die alle meiner Sammlung einverleibt wurden. Bambusschachteln mit Lack überzogen, Seidentäschchen, japanische Kalender, ein Kakemono (Wandbild) und auch praktische Sachen, wie Kuchen, Reis, Tee. Bei einer Engländerin feierten wir ein Nachchristfest, und auch sonst war ich so viel geladen, daß ich eine Unmenge fremder Speisen kennenlernte.

Immer saß ich ganz pflichtschuldigst auf den Matten, erst mit den Fersen unter mir, später seitlich vorgestreckt, um nicht ganz und gar steif zu werden. Das schlimmste war das Aufstehen, denn da kippte ich immer einige Male um, ehe ich wieder ins Gleichgewicht kam und der Blutkreislauf neuerdings hergestellt wurde.

Eins empfand ich stets unangenehm: das Verlieren der Schuhe. Es war mir, als bliebe mit ihnen all mein Selbstvertrauen auf der eisigen Schwelle zurück, und dann in die durchfrorenen Schuhe die Füße stecken zu müssen, gehörte zu den Schattenseiten des Festes. Beim Sitzen versteckte man die Füße schon aus zwei Gründen: erstens der Sitte und der Wärme, und zweitens, weil man immer ein böses Strumpfgewissen hatte. Wie neu solch ein Wirkwarending auch sein mag, Löcher entwickeln sich schnell wie die Sünde.

Dagegen saß ich ganz gewandt an den kleinen Tischchen, nahm meine noch nie gebrauchten Hashi oder Eßstäbchen aus der Papierhülle, fischte alles, was auf den einzelnen Tellerchen und in Näpfchen war, in mein Reisschälchen und schaufelte die Kugeln gewandt in den Mund. Ich aß gern mit diesem östlichen Schanzzeug, und der herrliche trockene Reis, der das Brot ersetzt, fehlt mir noch heute. Man mußte die Schale mit einem Heben der flachen Hand der abseitssitzenden Hausfrau (Damen essen auch in den vornehmsten Häusern nicht mit, sondern bedienen die Herren und die Gäste überhaupt) übergeben und von ihr mit einer eben solchen Gebärde und dem Ausruf „demütig nehme ich an!“ entgegen genommen und an die Stirn gehoben werden. Ich begnügte mich mit einer Verkürzung, denn ich wollte nicht den Reis auf mich und die Matten als Sternschnuppenfall herabregnen sehen. Wohl aber kniete ich beim Erscheinen der Hausfrau immer richtig nieder und schlug mit der Stirn dreimal nach rechts hin (rechts, um ein Zusammenstoßen der Köpfe zu verhüten!) auf die Matten. Das machte den Japanern sehr viel Spaß, weil mein kurzes Haar dabei wie ein Federwischer umflog. Sie finden, daß wir Augen wie Affen haben (so rund und licht), und daß wir überhaupt sehr unterhaltend sind (als Wilde). Gewiß hat man mich oft nur eingeladen, um mein komisch fremdes Tun aus der Nähe zu beobachten. Da mir aber die Fernöstler ebenfalls unterhaltend vorkamen, dachte ich mir, daß unsere gegenseitige Belustigung nichts Verletzendes an sich hatte, wir uns also nur gegenseitig sozusagen „anspaßten“.

## Die Geistervertreibung.

Anfang Februar röstet man in jedem Hause Japans Bohnen — die Zahl ist vom Alter des Hausherrn abhängig — und wirft

sie abends unter viel Geschrei und zum Jubel der Kinder in alle Ecken. In Tempel dagegen kommen Schauspieler auf Wunsch der Priester. Sie tragen altmodische Gewänder und Masken und werfen ganze Säcke voll gerösteter Bohnen in alle Ecken, weil dadurch die Geister verscheucht werden sollen. Am wildesten geht es dabei im Gogogujitempel her.

Etwas Eigentümliches sind die Haarsträhnen, die man so oft in einzelnen Tempeln an das Gitter um eine Fudostatue geknüpft sieht. Sie stammen von Frauen, die ein schlechtes Leben geführt haben und nun geloben, keine Sünde mehr zu begehen. Will jemand — zum Beispiel ein Handwerker — recht geschickt werden, so nimmt er ein Stückchen seines Kimonos und knüpft es mit der linken Hand an das Gitter der Göttin Benten. Wer eine Prüfung bestehen will, schreibt diesen Wunsch auf ein Zettelchen, das er sorgfältig kaut und dann mit aller Kraft durch das Gitter hindurch der Göttin auf die Biwa, die japanische Laute, spuckt. Bleibt der Zettel haften, so erfüllt sich der Wunsch.

In Handfertigkeit sind uns die Fernöstler unbedingt voraus. Sie haben eine rührende Geduld, sich mit einem Gegenstand lange zu befassen. Ihre prachtvollen Lackarbeiten, bei denen jedes Stück zwanzig-, dreißig-, ja hundertmal bestrichen und poliert werden muß, ihre Cloisonnévasen, ihre winzigen Edelsteinschnitzereien sind Zeuge davon. Aber auch im täglichen Leben widmen sie sich liebevoll der einfachsten Arbeit und gebrauchen dabei zehn Finger extra, denn ihre Zehen sind fast ebenso nützlich und gewandt wie die Hände. Sie rühmen unsere technischen Errungenschaften und machen sich diese Werte zunutze, doch ihre Auffassung der Arbeit ist wohl die richtige: schön, gediegen und nicht überhetzt. Das Leben ist schließlich eine Reise und wird dadurch nicht angenehmer, daß man sie im Expreß zurücklegt. Wer mit dem gemischten Zug fährt, sieht und genießt mehr von all dem, was an der Strecke liegt.

Wir erreichen in unserem Lebensexpreß auch das Ziel — das Grab — schneller, doch ist dies Zweck der Reise?

## Im japanischen Haus.

Es war mitten im Winter — die Pflaume, kaum in Blüte, mischte ihr weißes Flockengewoge mit dem des wirbelnden Schnees — als die Russinnen die Reise in die Heimat antraten und ich dadurch mein Heim verlor. Es kam nach einem großen Erdbeben, bei dem sich die Wände des alten Baus geöffnet und die Häuser sich einander genähert hatten. Im europäischen Hotel zu wohnen, war mir zu teuer, in einem japa-

nischen, das keine Oefen und bloß Schiebetüren kennt, zu kalt und ungemütlich. Wer mochte mein nächster Nachbar sein?

Endlich, als ich schon ganz verzweifelt war, sagte mein Schüler Ito:

„Wenn Sie mit einem japanischen Zimmer von zweieinhalb Matten zufrieden sind, können Sie um 15 Yen monatlich bei mir wohnen. Ich lebe im Haus meiner Tante, und nur eine nahe Verwandte mit ihrem kleinen Kinde wohnt auch noch da."

Nichts anderes war zu finden, und da er mir einen Gasring zur Heizung und als Küche versprach, der Raum einen Tisch und Stuhl besaß, so daß ich nicht auf dem Boden zu kauern brauchte und ich mir sagte, daß ich viel lernen, wenn auch nicht behaglich leben würde, packte ich meinen bescheidenen Kram und siedelte um. Billig war es ja, und da ich später dafür unterrichtete, vermehrte der Wechsel meine Ersparnisse, wenngleich nicht das Körpergewicht, denn für das Kochen bin ich nie gewesen: erstens, weil ich fast nichts kann, und zweitens, weil mir nie die Zeit dazu bleibt. Es gibt meiner Ansicht nach Wichtigeres zu tun, und in Tokio war ich in der Tat sehr angestrengt. Ich arbeitete den ganzen Morgen bei der Botschaft, unterrichtete nachmittags bis sieben und schrieb dann und am Sonntag meine Beiträge für verschiedene Blätter. Nirgends ist es mir so klar geworden wie in Tokio, wie unheilvoll es für Schriftsteller (nicht einfach Journalisten) ist, Geldarbeit zum Neben- oder gar Hauptberuf zu haben. In dem einen Jahr in Japan schrieb ich nicht eine einzige rein belletristische Sache, obschon ich Sonderkorrespondent eines der bedeutendsten Textilblätter Deutschlands wurde und journalistisch nicht zurückblieb. Viele werden sagen, daß man aus der Erinnerung heraus schreiben kann. Das beweist mein Japanroman. Indessen gibt es Augenblicksstimmungen, kleine Nebensächlichkeiten, denen gerade der tiefste Lebenszauber anhängt, die man erfassen muß, während sie noch andauern. Ein Maler erinnert sich an tausend Nebellandschaften, die er gesehen, und malt sie gewiß auch getreu aus der Erinnerung, doch den Nebel, aus dem er — eigentlich gestimmt — das leuchtende Herbstrot eines jäh von der Sonne herausgefundenen Baumes brechen sieht und gleich malt, wird etwas viel Lebendigeres sein. Ich erwähne dies nur, um dem Leser verständlich zu machen, warum mich später die Notwendigkeit, nicht durch mein Schreiben, sondern auf anderen Gebieten Geld zu verdienen, so sehr erbittert hat. Damals war die Mark noch unsichtbar, die Krone unsichtbarer und ich ganz bereit, immer und alles im Ausland zu verdienen.

Es klingt so romantisch, wenn ich heute von meinem Wohnen in einem Papierhäuschen schreibe, aber damals war es Februar und sehr kalt, wenn der Tokiowinter auch hinter dem

unsrigen weit zurücksteht. Ich schlief in dem kleinen Zimmer auf zwei Steppdecken Herrn Itos und deckte mich mit zwei Erbstücken der Russin zu. Ein altes Sofapolster wurde Kopfkissen, und morgens rollte ich alles wieder zusammen und ließ es in die Wand verschwinden. Die Futon liegen zu lassen gilt als sehr übelbedeutend, weil man nur bei Schwerkranken das Bett unberührt läßt.

So dicht auf dem Boden war es so kalt, daß es mir immer schien, als fiele ich in einen Keller, und wenn ich morgens aufsprang, war ich aus aller Kältenot, sobald ich aufrecht stand. Mein Frühstück, auf dem Gasring zubereitet, bestand aus Tee und Zwieback, und ich wusch mich in der Küche.

Um acht Uhr mußte ich das Haus verlassen, um gewiß um neun Uhr bei der Botschaft zu sein, und mit dem Laufen war es zu Ende, denn man fuhr eine Stunde mit der Elektrischen. O, diese Fahrten! Die Wagen waren so voll, daß man oft nicht einmal bis aufs Trittbrett gelangte. Eroberte man sich indessen dort Raum für einen Fuß, so war man sicher; denn der Schaffner wies nie ab, und der Lenker ließ den Wagen manchmal wie ein störrisches Pferd jäh nach hinten ausschlagen, wodurch drinnen alle Leute wie Bohnen geschüttelt wurden, was Raum machte, und draußen fiel auch noch irgend jemand ab und machte auf diese Weise Platz. Man war meist derart eingequetscht, daß man alle menschlichen Formen durchfühlte und in keinem Lande als in Japan wäre ein Fahren dieser Art möglich gewesen. In Peru hätte man der Frau vermutlich vor Gier die Kleider vom Leib gerissen, aber die Japaner sahen mit ganz kalten Fischaugen über mich hinweg und waren sich scheinbar nicht bewußt, daß ich Weib war. Das machte das Fahren erträglich.

Unangenehm war es auch, meine Schuhe jeden Morgen vom poetischen Frühlingsregen ganz verschimmelt zu sehen. Als grüne Frösche hockten sie vor der Haustür oder in dem kleinen Fach, das zwischen der äußeren und der inneren Schiebetür liegt und für Schuhe bestimmt ist. Nur die Tür im Bretterzaun wird verriegelt. Abends, das heißt, gegen Sonnenuntergang, wird das Haus, das tagsüber alle Schiebewände offen hat, zugeschoben, und zwar mit einem Lärm, der glauben macht, es stürze alles ein oder es fahre ein vom Erdboden erfaßter Möbelwagen vorüber. Der gleiche Lärm kündet früh morgens das Oeffnen der Schachtel an.

Das größte Abenteuer war indessen — für mich wenigstens — das Bad. Bei der Russin hatten wir eine Art Wanne und heißes Wasser zum Ueberschütten gehabt. Hier näherte sich mein Hausherr vorsichtig mit der Frage, ob ich auch einmal baden wolle (Europäer stehen im Rufe, ungeheure Schmutz-

finken zu sein, die sich nie waschen), und als ich bejahte, sagte er mir, daß ich im Hause seiner Tante quer durch den Hinterhof baden könne und daß er mich holen werde. Ich gab mich damit zufrieden.

Am Abend kam er. Ich mußte die Schuhe durch das Haus tragen, vor der Hintertür anziehen und durch den schneenassen Hof in das Nebengebäude wandern. Im offenen Gang saß die alte Dame im Lendentuch und mit nacktem Oberkörper und fächelte sich die verschrumpften gelben Brüste. Es war ihr heiß nach dem Bad.

Im kleinen Baderaum brannte kein Licht, und ich konnte nur durch die Milchscheibe der Schiebetür einigermaßen erkennen, wo ich war. Endlich wurden die Umrisse einer Holztonne immer klarer, und ich entdeckte eine Art Leiter von drei oder vier Stufen, die zum Tonnenrand führte. Der Hahn der Wasserleitung war über einem Becken in der Ecke.

Zuerst wusch ich mich japanischer Sitte gemäß mit warmem Wasser und Seife gut ab, hierauf versuchte ich, in die Tonne zu steigen, aus der sich hohe Dampfwolken wälzten. Vergeblich! Krebsrot zog ich mein linkes Bein zurück und versuchte es mit dem rechten, mußte dieses retten und steckte das andere hinein. Vierzig Grad kochten die Haut zu Bohnenfarbe.

Nie, nie würde ich in diese kochende Tonne hineingelangen, und doch sehnte ich mich nach dieser Wärme, die ich so sehr entbehrte, seit ich die Tropen verlassen hatte. Da fragte Herr Ito, die Hand auf die Schiebetür legend:

„Ist es Ihnen zu heiß? Soll ich kaltes Wasser nachgießen?“

Das half! Mit einem Satz war ich in der Tonne, rot wie ein Krebs und ohne Atem, aber drinnen. Dankend lehnte ich ab, froh, im Fall eines Aufgehens der Tür wenigstens in Dampf gehüllt zu sein. Von da ab badete ich mindestens dreimal wöchentlich, obschon ich die letzte Badende war. Nach Landessitte kommen zuerst die Männer, dann alle Frauen und endlich kam ich — denn Europäerinnen sind schmutzig (Japaner baden oft zweimal täglich) und vertragen überdies keine so große Hitze, so daß man das Bad etwas kälter machen muß. Immerhin kochte ich in vierzig Grad. In öffentlichen Badeanstalten wäscht der Badwaschler die Frauen. Das finden sie ganz natürlich. Meines Hausherrn Gattin (denn als das entpuppte sich die nahe Verwandte) hätte nichts dagegen gehabt, wenn er mir auch den Rücken geschabt hätte . . . .

Die Mahlzeiten blieben skizzenhaft. Auf dem Heimweg kaufte ich um zehn Sen Brot und um zehn Daiken den langen japanischen Rettig und machte ein Mittagessen daraus. Abends kaufte ich Zwieback und verspeiste ihn im Bett, während ich las und Tee trank. Der Gasring stand neben dem Kopfkissen,

so daß ich Küche, Lager und Bücherei an einem Fleck von einem Meter Umkreis hatte. Oft war ich eingeladen, und damit erhielt ich mich am Leben. Alles, was ich bei der Botschaft einnahm, legte ich in der Yokohama Specie Bank an, und lebte von dem, was ich durch das Unterrichten verdiente. Erinnerungsstücke und die nötigen Kleider erstand ich von meinen journalistischen Arbeiten für japanische Blätter.

Das erinnert mich an das Hemdhosendrama. In Yokohama kann man fertige Unterwäsche für Europäerinnen finden. Da ich ungewöhnlich klein und vorne wie ein Brett, hinten wie ein Fensterladen bin, waren alle fertigen Sachen für mich Säcke, in denen ich verschwand. Endlich erstand ich in Tokio selbst eine Kinderhemdhose, und nach diesem Muster ließ ich von der Tante meines Hausherrn mehrere Stücke machen. Wir lagen alle drei — er als Dolmetsch — auf den Matten und besprachen die Herstellung. Nach einigen Tagen kam Herr I. und brachte mir die Sachen.

„Wieviele Kleider tragen Sie übereinander?“ fragte er, denn Japaner tragen je nach der Temperatur vier, fünf oder mehr Kimonos, einen auf dem anderen. Ich versuchte, ihm zu erklären, wie wir uns kleideten. Am Abend fragte er, ganz ohne bösen Hintergedanken und nur aus wissenschaftlichem Interesse heraus, ob ich ihm zeigen könnte, wie die Hemdhosen stünden. Leider konnte ich dem Wunsche nicht gut willfahren.

Japanerinnen tragen ein rotes Tuch um die Mitte und bis zum Knie reichend; es wird so fest gebunden, daß die Beine nicht auseinandergehen und der Gang beeinträchtigt wird. Begeht eine Frau Selbstmord, so bindet sie eine Schnur um die Knie, damit sie auch nach dem Todeskampfe in keiner unanständigen Stellung angetroffen werde. Männer tragen nur ein ganz kurzes Lendentuch, das sie auch nachts umbehalten. Sie schlafen in ihren Tagkimonos, und jeder Schläfer hat nur Anspruch auf seine Mattenlänge- und Breite. Es können vier oder sechs Personen in einem mittelgroßen Raum schlafen, Kinder bei den Eltern. Alle Japanerchen tragen in den Tropfjahren Guttaperchaeinlagen, so daß nie ein Geruch bemerkbar und der Seidenkimono der Mutter, auf der das Parasitchen lebt, nie in Gefahr ist.

## Durch den Frühling.

Ich könnte ein ganzes Buch allein von Japan füllen, und mit Ueberwindung kürze ich die Beschreibung der ferneren Monate im Land der aufgehenden Sonne ab.

Im Mai — wenn im Hibiyapark die Azaleen und die Glycinien in erstaunlichen Massen und erstaunlicher Schönheit blühen, wehen die großen Seidenfische vor jedem Haus, in dem

Knaben sind. Dann feiern die Japaner das Knabenfest. Der Karpfen ist das Sinnbild des starken Mannes, denn nur er fließt den Strom gegen alle Hindernisse aufwärts, wie es der Kraftvolle im Leben soll; aber man findet auch um die Familienflaggen herum die Figur des Kintaro, der einen Hasen und einen Bären zum Spielgenossen gehabt hatte und in der Einsamkeit groß geworden war, und die Momotaros des Pfirsichkindes, das einem alten Ehepaar in einem roten Pfirsich geschenkt worden war und ihnen aus treuer Sohnesliebe später einen eroberten Schatz heimbrachte. An diesem Tage füllen sich die Augen der Mütter, die keine Söhne haben, mit bitteren Tränen . . . .

In dieser Zeit aber regnet es auch mit einer Ausdauer, die nur einen Fernöstler nicht aus der Fassung bringt; alles schimmelt und man bleibt im Straßenschlamm geradezu stecken. Dieses feinfadige Naß bewundern die Einheimischen und nennen es poetisch, weil es so weich auf Blüten und frisches Grün fällt. Man macht trotzdem Tempelausflüge, bringt allerlei Anhänger mit, besucht die Gräber der siebenundvierzig tapferen Ronin oder fahrenden Ritter, die aus Liebe zu ihrem verratenen Herrn alle Harakiri begingen, opfert vor Tenjin, dem Gott der Schulkinder, der einmal ein weiser Lehrer war und nun — aus weiß der Himmel welchem Grunde — in Ochsengestalt verehrt wird, und pilgert zum Erfinder des japanischen Alphabets, der gekürzten Katakana, zu Kobo Daishi. In jenem Tempel sieht man überall auf den Tischen der Buden Dharmas ohne Augen. Man kauft solch einen Dharma, nimmt ihn heim und malt ihm erst die Augen ein, wenn der Wunsch, den man geäußert hat, erfüllt wurde. Dharma war ein buddhistischer Weiser, der sieben Jahre mit dem Gesicht einer Mauer zugekehrt saß, um besser über die Welträtsel nachdenken zu können und dem, da sie überflüssig geworden, die Beine abdorrten. Im Anfang fiel ihm das Wachen schwer, und als der Schlaf sich seiner immer wieder bemächtigen wollte, riß er sich Augenwimpern und Augenlider aus und warf sie erzürnt auf die Erde. Daraus entsprang die Teestaude, damit Leute, die wachen wollen, sich nicht länger die Lider auszuzupfen brauchen.

## Vor Fujiyama.

Zu den nettesten meiner Schüler gehörten zwei Herren, die beide große Freunde und in sehr hoher Stellung, dabei aber so bescheiden waren, daß ich erst kurz vor meinem Abschied aus Japan von der Ernennung des einen zum Finanzminister erfuhr. Sie lernten Deutsch, lasen Faust und konnten so herzlich wie Kinder lachen. Eines Tages nahmen sie ihre Köchin und ich meine Kamera mit, und so zogen wir hinaus nach Odawara, wo

der eine der Herren ein Landhaus hatte. Odawara ist eine uralte Stadt mit einer von großartigen Wällen umgebenen Festung und mit Häuschen und Mühlen, wie man sie sonst nur in Bilderbüchern findet (die in Japan von hinten nach vorn und von oben nach unten gelesen werden!).

In der Schlucht, durch die wir am nächsten Tage auf Fujiyama zu kletterten, liegt der berühmte Badeort Miyanoshita mit seinen heißen Schwefelquellen, und dahinter verschwindet man in das sogenannte Teufelstal. Der ganze graue Abhang ist eine einzige Rauchwolke, denn es sind da viele siedende Schwefelquellen, deren Rauch so erstickend ist, daß man das Gesicht verhüllen muß, wenn man dicht an ihnen vorbeigeht, um davon nicht etwa betäubt in die heiße Quelle zu fallen, in der Eier gekocht werden und Wasser in kürzester Zeit siedet.

Ein schauriger Wind blies an diesem Tage über den Berg hin, und je höher wir kletterten, desto mehr verrann das Grau schleppender Wolken mit dem seltsamen Weiß der dampfenden Bergabhänge. Als wir zum Asahisee niederstiegen, heulte der Sturm durch das hohe Bambusrohr, das unheimlich ächzte und krachte, und knisterten die Föhren, wie von mächtigen Geisterhänden gerüttelt. Der heilige Berg lag hoffnungslos in einer dichten Nebelmasse, die sich zu klatschendem Regen verdichtete, so daß wir am Ufer in einem Gasthof eingeregnet wurden. Der See warf Wellen wie ein bewegtes Meer, und nirgends konnten die sonst verkehrenden Schifflein auslaufen. Der Nachmittag floß in den Abend, und immer noch saßen wir im Hotelzimmer, das gleichzeitig unser Speiseraum war (in Japan sind die Hotels in sehr viele Zimmer geteilt, so daß jede Gesellschaft für sich allein ist und nur die gegen die Veranda offenen Türen bleiben).

So unbedeutend dieser Frühlingsregen war, so entschied er über ein Menschenschicksal und brachte zwei andere in eine schmerzhafte Verkettung. Als wir nämlich so vereinsamt im Zimmer saßen, begann ich Herrn A. zuzusprechen, nach Europa zu reisen und seine Kenntnisse zu verdoppeln. Er erkundigte sich genau nach den zu erwartenden Ausgaben, und wir wurden vom Eifer so fortgerissen, daß wir Pläne entwarfen, Reisestrecken festsetzten und Studienzwecke besprachen. Später fuhr mein Schüler von seiner jungen Frau, die ihm eben eine Tochter geschenkt hatte, auf zwei Jahre weg nach Europa, besuchte meine Mutter, meine Verwandten und Freunde und kehrte schon wieder in sein Land zurück, alles, ehe ich — sturmgebrochen — in den eigenen Hafen einlief. Er aber gab mir ein Empfehlungsschreiben an jemand auf Formosa .... doch ich will nicht vorgreifen.

Spät nachts fuhren wir im Wagen über Berg und Tal im strömenden Regen nach Odawara zurück. Wir schliefen in den

leeren japanischen Räumen, nur durch Schiebetüren getrennt, und ich erwähne nochmals zu großem Lobe der Japaner, daß ich das nicht einmal mit Weißen gewagt hätte. Ich lag auf vier Futon unter und vier über mir und wirkte auf und unter all den Stoffmassen wie eine Erbse unter Matratzen. Nichts als ein Haarschwänzlein sah vor.

## In Fischerdörfern.

Wieder flossen die Tage wie die Perlen eines Rosenkranzes durch meine Finger. Manchmal betete ich den freudenreichen, wenn ein großes Blatt meine Beiträge annahm, zuzeiten den schmerzhaften Rosenkranz, wenn mich das Gefühl meiner Einsamkeit überkam. Mitten unter Menschen war ich allein. Diese vielen Menschen der eigenen und der fremden Rasse waren nur Schiffe, die der Wind des Schicksals an meinem eigenen Schifflein vorbeitrieb und die ich bald aus dem Gesicht verlieren mußte.

Der englische Dichter, der da sagt, daß die Sonne nur e i n Licht ist und es über Millionen Sterne gibt und dennoch das ganze Licht der Welt mit der hinsterbenden Sonne stirbt, hat recht. Die laue Zuneigung der Bewohner der ganzen Erde würde an Wert nicht der vollen Liebe eines einzigen Menschen gleichkommen, und ich liebte niemand, und niemand auf der Welt liebte mich — weder Kind, Weib noch Mann. Ich meine in dem Grad, in dem allein ich es gewünscht hätte, und so wanderte ich die Kugel auf und ab, wie der bewußte rollende Stein, der kein Moos sammelt: völlig ungebunden und völlig einsam. So oft ich Freunde machte, mußte ich weiter. Das war in meiner frühesten Jugend so gewesen, war es auf der Weltreise und wird es immer sein. Für die Seele einer Frau ist es schlecht, weil sie kalt und wurzellos wird und allmählich die Fähigkeit einbüßt, mit anderen Lebewesen vereint zu leben. Heute hause ich in meiner Klause wie ein Eremit. Wenn jemand an der Glocke reißt und ich ihm öffne, möchte ich ihm — da ich aus fernen selbstgeschaffenen Traumwelten zurück muß in eine Umgebung, die jeden Reiz für mich verloren hat — am liebsten „Memento mori“ zurufen und die Türe zuschlagen. Da ich aber einmal bei einer reichsdeutschen Botschaft war, wo man seine Jugendlehren vom „Es schickt sich nicht“ wieder auffrischt, so verbeuge ich mich an Stelle dessen und frage, vielleicht nicht zu hinreißend liebenswürdig, nach dem Begehren des Besuchers.

Einmal nahm mich jemand in ein japanisches Theater mit, in dem ich in einer Loge, die wie eine umgekippte Kiste war, auf Matten saß und dem Spiel zusah, das so völlig anders als bei uns ist und wo der Szenenumbau mit Hilfe von sogenannten

„schwarzen Männern“ (schwarzgekleideten Bedienten) geschieht und von den Zuschauern weggedacht werden soll; wo die Musiker oben auf der Bühne selbst sitzen und außer den japanischen Instrumenten noch die beiden „harmonischen Hölzer“ eine große Rolle spielen, wo die Handelnden meist Yoros aus dem Freudenviertel und alte Ritter darstellen oder wie in „Kirare Yosaburo“ einen aus Liebe und Weltverachtung zum Räuber gewordenen Helden verhimmeln.

Manchmal sah ich Tanzstücke, und nichts geht über die Ausdrucksfähigkeit der Hände östlicher Künstler. Jeder Finger redet, jede Handbewegung hat den Reiz einer Melodie, und gerade der Umstand, daß die Züge so unberührt bleiben, erhöht in meinen Augen die Schönheit der Darstellung. Tragik liegt nicht in Grimassen, sondern in den feinen, abgetönten Bewegungen, wie sie Menschen im höchsten Schmerz machen, in jenem hoffnungslosen Sichgehenlassen, wenn man merkt, daß es so ist, immer zukünftig so bleiben muß . . .

Manchmal führten mich meine Schüler hinaus an die Küste, um das Leben der Fischer kennen zu lernen, den Zauber der verborgenen Tempel, die aus Föhrengewirr über den unbegrenzten Ozean schauten und deren graugrüne Dächer in ihrem Schwung an die langen, graugrünen Wellen des Meeres erinnerten.

Der Bonitofisch wird, nachdem ihm Kopf und Schwanz genommen wurden, getrocknet, und zwar auf luftigen Hürden, die mitten auf der Straße stehen und auf deren stark gesenkte Fläche Sonne und Staub fallen. Nach und nach wird der Fisch so hart, daß er sich zwanzig und dreißig Jahre lang hält, ohne sich irgendwie zu verändern. Er dient, auf einem besonderen Reibeisen geschabt, zur Würzung von Reis und Gemüse. Solch einen harten Fisch verschenkt man zum Abschied als Sinnbild, daß sich der Beschenkte so gesund erhalte und so unverändert wie ein trockener Bonito bleibe. Auch muß jede Gabe mit dem Noshi und der Doppelgabenschlinge versehen sein. Nur bei Trauergeschenken ist die Schlinge einfach, weil auch der Tote nicht zurückkehrt.

Seegras oder Nori wird ebenfalls getrocknet und als Gemüse gegessen, und auch eine Algenart scheint verwendet zu werden. Die künstliche Perlenindustrie ist dagegen ein Geheimnis und wird unweit des heiligen Ise betrieben. Man legt ein winziges Ding — einen so kleinen Buddha, daß man ihn nur mit dem Vergrößerungsglas wahrnehmen kann, oder ein anderes winziges Dingelchen in die Auster hinein, legt sie zurück ins Meer (in abgegrenzter und an wohlbezeichneter Stelle) und nimmt sie erst nach drei oder vier Jahren heraus. Dann

ist die Perle oder der umsponnene Gegenstand fertig. E c h t sind die Perlen ja auch, aber künstlich sind sie, und so schön und stark wie die natürlichen sollen sie doch nicht sein.

An einer Stelle im Meer bei Kotsuura findet man ganz rote Fische. Diese dürfen nicht gefangen werden, sie wagen sich daher dicht an das Boot heran, und man füttert sie.

Bei der schönen Nihonbashi, der größten Brücke Tokios, findet täglich der Fischmarkt statt. Da trägt man auch den Fischgott spazieren, der auf goldenem Thron in prachtvoller Turmsänfte sitzt, und hier herrscht Ebisu, der getreue Glücksgott, der im Oktober auf Erden bleibt und nach dem Wohl der Menschen, besonders der Fischer sieht, während die übrigen Götter zur jährlichen Versammlung in den Himmel fahren.

S a y a n o r a.

Musik, Aberglaube, Zwergbäumchen, Hunde und der schöne japanische Hahn mit seinem Riesenschwanz, Märchen, Geister und Götter, die Ainus auf Hokkaido, die heißen Quellen auf Kiushiu, die ich besuchte, und in denen man ein sonderbares Skelett, halb mit Mensch-, halb mit Tiergesicht aus dem heißen Schwefel zog, Beppu, wo man die Tücher in den verschiedenen Erdquellen färbte, und Kokura mit seiner Fabrik, wo die Mädchen wie in einer Schule untergebracht und ebenso gut beaufsichtigt sind; die prachtvolle Inlandsee mit ihren tausend Inseln, Kobe, Osaka — die Handelsstadt, Kioto, Nara — — sollen sie alle unerwähnt bleiben? Nein, die beiden letzten Orte darf ich nicht ganz übergehen.

Dr. Solf war nicht nur äußerst beliebt bei den Japanern, die ihn klug und leutselig fanden und deren Anteilnahme für Deutschland er in hohem Maße erregte. Wenn diese Freundschaft nicht politisch auffälliger an den Tag trat, so war das in dem Umstande zu suchen, daß die Japaner Angst vor England haben und vor allem trachten müssen, sich mit dieser Großmacht richtig einzustellen. Sonst aber war Japan — gewiß durch die Erfahrung und den Takt des Botschafters — sehr geneigt, den Deutschen entgegenzukommen. In den Blättern las man immer wieder von der Armut der lernenden Jugend in Deutschland, und viele Gaben von kleinen und oft unbemittelten Schülern liefen ein. Ja, ein armer Bauer, der in die Großstadt kam, fand den Weg zur Botschaft und trug sein Scherflein bei, um der deutschen Not zu steuern, und früher als andere Völker gaben es die Japaner zu, daß Deutschland in jeder Hinsicht zu stark war — auch an Wissen, Geist und Charakter, was einem Lande mehr als Kriegskraft zu Ehren gereicht — um jemals zu Grunde zu gehen.

Auf die Bitte Dr. Solfs hin war ich noch drei Monate über meine ursprüngliche Zeit geblieben, und, so sehr man mir zusprach, vermochte ich nicht länger zu verweilen; denn der Weg vor mir war steinig und lang. So nahm ich denn mit ehrlich schwerem Herzen Abschied von der deutschen Botschaft, froh, auch das Leben bei einer politischen Behörde kennen gelernt zu haben. Mit Empfehlungsschreiben versehen, mit Geschenken von überall beladen, verließ ich am 1. Juli 1923 das Land, von dem ich, wie von keinem sagen darf:

„Niemand hat mich beleidigt, niemand mir ein Leid zugefügt!“

Ist das nicht das schönste und ehrendste Denkmal, das man einem Volke setzen kann, und ist nicht die echte Vaterlandsliebe die, so zu leben, daß der Fremde mit solchen Ansichten scheidet? Man spricht den Japanern große Sinnlichkeit nach. Wie hoch einschätzbar eben deshalb ihre vornehme Kühle im Lande der Schiebetüren! Gesegnet seien sie!

## In Kioto.

Kioto ist die alte Königsstadt (Yedo, das heutige Tokio, ist das Werk der Shogunen). Der Zauber des Mikado umgibt das stille Städtchen mit seinem inneren Kranz alter, gekrümmter, dunkelgrüner Föhren und seinem äußeren Kranz von blauschimmernden Bergen. Hier sind verschlafene Tempel am Ende verschlafener Gassen, und die Unberührtheit vergangener Zeiten liegt wie ein schützender Prunkmantel über allem.

Unweit von Kioto ist Uji, wo die jungen Leute Leuchtkäfer im Juni fangen und auch ihre Herzen gegenseitig einzufangen trachten. Da befindet sich auch, im Grün verloren, der schönste Tempel aus der Fujiwaraperiode, der glücklichen Zeit Japans, in der die Frauen hochgeehrt und frei waren, wo Männer prunkvolle weibliche Trachten anlegten, wo es genügte „Amida Buddha“ in unzähliger Wiederholung zu rufen, um selig zu werden und wo das Leben mit sanftem Fächerschwingen verging. Uralte Fresken bedecken die Wände und weichlinige Dewas oder Engel stehen in Stein im Halbdunkel. Das Tempeldach bildet mit den Umbauten einen Phönix mit ausgestreckten Flügeln, und der ganze Reiz des Mittelalters liegt wie ein staubiger Goldmantel auf allem.

## Nara.

Nara ist heilig. Das ist die Stätte des Buddhismus, und der prachtvolle riesige Buddha, obschon nicht so ansprechend wie der von Kamakura, ist aus der Naraperiode — über 1000 Jahre zurück. Hier entwickelte sich das Volk zuerst zu Kunstempfinden, zu neuem Glauben und zum Bewußtsein eigener

Macht. Es ist die Wiege der Kultur, die hier Fremdes abstreifte und die eigenen Bahnen zu gehen versuchte.

Nara macht auch auf den, der sich weder mit Religion, noch mit Kunst befaßt, einen ganz eigenen Eindruck, denn die Häuser sind vom Hauch des Westens, der alle Poesie in kalte Prosa zieht, noch unberührt, und durch die breiten, aber altmodischen Straßen laufen unbehindert die heiligen Rehe. Sie kommen aus dem riesigen Narapark mit seinen zahllosen Tempeln und Schreinen, laufen auf die Rikschas, die gemächlich dahinrollen, zu, und beschnuppern fragend den Fremden, geben ihm einen gutmütigen Stoß mit der Nase, wenn er geizig genug ist, ihnen nichts zu geben, und laufen wieder davon. Früher war auf das Töten eines solchen Rehs die Todesstrafe ausgesetzt, und auch heute würde das Verletzen für den Täter ernste Folgen haben. Wer aber wollte solch hübschen Tieren etwas Böses zufügen wollen?

Osaka ist dagegen die kalte Handelsstadt mit vielen Elektrischen, großen Geschäften und schon unhöflich gewordenen hastenden Japanern. Ist Eile und blindes Geldsuchen wirklich Hauptzweck eines Menschen? Ist die vornehme Gelassenheit, die in stilleren Städten an den Tag tritt, nicht die bessere, echtere Lebenskunst?

## Im Land der Morgenstille.

Jedermann kennt Japan, wenigstens aus Bildern und Beschreibungen heraus, doch kaum acht Stunden von Moji entfernt liegt Fusan an der Küste Koreas, und damit gleitet man in Gebiete, die wenig besucht und weniger beschrieben werden. Kaum sind wir über die Grenze und unterliegen der üblichen Plage von Paß- und Gepäckuntersuchung, so verwandeln sich die heimkehrenden Studenten, die bis hierher in graue Kimonos gehüllt waren, in das steife, durchsichtige Weiß ihrer Landestracht und lächeln zum ersten Mal selbst mit ihren schwermütigen Augen unter hochgeschweiften Brauen. Alle Völker, die unfrei sind, — Korea ist nun unter japanischer Herrschaft — haben diese eigentümliche Schwermut im Blick. Als ob sie immerwährend auf eine tote Vergangenheit schauten, und vielleicht sind sich die wenigsten dieses Umstandes bewußt.

Mir gegenüber sitzt ein altes Weiblein in kurzem weißen Leibchen und einem sehr weiten, durchsichtigen Rock aus Hanfgewebe, unter dem ein zweiter, ebenfalls weißer und steifer Unterrock vorschaut. Darunter kommt eine weite, unten gebundene Hose und an den Füßen trägt sie komische Schnabelschuhe, teils aus Gummi, teils aus Stoff. Ein alter Mann hat sie nur aus Stroh und wirft sie mit den Zehen wie Bälle auf

und ab. Die Kinder haben das Haar geflochten, die Erwachsenen geknotet. Beim obersten Haarschopf pflegten unzufriedene Ehefrauen ihre ungehorsamen Gatten zu ziehen. Ob man die Sitte bei uns einführen sollte?

Die weiche Sanftheit japanischer Landschaft war wie weggewischt. Näherrückende, hierauf wieder zurückweichende Bergrücken, seltsamförmig und schwachbewaldet, wurden sichtbar, und alles wirkte herber, frischer, unberührter, selbst die Reisfelder, aus denen sich oft Kraniche erhoben. Die Bauernhäuschen hatten flach wirkende, strohbedeckte Dächer, die wie mit einem großen Fischernetz übersponnen schienen, und einige von diesen Hütten waren nur aus Lehm irgendwie zusammengeworfen. An den Aeckern entlang, wie stumme Wächter, liefen Pappeln, und nackte Kinder wechselten mit halbnackten Leuten. Alle Naturvorgänge spielten sich angesichts des fahrenden Zuges ab.

Ich faßte eine unerklärliche glühende Zuneigung zu Korea. Es heimelte mich an, und der Eindruck des unberührten Landes ließ Geschichten wie Mücken durch mein von Anlagestrichen etwas verdorrtes Gehirn fliegen. Da ritten auf holprigen Feldpfaden Männer auf winzigen Pferden, trugen schwarze Roßhaarhüte, die wie umgekippte Ofenröhren am Ende der langen gelben Gesichter saßen; oder es schliefen koreanische Feldarbeiter im Schatten eines Heuschuppens, die lange Pfeife mit dem winzigen Köpfchen neben sich, den Hut seitlich auf dem Ohr ruhend; unter dem Vordach eines einfachen Gasthofes speiste ein besserer Mann, mit seinen Stäbchen den Reis in den Mund werfend, und hatte auf Kopf und Schultern den ungeheuren Hut, der wie ein umgestülptes Waschbecken aussieht und ein Ueberbleibsel vergangener Tage ist. In den guten alten Zeiten schlugen sich die Koreaner nämlich so gern gegenseitig die Köpfe ein, daß ein weiser Regent den Entschluß faßte, dem abzuhelfen, indem er anordnete, daß jedermann einen irdenen Hut tragen mußte. Enstand nun ein Streit, so zerbrach der Hut, und da man mehrere Monate arbeiten mußte, ehe man genug Geld zu einem neuen Hut hatte, wurden die Leute sanftmütiger und anstatt sich halb oder ganz totzuschlagen, beschimpften sie sich gegenseitig mit wachsender Gewandtheit, so daß — obschon die Hüte heute aus Roßhaar sind — diese schöne Sitte noch geblieben ist.

Den ganzen Tag hindurch raste der Zug durch die fruchtbaren Ebenen, an Bahnhöfen vorüber, denen der pfefferige Duft fremder Kost und fremder Rasse entströmte, und am Abend näherte man sich Seoul (Saul) oder wie die Japaner nun sagen „Keijo“.

Eine Bekannte Herrn A.'s, eine hübsche Japanerin, erwartete mich, und in einer Rikscha rollten wir ihrem Hause zu. Männer mit dem „Tsige" oder langen Rückenbrett, an dem riesige, ganz untragbar scheinende Lasten befestigt sind, stolperten an uns vorüber, Frauen in ihren durchsichtigen schneeweißen Kleidern mit Körben auf dem Kopfe kreuzten unseren Weg, und vor den niedrigen Geschäften standen mächtige Eisentöpfe, die das Sauerkraut der Koreaner und ihre stark riechende Pökelware enthielten. Auf langen Schnurvorrichtungen, die Mauern entlang und auf dem Fußboden, trocknete überall Pfeffer, und gelungen war es, daß für Hunde ein niederes Loch in der Hausmauer gelassen worden war, durch das sie ein- und ausschleichen konnten, ohne jemand zu belästigen. Katzen, die seit altersher verachtet sind, standen fauchend auf den dicken Strohdächern und wurden von ihren menschlichen und hündischen Feinden verfolgt.

Was ich auf Reisen so anziehend und zuzeiten doch so schwer finde, ist das ewige Sichumstellen. Heute lebe ich japanisch, morgen koreanisch oder wieder als Weiße, und selbst da nie unter den gleichen Verhältnissen. Kaum war ich in mein vorläufiges Heim gekommen, so brachte man mir eisgekühlten Gerstentee und führte mich sodann ins Badezimmer, wo in einem Bambuskorb der übliche Yukatajikimono und ein Obi bereit lagen, und daher erschien ich, sehr zur Belustigung und Befriedigung meiner Gastgeber, als Japanerin. Nur mußte ich den Kimono von links nach rechts (also nach unseren Begriffen verkehrt schließen), denn von rechts nach links schließt man ihn nur bei Toten, vielleicht weil da das Herz, das im Leben frei sein soll, mehr bedeckt wird.

Das hat bei mir wenig Gefahr; das Herz wirkungsvoll umzubringen, haben sich zu viele Leute von Kindheit an bei mir bemüht. Nun ist es der Muskel, der das Blut umherschießen läßt und nicht einmal in d e r Eigenschaft sonderlich hervorragend . . . . .

Die nächsten Tage vergingen mit dem Besichtigen der Sehenswürdigkeiten, und obschon ich es eigentlich vorziehe, aufs Geratewohl durch die Straßen einer fremden Stadt zu pilgern und den fremdartigen Duft — körperlich und seelisch zu nehmen — einzuatmen, so fügte ich mich hier höheren Wünschen, durcheilte das Museum, sah die alten Buddhagemälde (noch mit runden Augen, ein Zeichen, wie alt sie waren und wie fremd noch der neue Glaube), die seltsamen Dachziegel mit der veralteten Schrift, die Porzellanvasen, der Stolz koreanischer Kunst, die sich hauptsächlich in der Keramik hervortat, und durfte, geleitet von haselnußbraunen Offizieren, die schönen Parkanlagen der königlichen Gärten besuchen und selbst die

Wohnräume im alten Palast, in dem die schöne Königin Ii getötet worden war. Die Quelle im Park ist von schön geformten Steinen umgeben und heißt Paradiesquell. Die Offiziere tranken eifrig, doch mich hat Wasser immer kalt gelassen. Man soll nach Genuß dieses Wassers lange, lange leben. Gott schütze mich davor.

Im Pagodenpark steht die dreizehnstöckige Pagode. Die obersten drei Stockwerke stehen daneben, weil die Japaner sie fortzuschleppen beabsichtigten. Es gelang ihnen jedoch nicht. Unter der Pagode sitzen alte Männer und rauchen Pfeife — im Nichtstun sollen die Leute stets großartig gewesen sein — und spielen ein Würfelspiel, während die Kinder in losen Jacken und kurzen Höschen umhertollen.

Am liebsten hielt ich mich auf dem Markt auf. Da standen die schlanken einheimischen Männer in ihren priesterlich wirkenden, weißen Gewändern stolz und wortkarg hinter den flachen, runden Körben, die mit Bohnen, Kastanien, Passanianüssen, Satokartoffeln und anderen Landeserzeugnissen gefüllt waren oder mit hellgelbem, grellrotem oder schwarzem Zuckerwerk, das wie zerstampfte Kohle in Wurstform aussah und von dem ich, bei allem Wissensdurst, nicht kostete. Niemals priesen die Händler ihre Waren an, doch kaufte man, so lächelten sie plötzlich und waren sehr höflich.

Von den Haken der Fischhändler hingen zu Kränzen gebundene Fischlein, trockene Bonito, faserige Teufelsfische und Körbe voll Haifischflossen; es gab auch Geschäfte, in denen man Rüstungen aus Bambus erstehen konnte — Armstützen, Brustpanzer, Kragenersatz und Beinhüllen, doch war das ohne kriegerische Bedeutung, sondern diente lediglich dazu, die steifen Gewänder vom schweißnassen Körper abzuhalten, um sie länger weiß und frisch zu erhalten. Das Waschen dieser Gewänder mit Hilfe von flachen Brettchen, mit denen sie am Flußrand bearbeitet werden, und das gleichmäßige Anschlagen der glatten Hölzer, mit denen sie gestrichen werden müssen, um glatt und steif zu sein, — was tägliche Frauenarbeit ist — gibt den Takt, das Hohelied könnte man behaupten, von Seoul an. Ueberall ertönte das einförmige Klapp, Klapp, Klapp der Hölzer.

## Das Jugendherstellmittel.

Korea hat eine Pflanze, die nirgends sonst auf der Welt erfolgreich gebaut werden kann, noch wild gefunden wird — Ginseng. Es ist ein Würzlein, das — mit Zuhilfenahme einer starken Einbildungskraft — tatsächlich wie ein Männchen mit Kopf, Armen und Beinen aussieht, und das, zu Tee verkocht, angeblich die Gabe besitzt, von allen Uebeln zu heilen und einen

alten Mann wieder jung zu machen. Das schätzen vorwiegend die Chinesen hoch ein, für die das Leben nur Wert hat, wenn die drei Hauptdinge — Geld, Frauen und dadurch Söhne, gepaart mit hohem Alter — in ihren Besitz gelangen.

Man findet Ginseng zuzeiten wild in den unwirtlichen Bergen, wo noch der Tiger umschleicht (der indessen nie einen Betrunkenen angreift, weil ihm, wie man behauptet, vor so einem graust), und wenn ein Mann das Glück hat, Ginseng zu entdecken, so baut er sich eine Hütte daneben, denn für eine echte Ginsengwurzel, über die alle Kräuterbäche der Berge gelaufen sind und die zwanzig Jahre die Ströme der Erde in sich aufsaugt, zahlen die Japaner tausend Yen (2000 Mark!). Man pflanzt aber Ginseng auch an, sieht, daß er genug Schatten findet, und wartet vier bis fünf Jahre, ehe man die Wurzeln herausnimmt, sorgfältig reinigt, trocknet, zählt und in Schachteln packt. Jede Wurzel hat eine rote Papierkrawatte wie bei uns die Zigarren und darf auch nur in Apotheken verkauft werden; denn Ginseng ist Staatsmonopol und trägt der japanischen Regierung mehrere Millionen Yen ein. Ginseng wird von Chinesen in Massen erstanden und auch nach Ansiedlungen verschickt, die, wie Nordborneo, vorwiegend von Chinesen bewohnt werden. Die Vereinigten Staaten versuchten, mit sehr mittelmäßigem Erfolg, Ginseng anzupflanzen.

Nun wollte ich auch gern Ginseng trinken, denn wenn ich gleich keiner Verjüngung bedurfte, würde mir eine Kräftigung nur wohl getan haben, und am folgenden Morgen brachte mir mein liebenswürdiger Gastgeber in der Tat eine Schale Ginseng. Der Tee roch wie Fleischsuppe, in der Mohrrüben eingekocht wurden, und ich glaube mich zu entsinnen, daß Ginseng tatsächlich in die Klasse der weitesten Verwandtschaft mit diesen mir nicht übermäßig angenehmen Wurzeln gehört. Sonst war das hellgelbe Getränk leicht zu nehmen, und im Augenblick verspürte ich keinerlei Wirkung, doch da ich an diesem Tage in heißer Sommersonne der Subtropen sieben Stunden ohne Anstrengung lief, schreibe ich dies doch dem Genuß des Altmännerwürzelchens zu. Wer indessen diesem Verjüngungsmittel zu häufig zuspricht, der soll dem Wahnsinn verfallen.

## Bei einem Edelmann.

Herrn Y., dem es gelungen war, einen höhergestellten Beamten dafür zu interessieren, verdankte ich den Besuch bei einem alten koreanischen Edelmann, wodurch ich die Inneneinrichtung in einem vornehmen Hause dieser zurückhaltenden Rasse kennenlernen konnte.

Die Gebäude waren von einer hohen, feindlich wirkenden, etwas gesenkten Mauer umgeben. Wir traten durch das alte Tor in einen sonnentrunkenen Hof und durch ihn weiter in einen zweiten, ebenso stillen, ebenso schimmernd weißen und von da aus, von einem Diener geleitet, in das eigentliche Herrenhaus mit seinem polierten Fußboden, der schon an und für sich eine Sehenswürdigkeit war, und über ihn hinweg zum erhobenen lagerähnlichen Sitz des Hausherrn, der ein dreieckiges Polster als Rücken- und ein Holzgestell als Armstütze hatte. Er begrüßte uns sehr höflich, seine lange Pfeife zur Seite legend, und führte uns persönlich durch die hohen Gemächer, um uns die kostbaren alten Schränke mit ihrer verschlungenen Einlegearbeit aus Edelsteinen und Perlmutter zu zeigen. Bald war der Grund ebenholzschwarz, bald scharlachrot, und Kraniche und Schildkröten jagten sich da in unglaublichen Stellungen durch üppige Blumenranken und verworrenes Blattgewirr. Der Kranich ist das Sinnbild langen Lebens, die Schildkröte — wenigstens in Japan — des weiblichen Gehorsams, denn so wie die Schildkröte bei der leisesten Berührung einer Hand Pfoten und Kops einzieht, so sollte jede Frau demütig Kopf und Pfoten einziehen, wenn ihr Herr und Gebieter sie berührte.

Herrliche Kakemono berühmter koreanischer Meister, meist Tiere in sinnbildlichem Zusammenhang mit der Natur darstellend, zierten die Nischen, und runde oder trommelartige Porzellansitze luden zur Ruhe ein.

Der Edelmann mit seinem langen, schütteren Barte und der längeren, dünneren Pfeife, geleitete uns als besondere Gunsterweisung durch einen langen, kalt wirkenden Gang zu dem Eingang der Frauenräume, wies mit der Hand auf einen Hof, der voll großer Eisentöpfe war, zeigte dunkle Spalten dahinter (aus denen es hervorkicherte) und erklärte dies für die Küche. Dann ließ er uns Kehrt machen; denn Frauen sind nichts für neugierige Augen.

Heute erfreuen sie sich ohnedies einer größeren Freiheit als einst. Sie gehen unverhüllt, obschon ganz Wohlerzogene noch begehren, daß die Frauen bei ihrem Erscheinen den breiten Aermel vor das Gesicht schlagen. Sie nehmen auch an Unterhaltungen teil. In alter Zeit mußten sie tagsüber fleißig arbeiten, abends jedoch von neun bis Mitternacht durften sie sich gegenseitig besuchen, und das war die „hora regalis“ für die Männer. Es ertönte der Gong, und wer nach der neunten Stunde auf der Straße war, der wurde vom Schutzmann tüchtig verprügelt; denn es war „Damenstunde“.

Zum Abschied schenkte mir der Herr zwei schöne koreanische Fächer, das Lebensgrundgesetz darstellend, „In Yo“ oder

Licht und Schatten, Ruhe und Bewegung, das Schaffende und das Erschaffene.

Ich dankte auf Englisch, verbeugte mich tief und hielt mich am Seil an, während ich wieder in meine Schuhe schlüpfte, doch dann mußte ich mich nach westlicher Art hinhocken, um sie zuzuknöpfen. Wir können unsere Schuhe füglich nicht nur mit der großen Zehe zum Gehorsam bringen.

## In Heijo.

Heijo liegt eine weitere Tagereise mit dem Schnellzug gegen Norden. Es war einst die Hauptstadt und ist geschichtlich viel wertvoller als Seoul. Wohl stieg angeblich zur Zeit des Kaisers Yao in China, also um 2332 vor Christi, Whanung, der Sohn des Schöpfers, vom Himmel herab, begleitet von 5000 Geistern, und gründete, unter einem Paktalbaum, das Reich der Erde, seine Minister Wind, Regenbeherrscher und Wolkenlehrer an ihre Stellen schickend. Doch erst im Jahre 1766 vor Christi wird die Geschichte etwas glaubwürdiger, als der Nero Chinas, der furchtbare Kaiser Chu, alles beherrschte, was damals von der östlichen Welt bekannt war. Er liebte seine jüngste Nebenfrau, die wunderschöne Tal-geui und schlug ihr nie einen Wunsch ab, wie blutgierig er auch sein mochte, daher planten die Mandarine (Minister) ihren Untergang, doch fand sie den Schuldigen immer heraus und ließ ihn kurzerhand um einen Kopf kürzer machen. Da folgte ihr der weise Ki-dscha von ferne, als sie ihren monatlichen Spaziergang in vollkommener Einsamkeit antrat, und da sah er sie in einem Fuchsbau verschwinden. Er tötete, nachdem sie in den Palast zurückgekehrt war, sämtliche weißen Füchse darin und warf ihre Felle um. Als er so bekleidet vor Tal-geui und dem hohen Rate erschien, erkannte sie ihre Verwandten, fuhr zusammen, verwandelte sich blitzschnell und sprang als neunschwänziger Fuchs zum Fenster hinaus, um nie wieder aufzutauchen. Chu jedoch, der Ki-dscha weder dafür enthaupten lassen konnte, noch ihn belohnen wollte, sandte ihn nach dem heutigen Korea und befahl ihm, es sich zu unterwerfen und urbar zu machen. So wurde der Weise der Gründer von Heijo.

Einst war die Stadt sehr groß und erfuhr wechselnde Geschicke; heute ist sie klein, sonderbar verschlafen und tot. Sie liegt zwischen niederen Hügeln und malerischen, von kleinen braunen Dörfern unterbrochenen Feldern, und die Leute sind gar nicht gewöhnt, eine Europäerin zu sehen. Sie starren aus aller Kraft, und die Kinder verschwinden beinahe furchtsam vor der Fremden.

So still fließt das Leben, daß man sich in einem Bild glaubt. Die Sonne liegt müde auf dem grauweißen Staub, und

die Weiden lispeln schläfrig vor alten grauen Mauern. Kraniche erheben sich aus den feuchten Reisfeldern, und die Frauen am Flußrand schlagen eintönig ihre zerstreuten Wäschestücke. Hinter einem Baum steht ein Ochse mit dem Ring durch die Nase und auf den Hüften der Frauen sitzen nackte Kinder und suchen nach der Brust unter dem losen Jäckchen, das den Schatz ohnehin nie verbirgt.

In Pyengyang (Heijo) ziehen die Brotjungen mit ihren Körben dahin und rufen:

„Yamayo pan!“ (Brot gibt es).

Auf einem Hügel ist ein hübscher Park mit Sitzen, und dahin kommen morgens die Studenten und wiederholen ihre Aufgabe.

Vielleicht erzählen sie sich von den drei Weisen, die auf Quelpart, der Insel, landeten, und alles mit sich brachten, was zum irdischen Glücke gehört: ein Pferdchen, ein Kalb, ein Schwein, einen Hund und eine — — Frau! All das steht in der Geschichte Koreas geschrieben. Oder sie erzählen sich vom Maulwurfsvater, der für seine Tochter einen Gatten gesucht, Sonne, Mond, Himmel, Wolken, Sterne und den großen Berg angesprochen hatte, und zum Schluß zur Ueberzeugung gelangt war, daß ein Maulwurf doch das größte Ding auf Erden sei. Oder vom Tokgabi, dem Hauskobold, der gern den Deckel in den siedenden Reistopf fallen läßt und alles Glänzende, sogar Silber, haßt? Wer weiß es!

Ich verließ Heijo tief durchdrungen von dem stillen Zauber dieses unbekannten Landes. Wieder erwartete ein Dampfroß mich und meine getreue Erika, und wieder fuhren wir einer neuen Grenze, neuen Erfahrungen entgegen.

## Durch die Mandschurei.

Ich nahm Abschied von japanischer Höflichkeit und stand unter groben Flegeln in Mukden. Man gewöhnt sich vielleicht an die Chinesen. Das mag sein. Sechs Monate China waren für mich jedenfalls nicht genug. Ich ehre vieles, was ich bei ihnen antraf, und ihre geheimnisvollen Tempel, der Schatten des Mystischen, Düster-Grauenhaften, der zauberhafte Aberglaube, der in fremde Welten versetzt, zogen mich wie nur noch in der Südsee an; aber nichts wird mich abhalten zu sagen, daß sie als Volk gegen Ausländer grob sind, abscheulich herumspucken (so daß Europäer auch mit der Zeit dieses Laster annehmen) und daß man von der Reinlichkeit des Nachbars keinen Begriff hat.

Mukden scheint stark europäisch. Die schmucklosen Steinbauten, die von Winterkälte sprechen, die breiten Straßen mit

Baumgängen an jeder Seite, in denen nichtsdestoweniger der Fuß bald im Staub, bald im Schlamm versinkt, die kleinen Karren, die Träger mit ihren Schulterstangen, die schicksalsverschlagenen Russen, die kleinen Mädchen in chinesischen, enganschließenden Hosen.

Ich sah mir Mukden von oben bis unten an, trieb am alten Tempel vorüber, der wie eine wissende alte Steinunke am Wegrand sitzt, und erwischte durch eine Fügung des Geschicks gerade noch den einzigen Zug, der einmal täglich Peking zusteuert. Niemand dürfte „zurollen“ sagen, denn er läßt sich Zeit.

Die Gegend war öde bis zur Mundverstauchung durch Gähnen. Nichts als Kaoliang, die chinesische Hirse, die billiger als Reis ist und im Norden gut gedeiht; später einige ausgedehnte Maisfelder und erst vor Tientsin Gärten und Abwechslung, aber dazwischen doch wieder öde, graue Erdstriche, Lehmbauten, zerlumpte Menschen und langsam dahinwandernde Kamele. Man fährt fast vierundzwanzig Stunden, dann hält der Zug in einer Halle und man liest Ch'ien Men. Das ist Pe-King, die Hauptstadt.

## Durch die Gunst der Götter.

So etwas muß man mitgemacht haben. Erst die Zollbehörde, dann die Hotelschreier, die Kulis, die um das Gepäck kämpfen, und endlich vor dem Riesentor, auf dem Riesenplatz die Rikschas!! Ein Mann wollte dem Kuli den Weg zeigen, ein anderer mein Gepäck überwachen, ein dritter ... kurz, fünf Männer wollten mit, und dazu drängte sich noch eine krätzebedeckte, triefäugige Alte heran und wollte mir fächeln. Fächeln, während aus ihrem zahnlosen Mund die Gerüche stiegen, die man sonst nur im innersten Raum des Zwischendecks findet. I c h danke!

Sie waren nicht zu beherrschen, und mein Chinesich beschränkte sich auf die unnütze Frage „Sind Sie Chinese?“ und die überflüssige Antwort, noch vor dem Weltkrieg einstudiert, „Ich bin Oesterreicherin!“, was gar nicht mehr richtig stimmte. So sprang ich in der Rikscha auf, erklärte auf Englisch, lieber zu Fuß gehen zu wollen, und machte Miene, mein Gepäck herabzuziehen. Die Grobheit wirkte; ich hatte die richtige Art gefunden, und wir trafen nach zwanzig Minuten in dem mir empfohlenen Hotel ein. Die menschlichen Aasgeier wollten zwei Dollars für die Fahrt, die fünfzig Kupferstücke wert war. Der Wirt riet mir, fünfzig Goldcents zu geben, und jagte sie dann mit dem Stock hinaus . . .

Am lautesten kläffte die krätzige Alte, die mich angestänkert hatte.

Das Hotel war voll. In ein mir empfohlenes Haus, wo Russen billig wohnten und das mir jemand im Zuge geraten hatte, verspürte ich keine Lust zu gehen, und für eine englische Pension hatte ich mich beinahe schon entschieden, als der Herr sagte:

„Wissen Sie was, versuchen Sie Foo-Lai. Das ist ganz nahe in der Chuan Pan Hutung und wird von einer netten deutschen Dame, die mit einem Chinesen vermählt ist, geleitet."

Eigentlich dachte ich mehr an die englische Pension, aber ansehen konnte ich mir die Sache ja. Der Diener zeigte mir das Tor, ich glitt hindurch, traf eine zarte Deutsche und wurde nach oben geführt, um das Zimmer in Augenschein zu nehmen. Es bildete die Dachwohnung des Hauses und hatte drei Fenster, jedes von anderer Lage und anderem Bau; aber es war so friedvoll still oben, daß ich sofort begeistert war und den hohen Preis (ich glaube fünfzig Dollar monatlich) bei all meiner sonstigen und notwendigen Sparsamkeit erlegte. Das war nur Zimmermiete und schloß keinerlei Kost ein, doch mich entzückte die winzige Veranda vor dem Fenster, der Umstand, daß ich keinen Nachbarn hatte, und die Mauer, die das Grundstück wie ein Kloster umzog und allen chinesischen Häusern eigen ist, so daß man in der Tat wie ein König in seinem eigenen Reich lebte.

Ich wartete unten im Salon, bis das Zimmer instand war, — eine kleine, sehr schmutzige Gestalt, denn seit Heijo hatte ich mich nirgends mehr zu waschen vermocht — im Zug trotz der ersten Klasse aus Furcht vor Ansteckung nicht, denn in China gibt es so viele Hautkrankheiten (Aussatz, Beulen, Krätze, den sogenannten roten Hund, allerdings mehr im Süden, und den schrecklichen Ringwurm, der eine kahle Stelle hinterläßt, wo immer er den Haarboden angreift) — und meine erste Handlung war denn auch, eine Treppe hinab ins Bad zu pilgern.

Ein so unbedeutender Schritt — das Zögern zwischen zwei Pensionen, ein flüchtiges Fragen, und das entscheidet oft über eine Zukunft, ein Menschenleben. Diese winzig kleinen Vorfälle haben mich oft beim Rückblick schwermütig gemacht. Es kann nicht reiner Zufall sein, der so einschneidend für ein Leben wird. Anderseits: Ist jede unserer Handlungen schon ein Fruchtkeim im Schoß der Zukunft, der nur aufzugehen braucht?

Foo-Lai wurde mir zum Paradies der Reise. Es blieben noch genug Schatten und Einsamkeiten des Herzens, genug Leid, das keine Sonne zu verscheuchen vermochte, aber ich hatte ein ruhiges Zimmer — ein heißersehntes und seltenes Ding! — und Menschen, die mich lieb hatten (von denen ich es mir jedenfalls

einbildete). Dazu eine geheimnisvolle Umgebung, genug erspartes Geld, um für den Augenblick ganz meinen Studien leben zu können, und gute Nachrichten aus der Heimat. Ich schrieb für 23 Zeitungen und Zeitschriften, teils in Deutschland selbst, teils in Oesterreich und arbeitete während meines Pekinger Aufenthaltes an einer Novellensammlung, die mein ganzes Denken erfüllte. Das aber bedeutete schon Ferien vom wahren Ich. Oder ist der Mensch in mir nur Schatten und das wahre Ich der Künstler, der in seinem Schaffen aufgeht? Heute glaube ich es . . .

## Die Pfirsiche.

Was ich da schreibe, ist ein Blick in die Zukunft. Die erste Woche in Peking verriet nichts von all dem Glück. In jedem Geschäft wurde ich übers Ohr gehauen, immer mußte ich für die gleiche Sache verschiedene Preise zahlen, und immer stürzten sich die Rikschakulis auf mich, wenn ich aus dem scharlachroten Tor trat, denn zu gehen ist unfein für Weiße. Ich aber danke Gott zu herzlich für meine Gehmaschinen und träume zu gern wandernd vor mich hin, spinne zu oft meine Werke so aus, als daß ich mich einem laus- oder ringwurmgesegneten Kuli anvertraut hätte, außer wenn Unkenntnis eher als Entfernung diesen Entschluß zur Notwendigkeit machten.

Indessen habe ich durch beständige Entbehrungen und durch das unfreiwillige Achselreiben mit den niedersten Volksschichten einen Kennerblick für billige Geschäfte oder Kaufleute entwickelt und schon am zweiten Tage hatte ich einen Chinesen ermittelt, der mir für zehn Cents, die ich ihm wortlos hinhielt, (sagte ich nicht, daß ich Anlage zum Trappisten habe?), das rosa Säckchen mit Pfirsichen füllte. Wohl waren es nicht die besten ihrer Art, wohl stand die Bude mitten auf der Hatamenstraße nur wenige Schritte vom „erhabenen Tor des Wissens“, das grau und drohend von der Pekinger Mauer emporragte, wohl rasierte ein Wanderbarbier neben meinem Obsthändler seine Opfer und sammelte die abrasierten Haare auf einem vom Opfer selbst gehaltenen Federfächer, wohl zerschnitt nebenan der Wanderkoch kleine Fleischstückchen (möglicherweise von Hund oder Ratte stammend, aber als Schweinefleisch verkauft) für seine seltsamen Gerichte, die nach Sesam- oder Saubohnenöl rochen, wohl fingen sich zwei alte Weiber in einer Hausecke Läuse und spuckten alle Kinder der Himmlischen Mitte nach allen Richtungen hin, während die schwerfälligen Kamele aus der Gobiwüste dicht an uns vorbeizogen, ein Tier immer mit der Nase an den Schwanz des Vordermannes gebunden, — aber Pfirsiche um zehn Cents ohne Aerger waren es . . . .

Mit dieser Pfirsichlast ging ich dreimal täglich an den Dienern vorüber — am dicken Torhüter, der sich nie aus der Eingangswölbung rührte und verantwortlich war, kein Gesindel und niemand Verdächtigen durchzulassen, und an den beiden Boys oder Kellnern, die in ihren lichtblauen Ischangs (talarartigen Uebergewändern) sehr gut aussahen und sich immer tief verbeugten. Nicht immer konnte ich unbemerkt an Frau L. vorbeigleiten, und jedesmal sagte sie, daß man in Peking Obst nur mit Vorsicht und nur mit siedendem Wasser abgespült essen solle, was ich andächtig anhörte. Da mir aber im Zimmer das Kochen auf einem Spirituskocher gewiß verboten gewesen wäre, da ich kein Wasser trinken durfte, (weil es abgekocht sein mußte) und daher nichts essen wollte, was Durst erzeugte, so aß ich dreimal täglich Pfirsiche. Zum Schluß schien mir mein Bauch wie der des Wolfes, dem die Steine an Stelle der Geißlein eingenäht worden waren. Frau L. wurden gleichzeitig die Pfirsiche, die als wandelnde Cholera in mir und mit mir herumzulaufen schienen, zu bunt, und sie schlug mir vor, morgens mit dem Boy eine Kanne heißen Wassers zur Teebereitung heraufsenden zu wollen.

## Bei der Gesandtschaft.

Wie versprochen, hatte mir der deutsche Botschafter in Tokio in liebenswürdigster Weise ein Empfehlungsschreiben an den Gesandten in Peking mitgegeben, der indessen gerade im berühmten Seebad Pei-tai-ho weilte und mich ziemlich kalt wie einen unliebsamen Akt erledigte. Auch sonst war man — bis auf eine Dame — bei der Gesandtschaft kalt wie die oft genannte Hundeschnauze, und nachdem ich einige Male an den Steinlöwen vorbei hinein- und wieder herausgegangen war, gedachte ich des Rates, der mir geworden (nicht ohne innere Freude und zu meinem dauernden Glück, so daß ich dem Gesandten für seine Kälte noch heute dankbar bin), und wandte mich dem Gegenlager zu, was mir verboten gewesen war, so lange ich noch — durch irgend ein Band — mit der Behörde zusammenhing.

Ich hatte nämlich ein Empfehlungsschreiben an Herrn Erich von Salzmann, den bekannten Korrespondenten der Berliner Morgenpost, der Kölnischen Zeitung und vieler anderer deutscher Blätter, der seit zwanzig Jahren in China ansässig und eine im Osten sehr bedeutende Persönlichkeit war. So oft ich seinen Namen auf der Messingplatte las, gab es mir einen Ruck, hineinzugehen, aber die deutschen Steinlöwen, wie ich sie nennen muß, warnten mich. Nun man mich aber wie eine heiße Kartoffel fallen gelassen hatte, brauchte ich keinerlei Rücksicht zu üben, und eines Nachmittags, nach — wie mir wohl scheint

— vorheriger Anfrage, zog ich die Glocke des berühmten Journalisten.

Sprich: vom Fegefeuer ins Himmelreich kommen! Wenn man bedenkt, was im Osten dazu gehört, sich politisch auf dem Laufenden zu erhalten, wieviel Scharfsinn, wie unzählige Gespräche, entweder persönlich oder über den Draht, ein wie unaufhörliches Ueberwinden von Tücke und absichtlichem Irreführen, und überdies erfährt, daß Herr von Salzmann so schwer augenleidend ist, daß er einer Sekretärin bedarf, so wird man begreifen, wie entzückt ich war, daß er nicht nur alle Arbeit zur Seite schob und mich noch an jenem Abend in die Seitengäßchen Pekings führte, um mir alles zu erklären, sondern daß sein Empfang so herzlich war, wie man ihn ganz selten einer Fremden entgegenbringt. Er hatte sogar mein jüngstes Werk in Händen gehabt und sprach darüber, kurz, ich wandelte wie auf Wolken von ihm heim.

Er tat — was keine Behörde so schnell für mich getan hätte — er gab mir Empfehlungen an die drei englischen Blätter, und obschon zwei Schriftleitungen zu arm waren, um Beiträge zu entlohnen, so nahm die Far Eastern Times sechs Aufsätze über Südslawien an und bezahlte hundert Dollar. Dies machte mich überdies in Peking einigermaßen bekannt und führte zu weiteren Vorteilen, und am folgenden Tage machte mir der liebenswürdige Korrespondent, der mich kaum kannte, den Vorschlag, ich möge auf eine Woche zu seiner Frau nach Peitaiho fahren . . .

## In Pekings Hintergäßchen.

Die auserwählten Reichsdeutschen, die irgendwie mit der Politik zusammenhängen, wohnen im Gesandtschaftsviertel, und zwar jeder auf dem seiner Behörde angewiesenen Fleck. Auf dem Lazarettgrund wohnte Herr von Salzmann, und die Gesandtschaft lag etwa fünfzig Schritte weiter an der Gesandtschaftsstraße. Viele politische Vertretungen, besonders Amerikaner und Japaner, hatten sehr viel Militär mit und regelrechte Kasernen an die Amtsgebäude anschließend. Deutschland hatte nach dem Friedensschluß viele Vorteile verloren. So mußten sich die Deutschen vor den chinesischen Gerichten verantworten, wenn sie etwas verbrochen hatten, nicht vor denen der eigenen Behörde, und das führte zu allerlei Qual und Mißbrauch. Es schadete aber nicht nur den Deutschen — es setzte a l l e Europäer in den Augen der Asiaten herab — und mag der erste schwere Anstoß zu der heutigen Auflehnung gegen fremde Vorrechte in China gewesen sein.

Hinter dem Gesandtschaftsviertel liegt das Ch'ien Men, das zur echten Chinesenstadt führt, die so ist, wie man sich das

daheim vorstellt. Peking war der einzige Ort, der mich nicht enttäuschte. Da hingen die roten, mit goldenen Buchstaben verzierten Streifen tatsächlich aus den Fenstern, da waren die geschnitzten alten Tore grün und goldig im Ton, da schoben phantastische Tiergebilde, die nie gelebt haben konnten, ihre Steinhäupter aus Mauervorsprüngen, und da war das Straßenbild so, wie man es sich geträumt hatte und wie es vor tausend Jahren schon gewesen sein mag: langsam dahinschreitende, sich wiegende Kamele, die meisten dunkelbraun mit Haarfetzen, die herabhingen wie Wolle von einem sich schabenden Teppich; manche Tiere waren weiß. Eilende Diener mit spitzen Hüten, die einer Privatkutsche mit geschlossenen grünen Jalousien voranliefen; Rikschakulis, die gebeugt dahinklapperten mit irgend einem steingesichtigen dicken Chinesen im zweirädrigen Gefährt; ein Vater, der stolz sein nacktes Söhnchen führte, das nichts als eine viereckige Haarfranse vorn auf dem glattrasierten Kopf hatte; Lamamönche in brauner oder gelber Kutte, die man schon von weitem roch, und Frauen, „die öffentlich lachen“, in weiteren Hosen, als es sonst Sitte, und mit schwerduftenden Blumen im Haar. Vor allem Bettler, die sich mit widriger Zudringlichkeit heranschoben, einen am Arm zupften, sich vor einem in den Staub warfen, einen „Vater“ und „Mutter“ nannten, und die greulich verstümmelt waren, so daß man sich am liebsten losgekauft hätte, wenn nicht eben das Verteilen von Almosen sie erst recht angelockt hätte. Ueber all dem lag der „Duft des Ostens“, das heißt, jenes zauberhafte Gemisch von Gerüchen und Gestänken, das man nicht vergessen kann: Weihrauch, Sandelholz, Harze, Honigkuchen, fremde Gewürze, allerlei Oele, der Schweiß halbnackter Menschheit, Unrat in den Ecken, die Ausdünstungen eines Kranken, das nasse Fell räudiger Hunde, und dann wieder der Duft feinen Tees, frischer Seide, alter Rosenkränze, trockener Fische und neuerdings hinab zu dem Odem von Leichen und Fäulnis. Die Gerüche greifen ineinander und sind überdies durchwoben von dem feinen Rassengeruch, der einem sofort verrät, daß man sich unter Menschen befindet, die doch irgendwie chemisch anders zusammengesetzt sind.

In den Hintergäßchen flaut all dies ab, und man sieht nur die abweisenden grauen Mauern, die etwas Geheimnisvolles an sich haben. In diese festen Wände eingelassen findet man auf einmal schwere Messingplatten, von Blumen umgeben und von Schleifen umflattert. Daneben grinst ein scharlachrotes Tor, und in dem breiten Torweg sitzen mehrere Diener. Ein Tisch zeigt sich, auf den ein eben Eintretender einen Silberdollar legt.

Hier hausen die Freudenmädchen, eher wie Königinnen, die Gunst verteilen als wie arme Sklavinnen, die sich ver-

kaufen müssen. Wer hier eintritt und seinen Dollar zahlt, ist noch lange nicht am Ziel seiner Wünsche. Er wird einfach vorgelassen, erhält im allgemeinen Salon, zusammen mit vielen anderen Herren, sein Täßchen Narzissen-, hier Wasserlilientee oder vielleicht ein Schälchen Reiswein mit einem unerträglich süßen, breiigen Kuchen. Er wird von der schönen Wirtin unterhalten, geistreiche Reden fliegen hin und her, und wen s i e am meisten liebt, der darf zum Schluß bleiben. Die anderen sind um eine schöne Stunde reicher und einen Dollar ärmer, aber ihr Liebesdrang bleibt ungekühlt. All das erinnert mehr an das griechische Hetärenwesen. Solche Frauen müssen ebenso sehr durch ihr Wissen, ihren Geist und Witz, wie durch ihr Aeußeres wirken. Wie in Japan, so auch in China erklärt sich die Macht solcher Frauen durch den Umstand, daß Ehen bestimmt werden, in der Freiheit indessen das Herz sprechen darf.

## In Peitaiho.

Die kleine Chinesin in Seidenjacke und Hose stand am offenen Wagenfenster und machte Spritzbewegungen, — die Art des chinesischen Winkens, die mehr an der Luft gegebene Nasenstüber erinnert. Zwei ältere Frauen, ziemlich aus dem Leim gegangen, saßen mir gegenüber, und die eine versuchte, mich in ein Gespräch zu verwickeln, das bei meinen Sprachkenntnissen bald in den Furchen der Unkenntnis endete; aber wir unterhielten uns nach Art der einstigen Neandertaler weiter, indem wir allerlei Handbewegungen nach oben und nach unten machten und Grimassen wie Kinoschauspielerinnen schnitten. Als wir in einem größeren Orte hielten und man Pfirsiche brachte, kaufte mein Gegenüber einige goldgelbe, wunderbar saftige, verlockend wie die Sünde aussehende und bazillengespickte, und reichte mir eine Frucht.

Immer wieder hatte ich Gelegenheit, zu erkennen, daß die Frauen der ganzen Welt mit nur geringen Ausnahmen herzensgut sind, und zwar je niederer in gesellschaftlicher Stellung, desto gutherziger. Entweder können die Armen leichter aus ihrer Schale heraus, oder sind sie so gut, weil sie den Mangel am eigenen Leibe kennen gelernt haben? Als ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte und mit Gott und der Welt zerfallen war, hat mich immer wieder solch ein Beispiel der Nächstenliebe vor völligem Seelenverfall gerettet. Es war stets, als ob ich auf dem trostlosen Weg einer unbegrenzten Wüste auf einmal eine Oase mit Blumen gefunden hätte.

Ich aß die Pfirsich ohne Rücksicht auf ihre Choleramöglichkeiten, in der wohltuenden Erinnerung, daß mein Magen schon Iguanaeier, Schlangen, Okalehau und japanischen Mochi

verdaut hatte, und tatsächlich waren die Folgen nur ein „Tutsehe buhau“ (Unruhen unter dem Gürtel)

Dicht neben den Dörfern sieht man runde Hügel von halbem Hausumfang, die ungeschmückten Gräber der Toten, schwarze Schweine, trabende Kamele, zahllose Maultiere und Esel und komische, blauüberdachte zweirädrige Wagen, deren schwere unförmige Räder in den Furchen versinken, und in denen die Reisenden nur gebückt und mit untergeschlagenen Beinen sitzen können. Auf einer Handkarre führte ein Mann seine zwei Frauen samt Koffer in ein Nachbardorf, und die beiden besseren Hälften (machen zwei Hälften in d e m Fall e i n Ganzes?) hockten sehr geschickt über dem einzigen breiten Rad.

Erst abends, wenn die Knochen schon die neunstündige Fahrt spüren, und die Berge über die weite Ebene wie wandernde Mönche langsam und vornehm heranrücken, hält der Zug in einer baumbeschatteten Station, und jemand ruft:

„Peitaiho!“

Das ist das berühmteste Seebad des Nordens. Es wird von allen Europäern mit Begeisterung aufgesucht, aber man darf dabei ja nicht an Ostende oder Abbazia denken. Die kleine Zweibahn, der ich mich anvertrauen mußte, lud mich im ersten Abendschatten vor einem Ort ab, der aus sehr gewöhnlichen, zerstreuten Bauten bestand und in keiner Weise großartiger als die üblichen Landdörfer schien. Ich nahm die beiden mir anvertrauten Erdbeersaftflaschen und trat ins Freie . . .

Meine Last diente draußen als Erkennungszeichen.

Auch am folgenden Morgen, bei hellem Licht betrachtet, war Peitaiho kein Kurort. Zwischen Mais- und Kaoliangfeldern lagen ebenerdige Häuschen mit auffallend breiter Terrasse und herabrollbaren Strohmatten, die bestimmt waren, die schier unerträgliche Hitze einer- und die strömenden Regenmassen anderseits abzuhalten. Wohl gab es an einer Straßenbiegung eine Art Markt, den ich mit Freuden besuchte; (denn schon das zwecklose Wühlen in all der chinesichen Pracht war angenehm), doch fehlten Kurpark und Kursalon und selbst ein allgemeiner Sammelplatz. Der Strand zog sich über drei Meilen dahin, und ebenso zerstreut waren die kleinen Landhäuschen, die die Europäer bewohnten. Die Straße selbst war furchenreich und staubig und der weichsandige Teil gehörte ausschließlich den Eseln. Man fährt in Rikschas oder reitet in Peitaiho, und nur der ganz Gewiegte geht auf des lieben Herrgotts Gaben — den eigenen Gehmaschinen. Schlecht genährte und übermüdete Esel drücken ihre Weltverachtung gern damit aus, daß sie plötzlich den Kopf tief senken und dem ungeübten Reiter zum Purzelbaum verhelfen, und die Rikschakulis riechen nach dem Schweiß Adams bis auf den heutigen Tag herab.

Was man braucht, das kommt ins Haus — vielleicht mehr, als man es wünschen würde. Der Wasserkuli füllt das große Holzfaß im Hofe, die Gemüsekrämerin legt das Gemüse vor der Verandastufe auf die Waage und betrügt, wenn es nur irgend geht, der Holzträger bringt seine Bürde, der Spitzenmann — o Versuchung! — zeigt sich, wenn man im Verdauungsdösen gerade geneigt ist, alles was er auf dem Boden ausbreitet, zu betrachten — und man kauft, ob man will oder nicht . . . .

Verwirrend ist das Geld. Ein Silberdollar hat hundert Silbercents, aber schwankend hundertachtzig bis hundertneunzig Kupfertungsel. Das nur in Shanghai im Umlauf befindliche Drachengeld hat höheren Kurs. Ein Tungsel kann groß (2), klein (1) oder ein Postkupfergeld mit einem Loch sein und kann im letzten Fall auch nur wieder beim Postamt angebracht werden. Das Drachen-Zehncentstück hat 20, das gewöhnliche Zehncentstück nur 13 bis 19 Tungsel. Die Obsthändler rechnen nach vier, andere nach fünf Tungseleinheiten, und immer gibt es Geschrei, wenn man sich irrt.

In China kochen nie Frauen, und man hat daher ausschließlich männliche Dienstboten — ein wundes Kapitel. Sie stehlen, sie sind ungehorsam, und wenn man den Koch entläßt, verschwinden meist alle seine Gesellen. Auch hat man für verschiedene Arbeiten verschiedene Diener, und kein Chinese tut mehr, als in sein Fach schlägt. Der Waschmann wäscht die Wäsche und zerreißt sie mit viel Geschick, der Wassermann bringt das nötige Wasch- und Trinkwasser, der Pförtner ruft die Rikschakulis, bewacht den Eingang, zahlt kommende Boten, nimmt Briefe entgegen, der Hausjunge trägt aus, springt zu und lernt. Der Hauskuli trägt Kohle, wischt die Fußböden auf, tut Botengänge, begießt die Blumen, der Diener serviert bei Tisch, hält die Herrenwäsche in Ordnung, öffnet die Türen, bringt den Tee. Die Amah besorgt die Kinder, hält die Damenwäsche in Ordnung und verrichtet leichte Dienstleistungen, wenn sie von den Kindern abkommen kann. Sie haßt das Bad und trägt im Winter wattierte Gewänder, die selten gewechselt werden. Jeder Dienstbote erhält 12 bis 15 Dollars monatlich, verköstigt sich indessen selbst. Der Koch ist ein Kapitel für sich. Von jedem Händler, der etwas absetzt, fordert der Boy Prozente, und was man kauft, wird immer um einige Cents höher berechnet. Nirgends, höchstens noch in Indien, wird der Europäer so unglaublich ausgebeutet, und dennoch lebt man selten irgendwo so königlich behaglich wie in China. Oder l e b t e, denn heute ist der Ausländer die Null vor der Ziffer . . .

Endlich hat man noch unter den Krankheiten der Diener zu leiden. Schmutzbeulen im Nacken sind wohl das mildeste

Unding. Sie beginnen, Eiter auszuscheiden, eine Fliege setzt sich daran fest, vergiftet die Beulen noch weiter, und der Chinese stirbt an Schmutz. Dann kann Colera ausbrechen, allerlei Würmer treten auf, oder der Boy ist Opiumraucher, hat ein gelbes, eingefallenes Gesicht, sein Verstand bleibt auf Stunden verwirrt, er ist müde, arbeitsunlustig und oft böswillig. Niemand ist so heimtückisch, rachedurstig wie ein Chinese; aber er kann lange zu einer Beleidigung ein ruhiges Gesicht machen. Die Behandlung seitens der Weißen hat übrigens sehr viel zu wünschen übrig gelassen und erklärt den heutigen Haß.

## Der Sturm.

Ich habe selten mit jemandem zusammengelebt, der so grundverschieden von mir in allen Lebensansichten gewesen wäre wie Frau von S. Dennoch kamen wir sehr gut aus; denn ihre betont materialistische Weltauffassung machte mich auf das Praktische des Alltags aufmerksamer, als ich es sonst war, und rüttelte mich ein wenig aus meiner idealistischen Verträumtheit und meiner damaligen Sehnsucht, alles allen zu schenken, auf und sie fand Unterhaltung an meinem Wesen, das für sie wahrscheinlich einem modernen Don Quijote glich. Am Abend, bei Windlichtern, wenn der Mond wie ein gerafftes Segel über das Schwarz der zitternden Weiden emporschwamm, sprachen wir über das Sein, sie es im Sichtbaren, ich, mit dem durch den Aufenthalt unter Dunkelfarbigen vertieften Hang zum Mystischen, im Unsichtbaren verankernd.

Eines Nachmittags, während ich auf der Terrasse schrieb oder malte, Frau von S. aber schlief, klatschten die Strohmatten so drohend, daß ich mich bei dem wachsenden Dunkel ins Zimmer zurückzog. Bald zischte, surrte, schnarrte und kochte es da draußen, als ob der Himmel zur Hexenküche geworden wäre. In den Schnüren der befestigten Matten wimmerte und krachte es, Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner, und der bleischwarze Himmel, der auf unser Häuschen zu fallen drohte, spie einen Strom warmen Wassers aus, der wie ein dammbrechender See herniedertoste. In einer Viertelstunde war es indessen so klar, daß wir es wagten, durch die Pfützen und unter treibenden Wolken dahin, nach dem Hauptteil des Ortes zu gehen. Je näher wir kamen, desto mehr staunten wir, denn überall waren die Dächer weggefegt oder zersplittert, die Fenster aus den Angeln gehoben und die Türmchen der Villen in die Gärten verschleppt. Riesige Bäume lagen entwurzelt, und wir erfuhren zu unserem Erstaunen, daß nicht eine Meile von uns das Schwanzende eines Taifuns gewütet, Himmel und Erde auf zehn Minuten verbunden und all diese

Verheerung durch die Windhose angerichtet hatte. Viele Budenbesitzer fanden nur noch Schutt vor, und eine große Menge Menschen war obdachlos. Viele Europäer packten und fuhren sofort nach Peking oder Tientsin zurück. Wir bewiesen, daß uns der Journalismus im Blut steckte, denn Frau von S. stürzte sich aufs Briefpapier, um ihren Gatten zu verständigen, und ich flog atemlos zu meiner Erika, die ich natürlich nach Peitaiho mitgenommen hatte und die nachts auf dem Stuhl neben meinem Bett stand.

## Unter Tempeln.

Wenn ich nur ein Land zu beschreiben hätte, so würde ich über alles gern bei den Tempeln verweilen; denn jeder Tempel ist ein Gedicht von Stein, das in vergangene Jahrhunderte reicht und das einen Teil der Volksgeschichte in sich schließt, eine Seite des Volksdenkens offenbart — so aber sind meine Hände gebunden. Der Himmelstempel allein verschlänge mit Leichtigkeit Bände. So still und vornehm liegt er inmitten der weiten sonnetrunkenen Ebene hinter der berüchtigten Diebsbrücke, wo die „Funde der Nacht“ vor dem Morgengrauen oft um einen Spottpreis feilgeboten werden. Das kobaltblaue Dach, das ins Violette sticht, hebt sich aus grüner Mauer, denn Blau ist das Sinnbild des Himmels, Grün das der fruchtenden Erde. Rund ist alles, was den Göttern, viereckig oder fest begrenzt alles, was dem Menschenreiche angehört. Daran reiht sich die wundersame chinesische Zahlensymbolik, die fast so großartig ist, wie die der Hebräer und ebenfalls $3 \times 3$, also in neun die heiligste aller Zahlen sieht. Daher führen je drei und drei Stufen zum Himmelsaltar mit den Sinnbildern der Erde — Wind, Wolken, — der höheren Luftschichten — Phönixen — und denen des Himmels — dem Drachen — auf der breiten marmornen Mittelfläche, über die der Kaiser, der zu vornehm war, um Stufen steigen zu dürfen, gehen mußte. Auf diesem Altar, gegen Süden gewandt, weil die Sonne wohl im Osten aufgeht, aber ihre Höchstkraft im Süden erreicht, brachte der Kaiser in der Neujahrsnacht ein tadelloses schwarzes Tier, meist eine Ziege, zum Opfer dar. Der Mittelstein ist von neun Reihen von Marmorfliesen umgeben, die zusammen 36 Steine bilden. An den Himmelstempel grenzt der Erntetempel, ebenfalls durch und durch sinnbildlich, in seinen äußeren roten Lacksäulen die zwölf Monate, in seinen vier inneren, prachtvoll verzierten die vier Jahreszeiten, im eingebauten Viereck, das in der Kuppel liegt, den Segen des Himmels auf die Erde, ohne den nichts gelingen kann, darstellend.

Das ist vielleicht der vornehmste Tempel, eben weil der Glaube, der so viele Anklänge an den der Inkas hat, erloschen

ist, wenn man nicht den Fünfeckentempel vor dem Tor und auf dem Weg nach der Edelsteinpagode nennen will. Im Lamatempel herrscht zu viel Geldsucht — immer wieder Mönche, die eine schmutzige, langnagelige Klaue vorstrecken, und trotz der vielen Sehenswürdigkeiten (dem lachenden Riesenbuddha in der Vorhalle, den seltsamen Buddhas unter Glas in dunkelnden Kapellen, dem Sor oder den Opferpyramiden aus Butterteig und den Mönchen, die unaufmerksamen Jüngern mit dem Fliegenwedel aus Yakschwänzen eins übers Ohr geben) nicht so mystisch reizvoll wie zum Beispiel der Mahakala Miao (Shiva in seiner Eigenschaft als Zerstörer alles Sinnlichen), in dem überlebensgroße Gebilde, allerlei Geister verkörpernd, und Vogel-, Tier- oder Menschgestalt tragend, aus dem unheimlichen Dämmern riesiger Tempelhallen brachen. Ein Weib kniete da vor einem unerbittlichen Manne und hielt ihm stumm die Opferschale hin. Es war das Weibliche, das alles dem Männlichen opfert, das auf die Gabe der Zeugung wartet, die allein die Welt erhält . . .

Der Ta Chung S'su, wo man das Geheimnis des Lebens kennen soll, hat die größte hängende Glocke der Welt. Ihr Anschlag sagt: Schie, Schie (mein Schuh, mein Schuh!), weil sich eine liebende Tochter in ihren Guß gestürzt hat, um dadurch das Gelingen der Glocke herbeizuführen, was nur durch das Blut einer Jungfrau erreicht werden konnte. Die herbeigeeilte Dienerin erhaschte nichts als den einen Schuh. Darum klagt die Jungfrau, wenn die Glocke läutet, um ihr verlorenes Pantöffelchen.

Im Tung Yü Miao, gegenüber dem Tempel der aufgehenden Sonne, knien die unglücklichen Frauen vor der Prinzessin der farbigen Wolken, und die Göttin, die einmal in der endlosen Reihe der Wiedergeburten auch Weib gewesen ist, erinnert sich mit dem begreiflichsten Gruseln an diese eine Erfahrung und kann keinem Weibe eine Bitte abschlagen. Eine Nische ist dem Yüh Hsia Lao Erh — dem Mann vom Monde — geweiht, der die Füße der künftigen Eheleute mit einem roten Faden zusammenbindet, und bei dem man sich für den Knoten bedanken soll. Da er meine Füße vergessen hat, ging ich grußlos an ihm vorüber. Neben dem Eingangstor hängt eine ungeheure Rechenmaschine, und wenn Gläubiger und Schuldner sich gar nicht einigen können, so schlafen sie nachts vor der Rechenmaschine, und am frühen Morgen steht die richtige Zahl oben. Da fügen sie sich schweigend dem Richterspruch.

In den Nischen des Innenganges sieht man die Richter der Unterwelt und deren Entscheidungen, aber das Schrecklichste dieser Art ist der angrenzende Shi Pa Yü oder die achtzehn Höllen des Buddhismus, in denen in hochlebenswahrer

Art Leiber auseinandergeschnitten, Köpfe gebraten, Augen herausgerissen und Zungen gespalten werden. Die dreizehnte Hölle zeigt, wie Kinder vor den Augen der Eltern auseinandergeschnitten, erwürgt oder getreten werden und scheint mir der furchtbarste der achtzehn Marterorte zu sein.

Im Po Yün Kuan, einem taoistischen Tempel, zeigt man — ohne ein Trinkgeld zu fordern — die schönen alten Steininschriften, die Tempelhallen, die Gärten mit ihren Felsanlagen, und hier verteilt der dritte der acht Genien am Tage der Hundertgottfeier Geld an die, die er schätzt. Und hier muß ich auf meinen Götzen aus Peru zurückkommen. Dr. Lessing, der bekannte deutsche Archäologe, der damals in China weilte und in Foolai wohnte, erkannte in meiner Speicksteinfigur Li Tie Guai, eben den dritten der acht Genien, über den ich seither viel geschrieben habe und der überdies der Held meines Romans „Der Götze“ ist. Als ich durch die friedlichen Höfe des alten Klosters ging, mußte ich unwillkürlich denken, daß es die Pflicht Li Tie Guais (Li mit der eisernen Krücke) wäre, mir für all meine Anhänglichkeit Geld zu schenken, aber er schwieg. Schriftsteller gehören einmal zu den Wesen, denen niemand gern Geld gibt (geschweige denn schenkt).

Den tiefsten Eindruck machte mir der gelbe Tempel „Huang Ssu“ jenseits eines der mächtigen Pekingtore, die immer aus zwei Teilen bestehen und ganz krumm gebaut sind (das heißt, schrägliegende Höfe haben), damit die Geister den Weg nicht hindurch finden. Die weite Ebene dehnt sich als gelber Sandteppich davor, und die Westberge schimmern wie Saphire durch den leichten Schleier eines Frauengewandes. Die Tempelkuppel sticht in die klare Herbstluft, und die Trauerweiden werfen ihre gelben Blättchen wie verstreutes Gold auf die stillen, grünlichen Wasser des Kanals, über die mit leichten Bewegungen, die weiche Halbkreise werfen, Mandarinenten schwimmen.

Ein Lamamönch mit schwarzen Klauen — Nägeln, die wie bei dem Weisen auf dem sagenhaften Augenbrauenberg schon fast rund um ihn wachsen — öffnete die Pforte. Wir glitten hindurch. Ueberall Verfall, das Schwinden der Größe vergangener Tage. In den Tempelhallen hingen noch modernd die seidenen Tücher, die Anbeter aus dem fernen Tibet brachten, und die Götter in ihren Glassärgen schienen mitzutrauern um das tote Einst. Tor auf Tor öffnete sich, und endlich waren wir im innersten Hof, der schneeweißen, mit Reliefbildern verzierten Pagode gegenüber, unter der in einem goldenen Kästchen die abgestreiften Gewänder des heiligen Lamas ruhen, der an den schwarzen Blattern gestorben und dessen Leichnam in einem goldenen Sarg nach Tibet zurückgeschickt worden war.

Ein ruhender Löwe aus Stein wischt sich die Augen, und eine vergoldete Kuppel krönt die dreizehnstöckige Pagode.

Schlimmer als das Eintreten war der Ausgang; denn nun stand der klauenreiche Mönch in seiner übelriechenden Kutte mitten auf der Schwelle und versperrte den Weg, um ein reichliches Trinkgeld zu erpressen. Einmal sperrte jemand von draußen das Tor zu, aber da kam er gut an. Frau von S. nimmt das Leben vom Menschen-, nicht vom Geisterstandpunkt, und wenig hätte gefehlt, so würde der Lamamönch auf seinen heiligen Fingern und vielleicht auf seinem noch heiligeren Haupte den harten Stock aus gutem deutschen Holz verspürt haben. Er öffnete also Tor auf Tor und erst vor dem letzten Tor gaben wir ihm zwanzig Cents. Wir hätten mit weniger Erpressung mehr gegeben.

Ich trug Verlangen nach dem Tsan-tsan — das Geheimnislüsterne in mir jedenfalls — und obschon meine Gefährtin sonst mehr für das rein Körperliche war, ließ sie sich bewegen, den Tsan-tsan mit mir zu besuchen. Wir durchschritten die sanddurchwehten, krummen Gassen, die nur aus gewundenen Mauern bestanden, bis wir endlich ein Tor erreichten, das — von einem noch schmutzigeren Mönch geöffnet, dessen Nägel ganze Spiralen bildeten — in einen Hof führte, der nur ein Kohlenlager schien. Jenseits dieses Haufens kleiner Kohlenbälle (die Staubkohle wird befeuchtet, zu Bällen geknetet, an der Sonne getrocknet und so verkauft) fanden wir wieder einen düsteren Holztempel. Als der Schlüssel im Schloß knirschte und das Tor aufflog, kam uns ein starker Verwesungsgeruch entgegen. Im düsteren Raum, den selbst die goldene Herbstsonne kaum zu erreichen vermochte, stand Kiste an Kiste. Sie hatten sämtlich gelbe Deckel und erinnerten an breite Nachtkästen, doch waren sie etwas niedriger. In jeder Kiste saß ein verwesender Mönch. Wenn nämlich ein Mönch vom Hoang Ssu den Tod herannahen fühlt, nimmt er, noch lebend in den Sarg steigend, sofort die Stellung ein, die er in der anderen Welt auf der Lotosblüte einzunehmen wünscht. Sobald er tot ist, schlägt der Mönch, der den Rundgang macht, den Deckel zu, und die Verwesung schreitet vor, bis der Gestank nicht mehr zu ertragen ist und man Kiste und Inhalt auf dem Hofe verbrennt. Dazu ist ja die Nähe des Kohlenhändlers, dessen Nerven und Nase ganz besonders beschaffen sein müssen, sehr vorteilhaft. Der Mönch sagte mir etwas, und Frau von S. übersetzte, daß er bereit wäre, um einige Kupfermünzen einen Deckel zu heben. Da sprang ich aus dem Tsan-tsan ins Freie, sehr zur Belustigung meiner Begleiterin, die schon angenommen hatte, ich wollte die Seele des Lamamönchs noch in der faulenden Masse suchen.

Vater und Mutter hatten lange in Deutschland studiert und waren westlich angehaucht. Sie kamen oft zu Foo-lai und ersuchten mich endlich, ihr Unterricht im Englischen zu geben. Sie war ein zartes junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren und hübsch, selbst für europäische Begriffe. Das lange, schwarze Haar war gut geölt und im Nacken zu einem Knoten geschlagen. Sie trug eine enge, seitlich geknüpfte Seidenjacke, die bis zu den Hüften reichte, enge schwarze Seidenhosen und öfter auch ein kurzes enges Seidenröckchen — das Modernste, bunte Seidenstrümpfe und reizende Pantöffelchen, in denen sie gewiß nicht zwanzig Schritte auf staubiger Straße gehen konnte, aber sie ging ja nicht. Sie kam in der eigenen Rikscha und fuhr in ihr zurück. Wenn sie manchmal schlimm war, sagte ihre Mutter:

„Warte nur, ich werde dich schon verheiraten!“

Das schließt das Schlimmste ein, was man einem Wesen weiblichen Geschlechts androhen kann, denn da ist man unter einem Manne, den man nie gesehen, einer Schwiegermutter, gegen die man viele Pflichten und keine Rechte hat, und auf immer von den Seinen getrennt. Selbst wenn die junge Frau später ihre eigene Mutter besucht, was nur einmal monatlich geschehen darf, muß sie eine Handarbeit mitnehmen und daran sticheln zum Zeichen, daß sie nun nicht mehr nach Hause gehört, sondern die Arbeitskraft, der Besitz, kurz, die Ware eines anderen Hauses ist. Deshalb trägt man daheim Weiß, die Trauerfarbe, und fegt nach ihr das Haus wie nach einer Toten, sobald man die junge Braut in ihr neues Heim getragen hat.

Wenn ich mich zum dritten meiner Fenster, das hoch oben in der Wand war, aufschwang, so konnte ich drei Höfe übersehen, und einmal war im Nachbarhaus zur Rechten eine Hochzeit. Vor dem Eingang stand der Baldachin, die Musikanten trommelten, flöteten, pfiffen, schrillten und fiedelten flott drauf los, und endlich erschien vor der scharlachroten, goldgestickten Sänfte die verhüllte Braut mit einer prächtigen Krone und dem roten Seidentuch vor dem Gesicht. Hier durfte sie allein einsteigen, aber im neuen Heim würden die Diener sie über die Schwelle tragen und vor dem Hausaltar niedersetzen, und sie würde das Antlitz ihres künftigen Herrn und Gebieters erst sehen, nachdem sie zusammen die drei Tassen Sake, die mit einem roten Faden verbunden waren, geleert hatten.

Nichts ist so traurig wie eine sohnlose Familie. Fehlt der Edelstein, so fehlt auch das häusliche Glück, und ich fragte mich oft, wieviel heimlicher Kummer im Herzen der Mutter meiner kleinen Schülerin verborgen sein mochte; denn sie hatte

nur drei Töchter, und wegen dieses Mangels nannte man die jüngste Tochter immer „kleiner Bruder“. Dadurch täuschte man sich über das Unvermeidliche hinweg.

Ihre Wohnung — ich besuchte sie einmal — lag im Erdgeschoß, und die Türen und Fenster gingen auf den schön gepflegten Garten zu, so daß niemand mit der Straße kokettieren konnte. Im Garten gab es Zwergpagoden und Nachahmungen von Felsen, Tempelchen, Reisfeldern — alles sehr schön und sehr fremd, und in den Räumen standen die schwarzen Möbel (alle aus geschnitztem Ebenholz) feierlich steif an den Wänden. Das Auffallendste waren die roten Spuckschalen.

Auf den Seidenjacken der Mädchen sah man häufig das Tier des Geburtsjahres eingestickt. Die Füße waren nicht verkrüppelt, aber angeboren klein, und obschon sie gut gebaut waren, hatten sie keine Freude am Gehen. Das ist in China auch bei den Europäern der Fall. Die Rikschas sind die wahren Unheilstifter, denn sie stürzen sich einem entgegen, und man muß in der Tat geheifrig sein, wenn man sich dazu entschließt, die gewundenen staubigen Straßen auf des Apostels Rappen zu durchreiten.

So viel über Chinesenfamilien.

Nun noch ein Wort über die Mischehen. Die einzig glückliche Ehe war die, die ich in Foo-lai kennen lernte und die mögicherweise dem Umstand entsprang, daß dieser Chinese zwanzig Jahre in Europa gelebt hatte und von den Ansichten der Weißen durchdrungen war. Selbst da kamen in seiner Eigenschaft als Vater Dinge zutage, die für westliche Begriffe undenkbar schienen. Alle anderen Ehen — es gab sechzehn in Peking allein — waren durchweg unglücklich. Dennoch waren einzelne dieser Chinesen an und für sich sehr liebenswerte, höchst angenehme Bekannte (nicht Gatten!). Ich hebe zwei Fälle — ohne Nennung der Namen — hervor. Die eine Dame war Oesterreicherin und hatte ihren Gatten bei der Gesandtschaft in Wien kennen gelernt. Sie lebte sechzehn Jahre an seiner Seite, ohne sich ganz bewußt zu werden, warum sie immer stärker voneinanderglitten. Da erfuhr sie allmählich, daß er nicht nur eine Nebenfrau, sondern drei verschiedene Familien in drei verschiedenen Stadtteilen Pekings hatte. Sie verließ ihn; denn mit der Scheidung geht es in China unendlich schwer, wird die Europäerin doch durch die Ehe selbst Chinesin. Bei der heutigen Unsittlichkeit in Europa scheint das kein krasser Fall; aber man muß in China gelebt haben, um zu verstehen, daß eine weiße Frau unmöglich die Herz- und Betteilerin eines Mannes bleiben kann, der sich mit ungewaschenen, vielleicht angesteckten, in jeder Hinsicht auf einer viel tieferen Stufe befindlichen Frauen in engste Gemeinschaft be-

gibt und später von der weißen Gattin fordert, was eine Sklavin allein zu tun bereit sein mag . . .

Der zweite Fall war der einer sehr hübschen Französin. Sie wurde schwanger, und bei der Geburt eines toten Kindes wurde dem Gatten und auch ihr selbst gesagt, daß sie keine Kinder haben durfte, wenn sie nicht in dauernder geistiger Umnachtung sterben solle. Der Gatte wollte einen Sohn, unbekümmert um das Wohl der Frau, und um ihn zufrieden zu stellen, willigte sie ein. Das Kind — ein Mädchen — wurde geboren, und am neunten Tage nach der Geburt ging die Mutter mit einem Besen durch das Lazarett: rettungslos wahnsinnig. Sie verbringt den Rest ihrer blühenden Jugend im Irrenhaus.

Ich erwähne all das, um junge Europäerinnen, die in Europa der Zauber der östlichen Welt lockt, zu warnen. Nicht nur passen die Charaktere nicht zusammen — die Europäerin, die einen Asiaten heiratet, verliert auch bei den eigenen Rassenangehörigen ihre Kaste und lebt als gesellschaftlicher Paria. Das ist viel bitterer, als man es sich daheim vergegenwärtigt. Sie ist auch schutzlos dem Haß der fremden Rasse ausgesetzt und wenn sie sich hilfesuchend an die Behörden der Weißen wendet, heißt es unwillkürlich:

„Um Himmels willen, w i e konnten Sie auch . . . !“

## S p a z i e r g ä n g e.

Am liebsten ging ich gegen Abend oben auf der Pekinger Mauer spazieren. Zwischen dem Hata Men einerseits und dem Chien Men anderseits dürfen Chinesen diesen, von belgischem Militär bewachten Teil der Mauer, der das Gesandtschaftsviertel überschaut, nicht betreten, denn von hier aus wurde auf die Flüchtlinge in den Gärten der Europäer geschossen. Nur einige Amahs in weißer Tracht mit der kleinen weißen Schutzbefohlenen wandern da auf und ab, sonst hat man den breiten, sonnenbeschienenen Weg für sich allein oder teilt ihn höchstens mit den Pekinger Raben, die überall zu finden und noch unverschämter als Raben gewöhnlich sind.

Nirgends auf Erden — so kam es mir vor — scheint die Sonne wie im Herbst in Peking. Der Himmel ist wolkenlos blau, die Westberge schimmern ins neblige Violett, die Wüste dehnt sich bis zu den Minggräbern mit ihrer Reihe von ungeheuren Steintieren gelblich glitzernd aus, und dicht zu Füßen liegt die Stadt selbst mit dem Tartarenviertel, in dem Europäer und andere Fremdrassige wohnen dürfen, und die Chinesenstadt, die nur für die Söhne der Himmlischen Mitte bestimmt ist. Man sieht die Kuppel des Ahnentempels neben dem schimmernden Himmelsaltar, die Tore, die sich dräuend erheben und deren

offene Fensterbogen dazu bestimmt sind, die Geister hindernislos durchzulassen, die Straßen mit all ihrem unbeschreiblichen Hasten und Treiben, mit ihren Ausdünstungen und ihrem Zauber des Seltsamen.

Eines Abends fand ich das Tor geschlossen und wußte nicht, wie ich von der Mauer herunter sollte. Da riet mir ein böser, dicker Geist in Gestalt einer Frau, mich durch die Eisenstäbe durchzuquetschen, da ich so schlank sei, und als ich meinen Kopf versuchsweise durchgesteckt hatte, war ich auch sicher, mit dem Rest des Körpers durchzugleiten. In dem Augenblick, in dem ich mein Schwergewicht glücklich durchgeschoben hatte, kam die belgische Wache und verhaftete mich. Nach langen, höflichen Erklärungen auf Französisch, und einem Versprechen, das Stelldichein am folgenden Tage bestimmt einzuhalten, wurde ich freigegeben, und lange Zeit hindurch sah mich die Pekingmauer mit den hübschen Tsao, den chinesischen Dattelsträuchern, nicht mehr . . .

Ich hätte nicht die Hälfte meiner Novellen geschrieben, wenn ich nicht so viel durch all die Hintergäßchen, in denen es von Verborgenem wogte, geirrt wäre. Da lag ein Toter in einer engen Stube, und man verscheuchte eben die Tiere (Hund und Katze) ängstlich aus dem Raum; hier saß ein Chinese auf der staubigen Erde und verklebte gewöhnliche Weidenkörbchen mit einer dünnen Masse, die — wenn getrocknet — das Körbchen wasserdicht machte; drüben schnitten zwei Männer Holz, der eine hoch oben in der Luft, der andere unten auf dem Boden. Sie zogen an einer langen Säge, der eine nach oben, der andere nach unten. Ich spähte in eine Cloisonnéfabrik, sah die blendenden Farben, merkte, wie sorgfältig die kleinen Stückchen eingefügt und wie schnell darüber glättend gewischt wurde; ich beobachtete den kleinen Zuckerkrämer mit seinen Honigwaren, auf denen mehr Fliegen waren, als Honig, und blieb vor dem Reisladen stehen, dessen Zeichen ein weißer Haarwedel war, um zu schauen, wie der Reis geschüttet, gewogen, aus Mattensäcken gerollt wurde. Ich durchwanderte auch die berühmte Passage, in der man alles kaufen konnte, was es in China überhaupt gab: die reizendsten Figürchen von Nagelgröße, größere Darstellungen von Bettlern aus Lehm, Fächer, Götter aus Seide, Seidenlaternen, Schmuck, Lackwaren (nicht so einfach vornehm wie in Japan, sondern eher überladen, doch ebenfalls sehr schön in ihrer Art) und vor allem die wunderschönen, schweren chinesischen Gold- und Silberbrokate.

Zur Zeit des Herbstmondes feierte man die Mondprinzessin. Man sah daher kleine Figuren der Sagenhaften zu Dutzenden

auf dem Boden zum Verkauf ausgestellt, und in scharlachroten Tonbecken übersandte man weiße Kuchen in Vollmondform. In alter Zeit war einem alten und grausamen Ehegatten von einem Weisen ein Lebenselixir gegeben worden, das er seiner Frau zur Aufbewahrung übergab, ehe er sich zum Schlafe niederlegte, doch sie — von Neugierde erfaßt — kostete die teuren Tropfen, die sie so eigentümlich froh und leicht machten, und ehe sie es wußte, war das Fläschchen leer. Der erzürnte Gatte verfolgte sie mit dem gehobenen Pantoffel von Raum zu Raum. Im letzten Zimmer stand das Fenster offen, und sie flog hinaus, — flog und flog und hörte in ihrer Angst nicht zu fliegen auf, als bis sie den nahen Mond erkannte und auf der weißen Scheibe landete, wo der Mondhase sie freundlich empfing und die Mondfeen sie zu ihrer Prinzessin erwählten. Zur Herbstzeit aber erinnert sie sich noch an die Erde und segnet die Früchte, und wenn der Mond rot geworden ist, danken ihr die Chinesen . . .

Einmal erlebten wir auch einen Sandsturm. Erst wurde der Himmel fahlgelb, so daß er die Augen blendete und das Herz mit sonderbarer Furcht erfüllte, hierauf tauchten hinter den Westbergen ungeheure schwefelfarbige Wolken auf, ballten sich zu dräuenden Massen zusammen und wurden in Peking selbst zu einem feinen Sandregen. Man mußte alle Fensterritzen verstopfen und alles zudecken, dennoch kroch dieser Sand, der Hauch der Gobiwüste, durch die feinsten Oeffnungen und erschwerte selbst das Atmen. Draußen aber heulte der Sturm und wirbelte wie ein Wahnsinniger in seinem Sterbetanz. Es war so finster, daß man Licht brennen mußte, und gegen die Fenster schlug die knisternde Wolke in unheimlichem Takt. Nach wenigen Stunden war die Gefahr vorüber und alles, alles gelb.

Ein anderes Mal stand ich auf der Straße und bemerkte, wie alle Vorübergehenden eine Wolke am Himmel beobachteten — — oder einen Schwarm von Schwalben, wie ich zuerst dachte. Da kam die Wolke näher und lichtete sich — — es waren Heuschrecken, und sie fielen wie ein Regen in alle Höfe hinab. Mushi, der kleine Pekingneserhund, sammelte sie und fraß sie auf, doch die Kinder sammelten sie eifrigst und lachend in Körbchen und Säcke. Daheim wurden ihnen dann die stacheligen Beine und der Kopf abgerissen und der fingerlange, dicke grüne Körper geröstet. Er soll sehr gut schmecken. Ich beteiligte mich weder am Fang, noch am Genuß. Am Morgen fraßen die Raben vom äußeren Drahtgitter meines Fensters, an das sich die Heuschrecken geklammert hatten, diesen grünen Braten mit Begeisterung weg.

Es wäre zu grausam, es ein Glück zu nennen; aber es war für mich ein guter Zufall, daß der Vater meines Hausherrn (wenn er schon sterben wollte) eben gerade starb, während ich in Peking war; denn auf diese Weise konnte ich Einblick in die tausend Sitten und Gebräuche gewinnen, die dabei ans Tageslicht treten und die man nie erfahren, die man eben, vom Zufall begünstigt, sehen muß.

Der Osten ist eigentümlich. In unserem klaren, nüchternen, sehr materialistischen Westen passen gewisse Ansichten nicht, bleiben einzelne Vorkommnisse unerklärlich; aber der Osten mit seiner Mystik sagt dem tieferen Ich etwas, das für mich in jedem Fall über all dem steht, was der abgeklärte Westen (oder ist es nur der unaufgeklärte?) auf diesem Gebiete eingesteht.

Der Vater Herrn L.s, ein alter Diplomat, der die Schleichwege der Volksführer in vielen Ländern studiert hatte, war ein hoher Siebziger, sehr rüstig, sehr gutherzig und noch immer lebenslustig. Eines Morgens ging er wie üblich nach der Verteilung von Almosen an die Blinden seines Viertels in der Chinesenstadt spazieren und kam zufällig an einem alten Tempel vorbei, der in einer der winkeligen Hintergassen liegt und in dem man erfahren kann, welche Stelle ein Verstorbener in der Schattenwelt einnimmt. Gerade als er an dem großen Tor vorbeischritt, fühlte er einen jähen Schüttelfrost das Rückgrat entlang und sagte, als er heimkehrte, zu seinem Diener:

„Klingle meinen Sohn an und bitte ihn, hierher zu kommen, denn ich werde diese Welt bald verlassen.“

„Fühlt sich mein Herr nicht wohl?“

„Ich befinde mich nicht schlecht, aber mir ist bekannt geworden, daß der Ruf ergangen und meine Stelle für mich bestimmt ist.“

Er legte sich nieder, und der Boy klingelte erst am folgenden Morgen um sieben, einer plötzlichen Unruhe gehorchend, an. Herr L. begab sich gegen acht nach der Chinesenstadt, fand seinen Vater scheinbar ganz wohl an und lachte über die Geschichte. Um zehn war der alte Herr einem Herzschlag erlegen.

Nun kamen die Trauerfeierlichkeiten. Die Gattin mußte von Shanghai berufen werden, und hier ging es an die Verfertigung der Trauergewänder. Pelze und Seiden wurden verpackt, auch alle Schmucksachen, die drei Jahre lang nicht getragen werden durften. Während dieser Zeit würde auch keins der beiden Mädchen heiraten dürfen. Die ersten Trauerkleider waren für alle aus gröbstem Grasleinen, das nicht eingesäumt wurde, sondern in Fransen (Gleichmut gegen alles Irdische)

herabhängen mußte. Niemand sollte sich waschen, kämmen oder die Nägel putzen, und ehe ein Besuch kam, zerraufte sich Herr L. stets das Haar. Essen sollte man nur mit den Fingern und schlafen durfte man gar nicht. Im Trauerhause spielte die Musik ununterbrochen, um alle Geister zu verscheuchen, und der Sohn mußte ohne Unterlaß am Sargende hinter dem langen grünen Vorhang knien. So oft ein Vornehmer den Ehrenknicks vor dem Sarge machte, schlug er in der Regel auch den Vorhang zurück und hob den Trauernden auf.

Und in dem Zimmer, das der breite Vorhang trennte und in dem man als Besucher nur das Kopfende des hohen Sarges sah, wieviel Vorbereitungen! Alle Nägel mußten aus der Wand gerissen oder mit scharlachroter Seide umwickelt werden; denn am Abend kam der Wächter mit der Seele, die von dem Duft der Opferspeisen nahm, und war ein Nagel unbedeckt, so hängte der Geisterwächter die Seele daran und aß von den Speisen lieber selbst. Vor dem Tisch mußte das Becken für das Papiergeld stehen, denn je mehr Papiergeld gebrannt wurde, desto reicher und vornehmer wurde der Geist in der nächsten Welt, und auf dem Opfertisch standen neben den Speisen auch Räucherstäbchen und brannten scharlachrote Kerzen. Die Wahl von Scharlachrot wird durch die Furcht der Geister vor dieser Farbe begründet.

Es folgt die Ueberführung in einen Tempel, in dem der Sarg neun Mal mit Gips bestrichen, neun Mal mit teurem Lack überzogen werden muß, ehe man ihn beisetzen darf, und auch das hängt nicht vom eigenen Willen ab, sondern wird vom Zauberer an dem für den Toten glücklichsten Tage festgesetzt. Oft muß ein Sarg monatelang stehen, ehe er sein Grab findet, und wenn die Kosten zu sehr anwachsen, bleibt er gar stehen, so daß er endlich, eingesponnen in Spinnengewebe und Staub (eine Schande für den Toten und noch mehr für die Hinterbliebenen), in einer verborgenen Nische bleibt, wo das Sonnenlicht und die Mondstrahlen den Sarginhalt allmählich beeinflussen, bis ihm angeblich Flügel wachsen und er nachts umherstreifen kann. Leute, die an einem unglückbringenden Tage sterben, haben den Kopf nicht fertig, tragen ihn unter dem Arm und stiften allerlei Unheil.

Der Sarg selbst ist eine Sehenswürdigkeit. Erstens soll er aus gutem Catalpaholz, geräumig, trocken und bequem sein. Ein aufmerksamer Sohn schenkt seinen Eltern schon rechtzeitig einen Sarg, der im Hause wie irgend ein Möbel aufbewahrt wird und in den sich der Besitzer von Zeit zu Zeit zur Probe legt. Auch kauft man sich gern schon zu Lebzeiten das seidene Totenhemd und überwacht die Anfertigung der zehn Decken, die alle Seidenüberzüge haben müssen und in den Sarg

gehören — fünf unter den Toten, mit der roten Decke obenauf, fünf darüber, mit einem Ausschnitt fürs Gesicht. Schmuck, Erinnerungsstücke, Gewänder werden oft mitgegeben, und damit die Leiche sich nicht bewegen kann, legt man mit Seide umwickelte Gipsrollen zu jeder Seite mit hinein. Mit feinstem Leim, keinem Nagel, wird der Sarg geschlossen. Ein Silberknopf, der durch das Schlagen zum Stern wird, muß von den Verwandten mit je drei Schlägen in den Sarg getrieben werden.

An bestimmten Tagen finden Empfänge statt — man verbeugt sich vor dem Toten und wird dafür von den Lebenden bewirtet; Ehrenschleifen aus Seide werden geschickt, bei jedem neuen Besuch spielt die Musik, und immer kniet der trauernde Sohn neben dem Sarge. Es wird auch Geld übergeben, um die Leichenkosten, die außerordentlich hoch sind, zu vermindern. Außer all dem schon Genannten müssen bei der feierlichen Beisetzung alle Gegenstände, die man ins nächste Land schickt, aus Papier dargestellt und verbrannt werden: ein Haus mit voller Einrichtung, ein Pferd, ein Kraftwagen, Frauen, Obst, Lieblingsspeisen, Diener und Dienerinnen, und das Verbrennen dieser schönen Gegenstände, die nur aus Papier und Bambus, aber äußerst geschmackvoll hergestellt sind, ist etwas sehr Feierliches. Es erfolgt in der Regel am Vorabend des Begräbnisses.

Die Fahnen-, Laternen-, Lampionträger und so weiter sind alles Bettler in geborgter grüner Uniform mit einer roten Feder im spitzen Hut. Der Leichenwagen ist aus herrlicher roter Seide, reich mit Gold bestickt, und unter einem Baldachin geht der von zwei Männern gestützte Sohn, weil er vor Gram allein weder den Weg noch die Kraft fände. Lamapriester in Weiß gehen voran, die Musik pfeift ihr Schrillstes, und die Töne sind wirklich angetan, den Geisterglauben zu erwecken, sie haben etwas unheimlich Nervenaufreizendes. Die Trommeln wirbeln, der Staub kreist in feinen Wolken um den Zug ...

## Mary.

Alle waren gut gegen mich bei Foo-lai, selbst die Gäste, die dahin kamen, und nirgends auf der ganzen Reise waren die Reichsdeutschen netter. Wenn sie nämlich nett sind, dann sind sie es in ungewöhnlichem Grade . . .

Aber die liebste Gestalt in Foo-lai, obschon ich Charlotte, die ich unterrichtete, und meine gütige Hausfrau, die mich ganz als zur Familie gehörig betrachtete, sehr gern hatte, ist Mary. Sie leuchtete still, wie nur echte Sachen leuchten, bescheiden, aber selbst im Dunkel erkennbar. Sie trat immer zurück, um andere vorzulassen, sie war das Gewissen des Hauses, sie

rechnete abends mit dem dicken betrügerischen Koch ab (es gab ihrer viele, aber sie waren alle dick und sie betrogen alle, weshalb sie dem Küchengott Tsao Wang yi sicher Honig um die Lippen schmieren mußten, wenn er zur jährlichen Götterversammlung in den Himmel fuhr), und allmählich wurde es mir zur Gewohnheit, dabei zu sitzen und zuzuhören. Es war gut für meinen Einblick in chinesisches Tun und Handeln, und in die Sprache, und es gab mir ein Gefühl der Wichtigkeit, wenn Marys Augen die meinen trafen.

Seit ich Charlotte unterrichtete, speiste ich abends unten. Das nahm mir nicht allein das brennende Gefühl der Einsamkeit, das mich nur spät am Abend überkommt, sondern war auch gut für meinen Körper, der sich mit Brot, Tee und Pfirsichen wohl genügen ließ, dabei aber nicht an Kraft oder Rundlichkeit zunahm. Zuzeiten schickte man mir tagsüber einen Leckerbissen hinauf, doch was ich am meisten schätzte, war die mir gezeigte Liebe. Ich blühte darin auf. Die Mystik Pekings und das Leben in Foo-lai übten eine so starke Anziehungskraft auf mich aus, daß ich halb entschlossen war, den Winter dort zu verbringen. Das Erdbeben in Japan, das den schwer ersparten Yen fallen machte, und der Umstand, daß ich genötigt gewesen wäre, mich ganz auszurüsten, da der Pekinger Winter außerordentlich kalt sein sollte, bewogen mich, — aber mehr als alles das Bewußtsein, etwas unternommen zu haben, was durchgeführt werden mußte — dennoch, Anfang November abzureisen.

Gegen Mitternacht fuhren Herr, Frau und Fräulein L. nach Hause; Mary, die älteste Tochter, Tsinling, das Goldglöcklein, ein echter brauner Pekingneser mit einer entzückenden Stumpfnase und meine Wenigkeit blieben zurück und kletterten auf den Zehen an den Türen der Gäste vorbei in unser Dachbodenbereich. Tsinling und ich erhielten noch einen Kuchen oder ein Festüberbleibsel, Mary legte sich ihrer Magenkrämpfe halber ins Bett, und beim Licht einer Kerze plauderten wir, wie nur zwei junge Mädchen über das Leben plaudern können, ich etwas aus der Bitterkeit meiner Reiseerfahrungen heraus.

Tsinling lag uns andächtig zu Füßen und tat von Zeit zu Zeit, als beiße ihn ein Floh, eine plebejische Gebärde, die wir sofort entmutigten.

Am Nachmittag fuhren wir wohl auch zusammen aus, jede in einer Rikscha sitzend, einen warmen Fußteppich umgeworfen, denn es war kalt. Mary spielte Klavier bei Freunden, während ich ein Schnäpslein trank (man schnäpselt gar arg im fernen Osten!) und mich dem Kunstgenuß hingab. Oder wir besuchten zusammen den Markt und waren froh, wenn wir ohne Schmutzflecken wieder heraustraten. Wir besuchten

Theatervorstellungen, und Mary ließ sich mir zu Liebe die Ohren mit chinesischer Musik vollklirren, und einmal nahm uns Herr L. in ein chinesisches Restaurant mit, wo wir alle um einen runden Tisch saßen und mit den Stäbchen etwas aus allen Schüsseln fischten, um es in unseren eigenen Napf zu werfen. Knochen flogen unter, Saft auf den Tisch. Als ich mein Befremden über diese Eßart bescheiden ausdrückte, wurde mir erklärt, daß in alten Zeiten der Gastgeber von allen Gerichten zuerst kosten mußte, um die Gäste zu überzeugen, daß nichts vergiftet war, und daher hatte sich die Sitte bis auf den heutigen Tag erhalten. Bei großen chinesischen Gastmählern verlangt die Sitte auch, daß man aufstößt, um zu beweisen, daß man genug gegessen hat. Man beginnt mit Kuchen und hört mit der Suppe auf. Eigentlich ist alles sehr gut gewürzt und schmackhaft, und was man ißt, soll Ente sein. Man tut am besten, zu essen und nicht viel zu fragen, denn „wer viel fragt, der bekommt viel Antwort", sagt das englische Sprichwort . . . .

Was möchte ich alles noch erzählen — von den heißen Tüchern im Theater, die man um fünf Kupfermünzen bestellen kann, die einem aus der Orchesterrichtung über alle Köpfe zugeworfen werden und mit denen man sich Gesicht und Hände waschen soll (sie sind aus heißem Wasser gezogen); von den gezuckerten Lotosscheiben, die feilgeboten werden, den schweren Duftblumen im Haar der Chinesinnen, dem eigentümlichen Haarschmuck, der Symbolik auf der Bühne und vielen anderen Merkwürdigkeiten. Oder soll ich von der großen Mauer berichten, die sich von der Meeresküste von Shanhaikuan bis zur Grenze von Tibet erstreckt und ihre herrlichste Gestalt beim Nankonpaß, nicht allzuweit von Peking, erreicht, wo der Zug bei Ching Lung Ch'iao stehen bleibt (der hellen Drachenbrücke) und von wo aus man die Ebene von Chihli und in der Ferne die schneebedeckten Berge erblickt. Zwei Jahrhunderte vor Christi ließ ein Herrscher diese Mauer bauen, um dem verwilderten Heer, das sonst in Räuberbanden umhergeirrt wäre, wieder Arbeit und Zucht zu geben. Siebenhunderttausend Mann arbeiteten daran, und heute, nach zweitausend Jahren, merkt man kaum eine Veränderung.

Oder soll ich vom Sommerpalast schwärmen, dem riesigen Steinboot, den prachtvollen Säulengängen, den kunstvollen Bronzen vor dem Eingang? Oder vom Zauber der Edelsteinpagode und der Stille der Dörfer, durch die man geht? Oder von der verbotenen Stadt, deren einen Teil man einmal jährlich mit besonderer Erlaubnis betreten darf und in dem ich die schöne Buddhapagode sah? Von der Chrysanthemenschau, zwar lange nicht so schön wie in Dai Nippon, meinem gelieb-

ten Japan, oder den Wundern der Kung Fu Tse-Halle, wo der große Philosoph verehrt wird?

Viel lieber möchte ich vom Aberglauben erzählen, von den Schritten der Fuchsfee, dem Gu, der das Leben ungeborener Kinder nimmt, der Geistermauer .... doch das Schönste davon ist ohnedies in meinen Pekinger Novellen festgehalten. Ich erzähle indessen nur von dem, was — auf dieser endlosen Studienreise — mein Herz stark berührt hat und wie sich das Leben der Menschen gerade mir gegenüber entrollte.

## Abschied.

Es war Mitte November, und der blaue Herbsthimmel trug einen feinen Nebelschein, der sonst selten sichtbar wird, als ich zur Bahn geleitet wurde und, nachdem ich von allen Abschied genommen, nochmals in Marys gute Augen sah. Dann fuhr der Zug an den elenden braunen Lehmhütten der Dörfer vorüber und erreichte zum Schluß Tientsin, die Stadt, in der „mein kleiner Chinese“, der Held meines Erstlingswerkes, leben sollte. Aber da ich nicht sicher war, mit welcher Art Messer er mir bei einer Begegnung den Hals durchschneiden würde, gab ich mich damit zufrieden, nur das Europäerviertel zu durchstreifen, ein fragliches Vergnügen, mit dem scharfen Wind aus Sibirien um die Ohren, das noch weit fraglicher wurde, als es zu schneien begann.

Der Maru (irgend ein Maru, denn jedes japanische Boot gehört zu dieser Maruvereinigung) fuhr erst am folgenden Tage ab, und mein Mißmut über diesen Umstand, als ich frierend im Bett lag, wurde nur durch das Wettern gemildert, mit dem ein Amerikaner, der einzige andere Mitreisende, um zehn Uhr abends in Hörweite seinen Gefühlen Luft machte. Das ersparte mir, ebenfalls Lärm im Weltall zu schlagen.

Tientsin ist eine so typisch östliche Hafenstadt wie Yokohama oder Shanghai, nicht recht europäisch, nicht recht chinesisch, aber beides von der unvorteilhaftesten Seite. Ich schweige mich darüber aus. Mein Mitreisender erzählte mir am ersten Abend alle seine Liebesabenteuer (jedenfalls so viele davon, daß sie gut für ein Menschenleben genügen konnten), und ich hörte ihm andächtig (schriftstellerische Fundgrube) aber kalt mit Fischaugen, wie die der Japaner in der Elektrischen, zu, bis er davon gewissermaßen hypnotisiert war und gewiß in sein Kopfkissen schwor, daß ich entweder im Astralkörper neben ihm gesessen, der gefühllose Geist einer Ertrunkenen, oder daß ich zum kommenden Geschlecht gehörte — das sächlich sein würde und also streng genommen geschlechtlich nicht zählte.

Ganz wie erwartet folgte auf so viel erotische Poesie die Alltagsprosa und während ich die Poesie vergessen habe, ist mir die Prosa, vielleicht der häufigen Wiederholung wegen, gut in Erinnerung geblieben, denn sie bestand aus Stoßseufzern, die sich kaum änderten und die lauteten:

„Ob der Riemen, den ich um den großen Koffer geschnallt habe, halten oder reißen wird?“

Da der beweinte Koffer in Schiffstiefen ruhte und an der Sache nichts zu ändern war, schien mir die Jeremiade überflüssig. Sie würzte unsere Mahlzeiten, und ich kann zur Beruhigung der Leser mitteilen, daß der Riemen, meinem Trostspruch gemäß, wirklich gehalten hat . . . .

## Durch das gelbe Meer.

Ein Sprichwort sagt: „Man heult, wenn man nach Peking kommt, und man schluchzt, wenn man scheidet,“ und das hatte sich bewahrheitet. Während der ganzen kalten Fahrt sah ich nur Foo-lai und fühlte zum erstenmal Erbitterung darüber, daß mich etwas immer weitertrieb, gerade wenn ich Freunde, dieses höchste irdische Gut, gefunden hatte.

Gegen Mittag kroch der Maru an Takoo, der Landspitze mit ihren Schnepfen und Wildenten, den zahllosen Seemöven und den Krabben auf dem schlammigen Grund vorbei. Der Wind blies rauh aus dem schon schneeigen Norden, Segelboote bildeten ferne weiße Punkte, die Küste blieb zurück, und wir steuerten nordöstlich auf die Mandschurei zu . . .

Nach langer, langer Zeit fuhr ich wieder einmal in der Ersten, die als solche indessen leider einer schlechten Zweiten glich.

Vierundzwanzig Stunden später lag das vielumfochtene Port Arthur mit seinen Kriegergräbern und den grauen Felsen vor uns, über die sich die breitkronigen, japanischen Föhren ausbreiteten, und von da an rollten die Hügel ebenmäßig landwärts bis Dairen, dem Haupthafen der Mandschurei, die wohl China gehört, das aber Dairen und Port Arthur an Japan abtreten mußte. Auch die mandschurische Eisenbahn ist in japanischen Händen.

Und wieder erfuhr ich, gleich nach der Landung, wie begründet meine Japanschwärmerei war. Ich hatte in einem Laden eine Kleinigkeit gekauft und mein Geldtäschchen liegen lassen, das mir ein wildfremder Junge eine ganze Straßenlänge hinterher trug. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben an einen Bankbeamten, und dieser bestand in liebenswürdiger Weise darauf, mich ans Land zu nehmen, da der „Kohoku Maru“ drei Tage lang Bohnenkuchen — diese nützliche, aber

arg stinkende Düngermasse — verschiffte. Früh morgens führte er mich, als Sprachkundiger, bis zur Tür des Badezimmers, ließ mich niederknien und zeigte mir sodann, die Pforte öffnend, Schwamm, Zahnpulver, heißes Wasser und so weiter und befahl „Waschen!“ Noch köstlicher war es, wenn er am Abend, ehe seine Frau die weichen seidenen Futon für mich entrollte, ebenso gebieterisch „Abort gehen!“ sagte. Ich ging und fand die Strohsandalen im ersten, dem Herrenraum, zog sie des Steinbodens halber an und betrat das höher gelegene eigentliche Heiligtum und entdeckte neben der Tür wie immer das Becken zum Händewaschen und das blauweiße Handtuch. Vor der Tür standen wie immer die Schuhe, mit dem Feuer im Hibachi spielte ich, und alles, worüber ich einmal kindisch gelacht hatte, war mir nun lieb und vertraut.

Am dritten Tage verließen wir diesen Hafen der Oele (Bohnen, Erdnüsse usw.), der sehr schön und ganz modern angelegt ist und von sehr vielen Dampfern besucht wird. Schöne, weite Straßen führen zum kreisförmigen Mittelpunkt, und trotz der japanischen Geschäfte und der chinesischen Rikschas macht die Stadt einen vornehmen, europäischen Eindruck. Sie entbehrt allerdings jedweden Zaubers des Ostens, außer in kleinen Nebengäßchen.

O, dieses Gelbe Meer! Nie war mein arggeprüfter Magen daseinsmüder als vor Chifu, dem berühmten Spitzenort, wo man in jedem Hause Filet herstellt, vor Weihawei, wo eine ausgezeichnete Schule für Europäerkinder ist, und vor dem einst reichsdeutschen Tsingtau, dessen Hafenanlagen noch von deutscher Tüchtigkeit zeugen. Ich lag in alle erreichbaren Decken gehüllt auf dem Bett und verwünschte die erdschaffenden Götter, die zu viele leidige Pfützen gelassen . . .

Nach drei Tagen (zum Glück hat alles ein Ende auf dieser gebogenen Welt) wurde das Meer schlammig und beruhigte sich. Segelboote und Dampfer umgaben uns, Ufer rückten näher; wir waren in der Yangtsebucht und passierten den Wassung. Ringsumher Schiffe aller Länder, an den Ufern niedrige Lehmhütten, zerzupfte Weiden: das ist Shanghai.

Man riet mir, keine Rikscha zu nehmen und auf die Richtung zu achten. Wer sich in Shanghai nicht gut auskannte, konnte von irgend einem Kuli leicht in ein falsches Viertel gerollt werden, und den Auskünften Fremder war keinerlei Glauben zu schenken. Ich dankte den Ratenden für die Warnung, dem lieben Herrgott für meine Füße und machte mich zu Fuß auf den Weg — eine gute halbe Stunde festen Laufens. Der „Bund“, die Hauptstraße dicht am Meer, hat hohe europäische Bauten und wirkt einladend vom Wasser her. Die auslaufenden Straßen sind im Anfang ebenfalls sehr hoch-

bautig, voll schöner Geschäfte im Erdgeschoß, gehen indessen allmählich in kleine Chinesenhütten über. Was mich an Shanghai so sehr enttäuschte, war, daß der europäische wie der chinesische Teil wie der Aufbau einer Bühne ist, den Eindruck des Gesuchten macht und weder von unserer noch von der asiatischen Seite befriedigt.

Touristen bewundern vielleicht die Geschäfte oder die Pagode jenseits des Flusses; ich finde die französische Mission bemerkenswert, die so herrliche Meßgewänder und andere Sachen stickt, daß aus der ganzen Welt die Aufträge einlaufen. Die Waisen, die da im Kloster Aufnahme finden, wachsen in dieses Sticken, das den Chinesen liegt, hinein. Sie sticken als Kinder, als heranwachsende Leute, als Gatten und Gattinnen (denn es sticken auch Männer), und sie hören erst mit dem Sticken auf, wenn ihre Augen matt geworden sind wie regenblinde Laternen. Manche Jungen schnitzen auch die berühmten chinesischen Schränke aus wertvollen Hölzern und nach uralten Mustern. Die Kinder der Begüterten gehen ebenfalls in dieses Kloster, um die üblichen Schulgegenstände zu erlernen. Ausgesetzte Mädchen findet man gar oft in der Nähe des Klosters, besonders zur Zeit einer Hungersnot.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Shanghai wie andere große Seestädte der Welt seine Opiumhöllen, unterirdischen Tingeltangels und Lasterorte hat, wo die Seeleute der vier Weltenden sich gegenseitig ihre Erfahrungen mitteilen, aber was heute betrübt, ist die Zahl der Russinnen — achtzigtausend, wenn ich nicht irre —, die völlig nach Art der niedrigsten Chinesinnen leben, in den schrecklichsten Löchern bei Chinesen hausen, und — obschon Weiße — für jeden gelben Mann zu haben sind. Viel ist die Armut schuld, aber auch wo solchen Frauen ein anderer Erwerb geboten wird, stößt man auf Absage. Die Anwesenheit dieser Russinnen ist aber nicht nur vom sittlichen Standpunkt eine Gefahr, sondern auch vom politischen. Sie dringen mit ihren Ansichten in die niedersten, daher größten Volksschichten aufwiegelnd ein; sie setzen aber — und das ist der größte Krebsschaden — die Achtung des Asiaten für den Weißen als Weißen herab und gefährden dadurch die Zukunft der weißen Rasse im Osten, vielleicht in der Welt überhaupt.

## In der glücklichen Gegend.

In Shanghai kamen Missionare an Bord (English Presbyterian Church) und ein amerikanisches Globetrotterpaar, das sich sehr ernst nahm und die Welt mit Hilfe von Cook und Son ordentlich abschnupperte. Sie fuhren nach Siam und Birma weiter und grasten alles vorschriftsmäßig ab — sahen vom

Lande genau so viel wie jemand bei einer Kinovorstellung: nichts als Bilder ohne Seele darunter.

Wir hielten uns zwei Tage lang dicht an der Küste, dann steuerte der Kapitän geradeaus auf einen Berg zu, drohte ihm den Bauch zu spalten und glitt — nicht wie der Rattenfänger von Hameln in eine Bergöffnung — nein, nur in einen breiten Fluß ein. Das war der Mingfluß.

Braune Segel von merkwürdig breiter Form, hundertmal geflickt, malerisch gebunden, kreuzten unsere Bahn. Vielsegelige, breite Dschunks, die großen Segelschiffe Chinas, rückten näher, und wir sahen die gemalten Augen vorn am Bug. Kein Schiff fährt ohne Augen in die See hinaus, und meist ist das Schiff als irgend ein Ungeheuer — Drache, Gespenst, Schlange, Skorpion oder Meerweib — dargestellt, hat das grause Haupt vorn und den stacheligen Schwanz hinten und flößt daher den Seemächten und Winden die gebührende Ehrfurcht ein. Die Berge sind hoch, die Dörfer zu Füßen langgestreckt, von Reisfeldern umgeben, auf denen der dreiviertel nackte Bauer mit seinem Schlammbüffel arbeitet. Gräber von Hufeisenform schimmern weiß aus dem Goldbraun und dem saftigen Grün. Ein langer Brautzug bewegt sich die Feldstraße entlang.

Breit wie ein See windet sich der Ming von Vorgebirge zu Vorgebirge, verschwindet, um breiter aufzutauchen, und trägt die unendliche Zahl der Segel mit warmem, väterlichen Stolz. Falken fliegen über die breitkronigen Föhren, Büffel wälzen sich im Schlamm — es ist schon der Süden, der da ruft . . . .

Nach mehrstündiger, großartig schöner Fahrt in eine neue Welt sieht man, um eine Ecke biegend, die breite Ansicht des Sharp Peak, der wie ein Zuckerhut endet und auf dem die Foochower im Sommer Schutz vor der Hitze suchen.

Foochow (Futschau) bedeutet „glückliche Gegend“. Es liegt auf einer schwer erreichbaren Landzunge. Hier kann der große Dampfer nicht mehr weiter, und Dampfbarkassen und Sampans kämpfen um Fahrgäste. Diese Sampans sind kleine Boote mit Bambusdächern und dem Anfang eines Zimmers darunter. Hübsche Götterbilder hängen an den Wänden, irgend ein drachengemustertes Tuch bedeckt manchmal sogar eine Bank. Das ist das Wohnzimmer der Schiffer. Da essen, leben, schlafen und sterben sie. Die Küche ist hinten, mit einem Holzkohlenherd und einigen Kisten und Schüsseln. Der Hund und das jüngste Kind sind mit einer Leine versehen, damit man sie schnell aus dem Wasser ziehen kann, falls sie ins Wasser fallen. Meist rudern Männer, doch hier nahten ausschließlich Frauen. Und wie sie sich gegenseitig anschrieen, ja, sich in die Haare fuhren, wenn die eine der anderen einen Fahrgast weg-

schnappen wollte! Wie sie sich der Glieder der Reisenden bemächtigten und sie wie ein Stück Tuch hin- und herzerrten! Die Missionare forderten mich auf, mitzugehen, und mit Freuden sprang ich mit ihnen in die flinkere Dampfbarkasse. Eine Stunde später landeten wir auf der Nantaiinsel und von da führt die „Brücke der Zehntausend Jahre“, die zwar etwas zerlempert scheint, aber den Riesenverkehr dennoch gut aushält, nach Foochow selbst.

Wir besuchten zuerst das Hospital (der Mann mit dem fragwürdigen Riemen blieb draußen, weil er sich vor Ansteckung fürchtete) und sahen die Kranken auf einfachen Holzbänken, auf denen eine Strohmatte lag. Das ist nicht aus Armut so. Die Chinesen wollen nun einmal nicht auf weichen Betten ruhen. Es ist unglaublich, was sie an Schmerzen ertragen und wie unendlich ruhig sie Operationen aushalten. Ihre Nerven sind nicht wie die unseren, oder liegt es am Ende am starken Genuß von Opium? Ich sah Lichtbilder (also nicht Zeichnungen!) von Männern, denen die Brust aus dem Leibe gerissen wurde (Strafe für Vatermörder), und die dabei so gelassen ausschauten, als ob man ihnen einfach eine Warze entfernte.

Langwieriges Siechtum empfinden sie scheinbar am tiefsten. Durch die körperliche Hilfe gewinnt der Ausländer auch die größte Macht über sie. Dann erst fragen sie, w a r u m er ihnen eigentlich hilft . . . .

Später, nach sehr guter Jause, begaben wir uns auf den Rundgang, besichtigten die düsteren Tempel, auf deren Toren langnägelige Götter im Zwiegespräch standen, schlüpften durch eigenartig runde Tore, die einen Vollkreis aus Stein bildeten, lasen verwischte Inschriften aus chinesischen Weisheitsbüchern und bewunderten die verborgenen Gärtchen mit blutroten Poincettasträuchern und Kamelhufbäumen (Eugenia).

Foochow selbst ist der Traum eines Dichters des Grotesken. So enge Straßen, daß man mit ausgestreckten Armen fast die gegenseitigen Mauern berührt; Kulis mit Hüten wie ein Strohzuckerhut und dunkelfarbiger als die Nordchinesen; aus dem verdunkelnden Oberbau der Häuser spähen Mädchen mit Blumen im Haar herab; auf der Straße, mühselig humpelnd, alte Frauen auf Fußstümpfen in hübschen Pantöffelchen, vielleicht noch ein Männerherz mit diesen goldenen Lilien entzückend; Sänftenträger mit ihrer Last, Rikschas mit lautem Geklingel, rund herum der Duft des Ostens, die anziehenden Läden, die herabhängenden Anzeigeschilder, die Eßstellen mit Kochtöpfen, Näpfen und Schüsseln und der auf dem Boden kauernden Menschheit, die da mit Stäbchen die fragwürdigsten Speisen in den Mund wirft. Alles ist südlicher, nackter, fremder, farben-

bunter als in Peking, stärker von Sandelduft und Weihrauch durchzogen, noch unberührter, noch altmodischer. Da sitzen Männer und reiben Lack auf kleinen Hockern, machen Schalen und Vasen; drüben feilen Silberarbeiter an entzückenden Filigrandingen; da macht man Möbel aus unbekannten, fremdriechenden Hölzern und schnitzt Götter mit unheimlichen Fratzen. Der Arzneiladen mit seinen Hunde- und Tigerknochen, Ginseng, Gelbwurz, Seegras und anderen unfehlbaren Mitteln ist voll von Menschen; in dämmeriger Bude erzählt ein Berufserzähler seine wundersamen Geistergeschichten, während quer über den Weg ein alter Mann mit einem Bartansatz (daher furchtbar ehrwürdig) jemandem die Wahrsagestäbchen wirft. Wohin man auch schaut, goldene Zeichen auf rotem Grunde, goldglitzernde Schauspielerpuppen in seidenstrotzenden Schaufenstern, Würste aus Katzenfleisch, breitgedrückte, geräucherte Enten, grellrotes Zuckerwerk in Stangenform und darüber all das Schreien!

In Foochow sieht man auch die südlichen Feldarbeiterinnen, die über die Achsel angesehen werden, weil sie körperlich so schwer arbeiten müssen, die aber eine Sonderstellung einnehmen, weil sie freier sind und zu dem Manne nicht so sehr wie zu einem heiligen Wesen aufschauen. Sie tragen das Haar nicht ganz so tief im Nacken geknotet und haben überdies sehr schöne lange Silbernadeln darin, wodurch der Knoten zur Spinne in einem breiten silbernen Netz wird.

Ein vorzügliches Abendbrot (nicht zu verachten) bei der Mission, hierauf eine stille Fahrt an schweigenden Dschunks vorüber über den breiten Ming, in dem der Mond seine Schleppe wusch, — und wieder der „Kohoku Maru“.

## Die Insel der Träume.

„Formosa“ — die Wunderschöne — nannten die Portugiesen die Insel, die von den Japanern heute Taiwan genannt wird. Der Sturm, der uns auf sie zutrieb, war entsetzlich. Selten habe ich Aehnliches erlebt. Der gute Maru hatte das Deck bis hoch hinauf mit schweren Baumstämmen beladen, und dennoch sah ich, da mein Fenster hinaus aufs Deck ging, wie die Meereswellen nicht nur über diesen Wall sprangen und zischend niederstürzten in die kleinsten Vertiefungen der Stämme oder des Decks, sondern wie sie auch diese vierzig Meter langen Massen zu bewegen versuchten. Mehr als einmal befürchtete ich, daß sie überhaupt durch meine Luke ins Innere stechen würden. Die Chinesen, die Nacht auf Nacht rücksichtslos Grammophone losgelassen und ihr lärmendes Mahjong gespielt hatten, lagen (alle Asiaten sind schlechte See-

fahrer) regungslos in ihrer Kabine, und die Freude darüber, meine lärmmachenden Feinde so niedergefällt zu wissen, ließ mich die Seekrankheit überwinden. Immer wieder stand ich am Fensterchen und schaute in die vom Mond erhellte, perlgraue Nacht, in der die Wolkenkämme als Silberbogen hinter den Holzmassen auftauchten. Der „Kohoku Maru“ stöhnte und ächzte und keuchte wie toll vor dem Winde daher . . .

Doch als es tagte, zeigten sich viele zackige, dicht bewaldete Berge, und ein nie gefühltes Glücksempfinden durchzitterte mich. Hier mußte ich etwas Schönes erleben! Froh lief ich auf Deck.

Die Missionare landeten ebenfalls hier, um mit dem Zug weiter nach Tainan, der südlichen Hauptstadt zu fahren. Ich aber sollte nach Taihoku, dem Regierungssitz und eigentlichen Mittelpunkt, zum Freunde Herrn A.s, meines Schülers, der jetzt schon nach Europa gondelte. Alles was ich von dem Unbekannten wußte, war, daß er eine „Art Christ“ war, wie ich es mir also auslegte, einem religiösen Wahnsinn irgend welcher Gattung unterlag. Das kümmerte mich wenig, mich, die ich der Ansicht bin, man solle alle Menschen nach ihrem eigenen Glauben selig werden lassen. Das Seligwerden war ohnedies in dieser oder einer anderen Welt eine verteufelt schwere Sache . . .

Auf dem Bahnsteig, der den Hafendamm entlanglief, sprach mich jemand an und sagte kurz:

„Ich bin Herr I.“

Er war so lieb gewesen und hatte mich sogar abgeholt.

Das Gepäck war schnell herbeigeschafft, aber ich kam nicht so schnell aus den Händen einer Polizei, die alles wissen wollte: „Woher? Wohin? Weshalb? Wie lange? Aus welchem Grunde? Für welche Blätter? Und warum Gast Herrn I.'s?“ Wie kannte ich ihn? Was wußte ich über ihn? Nichts?!!“

Erst später erfuhr ich, daß Herr I., der die Geishas befreite, sich der Formosaner annahm, Weltbeglückungspläne braute und an Straßenecken Reden hielt, die mehr weltliebend als vaterländisch kräftig waren, in den Augen der Polizei als nicht einwandfrei angesehen wurde. In glücklicher Unwissenheit gab ich die richtigen Antworten und zeigte das Empfehlungsschreiben an die Behörden in Taihoku, das mir der Gesandte Japans in Peking auf Bitten Herrn von Salzmanns gegeben hatte und das mir sehr zustatten kam.

Wir verließen Keelung gegen zehn Uhr früh und waren gegen Mittag in Taihoku. In einer Rikscha fuhr ich dem neuen Heim zu.

## Im Reich der farbigen Hennen....

Das Haus war aus Stein und stand an einer Straßenkreuzung. Um den ersten Stock lief eine breite Veranda, und der Vorderteil des Baues war in europäischem Stil mit bescheidener europäischer Einrichtung, das Hinterhaus dagegen japanisch. Ich wohnte im Vorderhause, und meine Futon ruhten nachts auf einer Holzbank. Unter mir waren die Schulräume, in denen ein Lehrer „Lang, lang ist's her" zu spielen versuchte. Hundertfünfzig arme Formosanerkinder, die sonst nirgends eine Bildung erhalten können, erhielten hier unentgeltlich Unterricht, und wer litt, der durfte kommen und in diesem Hause Rat, Hilfe und auch Zuflucht suchen. Geishas, die ihr schreckliches Leben, das sich unter einer so lächelnden, gleißenden Außenseite verbarg, aufzugeben wünschten, wurden nicht selten da versteckt, und Hausdurchsuchungen gehörten mit zur Tagesordnung. In diesem Kreis drehte ich mich, sprachlich abgeschnitten, in der eigenen Aura und erfuhr erst nach und nach, was sich um mich regte.

Blickte ich aus dem Fenster, so sah ich in chinesische Wohnungen und lernte mehr über den Osten, als wenn ich drei Jahre lang in einem erstklassigen Hotel gelebt hätte. Alles eignet sich nicht zur Wiedergabe, aber alles war menschlich und komisch und tragisch zugleich, auch die kleinen, oft kaum elfjährigen Mädchen, die schon die Straßen durchwanderten, und die schon „ausgeliehen" wurden. Nur ganz jung hatten sie Wert . . . .

Die Säulengänge schräg gegenüber waren ebenfalls eine Quelle der Weisheit für mich. Dort ruhte sich, die Fußgänger verdrängend, öfter eine braunweiße Kuh aus; da wurde in großen Kesseln Reis oder Kaoliang gekocht, da flickte der Schuster Schuhe, die aus lauter Flicken bestanden, da wurden Kinder gewaschen und Männer von Rückenschmerzen geheilt, indem ihnen jemand auf dem Rücken herumsprang oder indem sie ein großes schwarzes Pflaster aufgeklebt erhielten, das von der Sonne beschienen werden mußte, bis es seine Pflicht tat. Es krochen Entchen aus den Eiern und wurden in flache Körbe geworfen, um unter einem Netz gefüttert zu werden, und es ging abends der Nachtwächter mit seinen „harmonischen Hölzern" durch die Straßen und verscheuchte die Diebe — angeblich. Was ich weiß, ist, daß er einem jede Stunde pünktlich den Schlaf verscheuchte. . . . .

Eins konnte ich mir nicht erklären: warum die Hühner, die bei uns daheim bescheidene Farben trugen, in Taihoku blau, violett und fleischrot waren. Endlich fragte ich Herrn I.

„Damit die Besitzer sie auseinanderkennen!“

Und ich hatte mir eingebildet, eine neue zoologische Abart entdeckt zu haben . . . .

## Vor höheren Mächten.

Am Abend hatte sich Herr I. mir gegenübergesetzt und wir hatten besprochen, was alles zu sehen war. Ich interessierte mich vorwiegend für die Kopfjäger in Kapansan und für die Märchen der Wilden. Außerdem für Textilwaren, die Teeindustrie und sonst für das Leben, Treiben und Denken des Volkes. Um die Tier- und Pflanzenwelt wollte ich mich nach Kräften selbst kümmern.

Am folgenden Tage, einem Sonntag, besuchten wir das Museum, und der Direktor zeigte mir in freundlichster Weise alle Schätze der Insel, erklärte an Hand von Karten die verschiedenen Volksstämme, besprach ihre Waffen, erläuterte ihre Sitten und empfahl mir all die Bücher, die ich in der öffentlichen Bücherei studieren sollte. Auch gab er mir ein Stück eines Textilmusters, das noch in altmodischer Art ausgeführt und mit menschlichen Gliedern gemustert war. Wieder war ich aufgelöst vor Rührung über die Japaner.

Als wir indessen am darauffolgenden Tage im Ministerium vorsprachen und ich auf Grund meiner Empfehlung um das Vorrecht bat, die Kampferfabrik, die Staatsmonopol ist, besuchen zu dürfen, war diese Rührung nahe daran, zu erfrieren, denn wir gingen von Pontius zu Pilatus, und immer waren die Leute von geradezu herzbrechender Höflichkeit (wie ein Panzer) und von einer noch herz- und geduldbrechenderen Fragelust.

Zum Schluß kam ich vor den Allmächtigsten von Formosa in seinem Allerheiligsten und blieb sogar mit ihm allein. Ich hatte schon an die dreißig Fragen beantwortet und sogar den Taufnamen meiner Urgroßmutter genannt und fühlte meine Geduld wie ein altes Miederband krachen, als der Mächtige, dem ich gern eine Unhöflichkeit gesagt hätte, sich feierlichst erhob und bemerkte:

„Würden Sie mir die Freude machen, unten im Gebäude einen kleinen Imbiß mit mir einzunehmen?“

Da wußte ich, wie weise es ist, auf Reisen den Mund zu halten, selbst wenn die Geduld schon im Krachen der Auflösung ist.

Herr H., der sehr viele Europäer kannte und der durchblicken ließ, daß wir eine sehr unterhaltende, weil völlig unberechenbare Rasse waren, zeigte sich von da ab als mein rettender Engel. Er fand Gefallen an dem besonderen Wahnsinn, der bei mir durchbrach, und schlug mir vor, ihn im Französischen und Deutschen weiter zu unterrichten, ein Vorschlag,

den ich umso lieber annahm, als durch den Sturz des Yens mein erspartes Kapital nicht so lange auszuhalten versprach, wie ich es erhofft hatte. Auch empfahl er mir einen weiteren Schüler aus dem chemischen Laboratorium, der ebenfalls — wie alle Japaner — ein höchst angenehmer, fleißiger Schüler war. Ich sah mich also unvermittelt von neuen Freunden, von Ehren und Geld umgeben. Sogar eine Stellung in Staatsdiensten wäre nicht unmöglich gewesen, wenn ich mich zum Bleiben entschließen würde, wozu mir Herr I., der behauptete, es wäre doch alles eins, ob jemand in meinem Zimmer schliefe oder ob es leer stünde, sehr zuredete. Der Formosahimmel hatte keine Wolke, und anstatt der gedachten vierzehn Tage (der Dampfer lief nur alle zwei Wochen von der Südspitze nach China ab) entschloß ich mich, bei so günstigen Angeboten einige Monate zu bleiben, obschon mich ein innerer Drang zum Weiterfahren anspornte.

Es war sehr schön, und ich frohlockte, aber in unschuldiger Art. Der „geschwollene Kopf“ war eine überwundene Krankheit. Blind lebte ich in den Tag hinein. Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie ja bekanntlich zuerst mit Blindheit.

## In der Kampferfabrik.

Jeden Vormittag besichtigten wir etwas anderes, Herr I. und ich. Jeden Nachmittag schrieb oder malte ich im kleinen Zimmerchen mit dem Blick auf den geheimnisvollen Säulengang. Heißer Tee stand immer auf meinem Tisch, und daß wir Europäer im Geruche der Fleischfresser standen, ersah ich aus dem Umstand, daß ich oft schon zum Frühstück ein Schnitzel mit Krautsalat (oder das diesem Gericht japanisch Entsprechende) erhielt. Zu jener Zeit konnte ich indessen alles verdauen und ausgehungert, wie ich in der Regel war, immer essen.

Eine kleine Fliege fiel in das Freudenöl meines Taihokuseins, als mir berichtet wurde, daß man mich im weitesten Umkreis „die rote Frau“ nannte. Mich mit meinem echt kastanienbraunen Wuschelkopf! Aber für die Japaner sind alle lichten Frauen rot, und rot blieb ich. Zudem trug ich ein rostbraunes Samtkleid, in Peking von einem chinesischen Schneider gemacht, von Frau L. und Mary gut geheißen und beinahe noch neu. Mein einziges warmes Kleid. Aber Rot gilt den Japanern als Kinderfarbe und ist nicht beliebt. Dennoch waren meine Gefühle wie Kienholz zersplittert, als mich Herr I., der doch ein erdferner Weltbeglücker war, Schuhe wie Boote trug und seine Kimonogürtel unter dem Kasten suchte, also gegen Frauen-

reize, insbesondere bei Weißen, teilnahmslos bis zum Stumpfsinn sein sollte, eines Morgens fragte:

„Haben Sie nichts .... nichts Schöneres zum Anziehen?!“

Auf Honolulu war ich halbtot gequält, bei der deutschen Botschaft sanft geneckt, in Peking liebevoll ermahnt und auch mit neuen Kleidern versorgt worden, aber der echte Anstoß zu ewiger Besserung in Kleidersachen wurde mir durch den Weltbeglücker. Wenn selbst ein Apostel fragte:

„Haben Sie nichts Schöneres?“

Ich tauchte also in die Tiefen meines Koffers und schwamm mit einem blauen Waschkleid mit Knöpferln an die Oberfläche. Persönlich gefiel mir das rostbraune Samtkleid besser, und was Wärme anbetrifft, war es das Richtige für einen selbst auf Formosa kalten Dezembertag, aber der Weltbeglücker fand mich „wie eine Fee“ aussehend, und für dieses Feentum bezahlte ich später mit einem Schnupfen wie ein Taifun und mit 38 Grad Fieber durch mehr als eine Woche . . .

Apostel mögen Schönheitsgefühl haben, praktischen Verstand haben sie so wenig wie Schriftsteller.

In diesem blauen Kleid ging ich zuerst einmal in die Kampferfabrik. Formosa ist der Herd, die Heimat, das Land des Kampfers. Japan liefert der Welt jährlich 2 000 000 Pfund, Formosa 9 000 000, China 1 000 000 (und zwar zusammen mit dem synthetischen Kampfer), so daß Formosa die führende Kampfermacht ist. Ein Flächenraum von 60 000 Morgen Landes ist mit Kampferbäumen bewachsen. Ein einziger großer Kampferbaum von 25 Fuß Umfang kann eine Destillerie jahrelang beschäftigen und gibt eine Einnahme von über 8000 Yen (16 000 Mark).

Wahrscheinlich waren es die Kampferbäume, die Japan so sehr geneigt gemacht hatten, gerade Formosa den Chinesen um jeden Preis wegzunehmen. Aber auch auf der Insel selbst hat die Gewinnung schon eine Menge Blut gekostet, dauerte es doch sehr lange, ehe sich die wilden Tayalen damit abfanden, die Fremden in ihren Wäldern die Bäume schlagen zu lassen. Viele, viele Köpfe wurden genommen, ehe die Japaner durch zahlreiche Kleinkriege, klug eingeführte Tauschgeschäfte und endlich durch die Anlage des elektrischen Zauns um das gefährlichste Kopfjägergebiet so weit gekommen waren, sich wenigstens am Rande dieser Gebiete niederzulassen. Das Innere der Insel ist an diesem (dem Nord-) Ende noch nicht ganz erforscht.

Die Kampferfabrik, die einzige auf Formosa, liegt in Taihoku selbst, unweit des riesigen und prachtvoll erbauten Regierungsgebäudes, das ebenso gut in London oder Paris stehen könnte, und verbreitet an manchen Tagen einen weithin fühlbaren, doch mir nicht unangenehmen Geruch.

Der Direktor führte uns selbst. Die Formosaner erhalten einen Yen zwanzig täglich, die leitenden Japaner natürlich weit mehr. Hier sei hinzugefügt, daß unter Formosanern Chinesen zu verstehen sind, die schon Jahrhunderte lang auf Formosa ansässig und die sich — in vereinzelten Fällen — mit den sanfteren der Eingeborenen verehelicht haben. Sie sind Südchinesen und von dunklerer Gesichtsfarbe als die Leute des Nordens, auch nicht ganz so wasserscheu und ebenso arbeitsfreudig und entbehrungsgewöhnt.

Wunderschön ist es, in den großen Eisenkammern den aufgestapelten Staubkampfer zu sehen. Er schneit von der Decke herab, er liegt in sich türmenden Haufen auf dem Boden, und der Geruch ist so stark, daß er betäubt und Kopfschmerzen erzeugt. Frauen werden nicht angestellt, weil die Kampferherstellung Frauen unfruchtbar machen soll, und die Männer müssen sich erst eine Weile lang einarbeiten, ehe sie ohne Kopfschmerzen ihren Pflichten nachzugehen vermögen. Wenn man das bedenkt, ist die Bezahlung allerdings sehr gering.

Das Oel wird in den üblichen Blechbüchsen, der Kampfer in mit Blech ausgeschlagenen Kisten verschifft. Der Direktor schenkte mir ein Päckchen echten Formosakampfers in Würfeln und ein Fläschchen Kampferparfüm. Der Rundgang hatte über eine Stunde gedauert.

## Bei den Kopfjägern.

Ein Herr des Ministeriums und Herr I. begleiteten mich in das vielbesprochene Kopfjägergebiet. Es gibt auf der Insel neun verschiedene Stämme, von denen die Tayalen, die achtzigtausend Seelen umfassen sollen, die gefährlichsten sind. In früheren Jahren nahmen sie über tausend Formosanerköpfe jährlich, doch die Japaner schafften das ab — Köpfe sind dort wertvoller — und heute sind die Ausfälle selten. Auch darf das Kopfjägergebiet nur mit polizeilicher Bewachung betreten werden, und diese zu erhalten, ist nicht leicht.

Im Wagen mir gegenüber saß ein buddhistischer Priester, ein goldgesticktes Seidenviereck auf der Brust, er selbst dick und selbstzufrieden. Die übrigen Reisenden waren echte Formosaner mit Palmenstrohhüten und Körben. Draußen zog die Ebene hinter Taihoku vorüber mit den Sträuchern der Teeduftblüten — Jasmin, Ylangylang — und auch einzelne Teestauden. In Toyen verließen wir den Zug und bestiegen den Schiebwagen, ein breites viereckiges Brett auf Rädern, mit einer Kiste oder zwei als Sitzen, und in manchen Fällen selbst mit einem Segel. Unser Wagen hatte kein helfendes Segel. Der Formosaner mit seinem zuckerhutartigen Dach und seinem Anflug von Hose sprang rückwärts auf, nachdem er den Wagen

durch schnelles Laufen und Schieben erst gut ins Rollen gebracht hatte. Die Felder lagen schon brach, und vereinzelte Krähen flogen darüber hin. Die Hügel schoben sich neugierig heran, verschlangen uns allmählich, zogen uns hinauf auf die Kämme. Hier standen Liebesbäume, so genannt, weil die Blätter in Paaren an den Zweigen saßen. Es waren eine Art Weiden mit krummem Stamm. Später, in den warmen Einschnitten, trafen wir Teesammlerinnen mit weißem Tuch in Hutform und mit flaschenartigen Körben am Arm, und endlich kreuzten wir eine Brücke, deren Pfeiler aus Bambus, viereckig aufgestellt, und mit Kieselsteinen gefüllt waren.

Wir speisten zu Mittag im Klubhaus von Taikoi, wo wir sehr gut bewirtet wurden und von wo aus wir das Gebiet des Tamsinflusses mit den Bewässerungskanälen der Reisfelder, die darauf befindlichen Wasserbüffel und die halbnackten Bauern überschauten. Bald nach Taikoi aber verschlang uns der Busch mit seinen Kampferbäumen, wilden Bananen, unbekannten Blumen und, an freien Stellen, dem Suzukigras, dessen lange Halme sich eigentümlich bewegten und dessen lange, weißliche, fedrige Samenhülse an einen Geisterwedel erinnerte. Hinter solchem Gras verborgen, oft drei Tage lang regungslos ausgestreckt, lauern die Tayalen, bis ein Opfer vorübergeht. Dann schießen sie erst einen Pfeil darauf ab, stürzen dann auf den Getroffenen zu und schneiden das Haupt ab, den Körper zurücklassend. Es kann nämlich kein Jüngling heiraten, der nicht wenigstens einen Kopf heimgebracht hat, denn das ist das Zeichen seiner Reife, ebenso gut wie kein Mädchen Gattin wird, bevor sie nicht das seltsame Tätowierungszeichen erhalten hat. Es reicht vom Ohr zum Mund und wieder zurück in zwei großen, breiten, blauschwarzen Streifen.

Es gibt mehr als zweihundert Arten von Giftschlangen auf Formosa, und so oft der Wagen eine große Heuschrecke, einen der großen blauen Falter oder sonst etwas Lebendes aufschreckte, glaubte ich schon, eine Schlange zu treffen. Der Wagen selbst gab zu denken; denn er sauste in tollster Fahrt die Zickzackwege hinab, um noch etwas Schwung zur Hinauffahrt zu behalten, und jede Wegkrümmung zeigte ein neues Bild, denn wir fuhren hinter den Hügeln in immer weitere Hügelketten hinein und stiegen allmählich zu den echten Bergen auf. Sentansträucher mit gelben Beeren begrenzten den Pfad, von mächtigen Urwaldbäumen oder von den langblättrigen Bananen unterbrochen. So erreichten wir die Warnungstafel: „Gefahr!“

Wir fuhren nun im Kopfjägergebiet, und mir war's, als verstummten meine Gefährten mehr und mehr . . . .

In der Ferne brannten Teile der Abhänge. Der Rauch wälzte sich als Lindwurm der Straße entgegen. So bearbeiten die Wilden ihre Felder. Einige Frauen, klein, braun, mit runden Augen, standen in einem Hanffeld. Wir erreichten eine Kampferdestillerie einfachster Art und stiegen aus. In einem Ofen wie bei unseren Köhlern wurde das klein zerschnittene Kampferholz ausgekocht. Der heiße Saft floß durch Rohre, die im Wasser lagen, um schnell auszukühlen, und das Oel tropfte in die Behälter, die zum Verschicken gewählt waren. Der rohe Kampfer sank auf den Boden der Rohre und wurde ebenfalls herausgenommen und in Behälter getan. In Taihoku wurde erst alles verarbeitet.

Höher und höher, weiter und weiter, von Bild zu Bild. Früh am Nachmittag erreichten wir das Polizeidorf von Kapansan. Es gibt dort keine Frauen. Auch keinerlei Zivilpersonen. In den dreißig Häuschen, zu denen die geräumige Schule gehört, in der ebenfalls ein Schutzmann jene Tayalkinder unterrichtet, die zu kommen und bei ihm zu wohnen wünschen, leben nur Japaner, die als Wache hier an der schlimmsten Grenze der Kopfjägergebiete stehen. Sie kochen, waschen, flicken, putzen selbst, und wir schliefen alle auf den Matten im Hause des Polizeiinspektors, die Herren im ersten, ich, hinter Schiebetüren, im zweiten Raum. Nie überkam mich aber das leiseste Gefühl der Unsicherheit. Ein sehr unangenehmes Abenteuer, das ich mir nicht in allen Ländern wünschen würde, hatte ich vor dem Schlafengehen. Wie immer pilgerten wir alle der Reihe nach ins Bad. Das Badezimmer hatte Licht und war sehr sauber, die Wanne, weil für so viel Gerechtigkeit bestimmt, auffallend groß. Ich entkleidete mich, legte die Sachen auf ein Bänkchen, kletterte die paar Stufen empor und verschwand nach mehreren „Aii“ und „Auuu“ im heißen Wasser. War es die Erschütterung durch einen Vorübergehenden oder war die Schiebetür nicht richtig eingefügt gewesen — kurz, kaum saß ich in der Wanne, als die Tür mit einem Krach umfiel. So oft ich indessen herausspringen wollte, um sie zurückzustellen, vernahm ich Schritte und hüpfte ins Wasser zurück. Was sollte ich tun? Ich mußte um Hilfe rufen und — den Kopf in einer Dampfwolke — höflich ersuchen, die Tür wieder einzuschieben. Niemand fand etwas dabei, und ich trachtete auszusehen, als ob ich täglich ohne Kleider solch einem Vorgang beiwohnte. Von da ab unterzog ich indessen die Schiebetüren immer einer Untersuchung, ehe ich ins Bad stieg.

Auf meine Bitte stiegen wir den ganzen hohen Berg in das Tal hinab, bis wir eine jener unheimlichen Hängebrücken aus Rattanranken erreichten, die wie eine Schaukel den Fluß über-

spannten. Zwei schmale Bretter bildeten alles, worauf man festen Fuß faßte, und zum Anhalten gab es in höchster Fingerhöhe ein Seil, das natürlich nachgab. Man schaukelte wie eine Seiltänzerin über die Brücke, und je mehr Leute gingen, desto verzweifelter schaukelte die Brücke. Um mich zu entmutigen, verbeugte sich der Inspektor und ließ mich vorangehen, in der Erwartung, mich heulend Kehrt machen zu sehen, doch ich dachte mir damals nichts dabei oder höchstens, daß man eben da gehen müsse und ich folglich gehen würde.

Nie in meinem Leben hat mich das Gefühl bemeistert, irgendwo ganz fern von der Welt zu sein, wie hier in diesem Ort, dem „Zusammenlauf der Flüsse". Die runddachigen Häuschen, die grellgrünen Bananen, der grüne, rauschende Fluß, die hohen, hohen Berge, die alle Aussicht verhinderten, die Sonne auf den fernsten Abhängen, die goldene Stille .... da sehnte ich mich, bei den Kopfjägern zu bleiben und die Welt, die voll Tücke und Schriftleitungen war, ganz zu vergessen. Ohne Ehrgeiz zu leben, ohne Zweck, nur in sich und die allernächste Welt versunken.

Aber die Japaner, die ihren Kopf behalten wollten und sich nach der unruhigen Welt zurücksehnten, trieben mich bald aus dem Paradies wieder fort, so gern ich die Tayalfrauen mit ihrem schwarzen Gesicht, dem stechenden Blick und den steifen Hanfgewändern noch betrachtet hätte. Der Berg vor mir schien zu wachsen, und je länger wir kletterten, je eifriger die Schutzleute im Anspornen wurden, desto höher erschien er mir. Unter den Füßen wuchs er ins Stahlblau des Abendhimmels.

„Wenn es dunkel wird, ehe wir die Höhe erreichen, können die Kopfjäger kommen! Bei Tage wagen sie nichts, doch nachts . . . "

So biß ich wieder ins Knie, und endlich standen wir auf der kleinen Hochebene und blickten auf das Schwarz der Wälder zurück, durch das sich tief unten, wie ein mattes Silberband, der Fluß schlängelte . . . .

## Die Freuden der Wilden.

Früh, früh kroch ich aus den weichen warmen Futons und ging ins Freie. Der Platz war sonnegefegt, und zwei Männer näherten sich mir. Sie waren in ein Tuch wie in einen Poncho gehüllt und hatten das lange Haar zu einem Zopf geflochten. Mitten auf dem Kopf saß ein Geflecht, das, wie ich später merkte, allen Zwecken diente: als Hut, als Trinkbecher, als Speisenbehälter, als Getreidemaß und als Läusenest. Die Augen waren sanft und schwermütig. Nie hätte man darin die Lust nach Köpfen geahnt.

Unten, in dem kleinen Tauschladen, saßen ihrer viele, alle bezopft, sanft und still. Sie brachten Tsuso, die schöne Staude, aus der man das bei uns als Reispapier bekannte Material mit krummem, runden Messer schnitt, ein herrliches, seidig schimmerndes Papier, das die Chinesen mit kleinen Figuren bemalten. Die Staude erreicht eine Höhe von fünf Metern und einen Armumfang an Dicke im besten Fall (Aralia payrifera). Sie brachten auch das ungewöhnlich zähe Hanftuch und einige Früchte der Höhen und verlangten dafür Tabak, Reis, Zündhölzchen. Leere Flaschen schienen ihnen so wertvoll wie Gold.

Ihre Hütten sind sehr einfach, fast ohne Einrichtung, mit dem Herd in der Mitte und einigen Brettern als Lagerstätte. Die Toten werden in den vier Ecken des Hauses begraben, und wenn alle Ecken voll sind, gilt das Haus als unglückbringend, und man baut ein neues. Junge Leute, die ihre Flitterwochen ungesehen verbringen wollen, ziehen sich in die Luft zurück, das heißt, sie wohnen in einem Bau zwanzig Fuß über dem Erdboden.

Sehr feierlich wird ein Kopf aufgenommen. Die schönsten Jünglinge halten die Ehrenwache um das Geisterhäuschen und singen und tanzen zur Ehre des hohen Gastes. Nach einer Woche wird ein Fest abgehalten, Gäste kommen von weit und breit, man gießt dem Kopf Hirsebier zwischen die Lippen, man bedankt sich für die Ehre, man bittet den Geist, doch auch die Freunde heranzulocken, und man bewahrt den Kopf später in dem Geisterhäuschen auf oder mauert ihn, wie bei den Bunum, in das Gestein des Hauses, aber immer dem Nahenden erkenntlich. Ich hatte schon Lust, meinen Kopf dazulassen, denn wer würde sonst irgendwo solche Geschichten mit ihm machen? Aber der Gesandte Polens, der eben am Morgen nach Kapansan gekommen war, wollte seinen Kopf lieber hinabtragen, und die Japaner, die sich für den meinen verantwortlich hielten, waren ebenfalls dieser prosaischen Meinung, und so wurde ich nach dem Mittagsmahl samt Kopf auf die Kiste des Schiebwagerls gehoben und schschsch! ging es talwärts durch die unvergeßlichen Kampferhaine. Ein Hauch von Herbst und von Sterben, wehmütig schön in dem goldenen Dezemberlicht, lag selbst über dieser Tropenlandschaft, und im hohen Suzukigras raunte warnend der Wind . . . .

## In den Teehäusern.

Die größte Teefirma ist die Mitsui Company. Händler kommen aus allen Weltteilen, vorwiegend jedoch aus den Vereinigten Staaten, angefahren, um die jährliche Teeprobe zu nehmen und bedeutende Bestellungen zu machen. Ein großer Teil von Daito-tei, dem echten Formosanerviertel, in dem auch

ich lebte, gehört den Teegesellschaften, und eines Morgens führte Herr I. mich ebenfalls durch diese Hallen, in denen viele Frauen und Kinder mit dem Durchduften des Tees und mit dem Packen beschäftigt waren. Sie arbeiteten da etwa zwölf Stunden täglich und erhielten dafür zwanzig Sen.

Die beste Teeart ist der Oclong-Tee. Man erzählt sich, daß ein Farmer aus Fukhien in Südchina eines Morgens auf den Berg Bui stieg und eine schwarze Schlange um eine Teestaude gewunden fand. Er nahm einige dieser Blätter mit nach Hause und fand den Geschmack vortrefflich. Oclong bedeutet „Drache“ oder „Schlange, so schwarz wie eine Krähe“. Mit dem Ceylontee hält er den amerikanischen Markt. Der beste Oclongtee kostet in Formosa 2 Yen das Pfund. Die Chinesen ziehen jedoch die durchdufteten Teearten vor, und daher nimmt man die frischen Blüten des Tropenjasmins und einer anderen gelbweißen Blume, die wie Tuberose riecht, und mischt sie unter den fertigen Tee, trocknet alles vorsichtig über dem Hibachi, dem Wärmebecken, und packt es als „Wrapper Tea“ das Pfund von 80 Sen bis zu einem Yen.

Der beste Blütentee heißt Hoshi cha oder Po shien cha.

Es war wunderschön, unter den dämmerigen Säulenbogen zu gehen und den Duft all dieser Räume einzuatmen; ich sah nicht nur all das Teetreiben, sondern tausend Sachen, die mich begeisterten: ein Opferschwein vor einem kleinen Altar, die Eingeweide und das Herz in verschiedenen Gefäßen, und in der Schnauze eine goldgelbe Orange! Ich ertappte einen Mann dabei, wie er einen falschen Zahn mit der großen Zehe aufklaubte und sich in die Hand fallen ließ; in einem Seitentempelchen, vom fahlen Licht der roten Kerzen beleuchtet, warfen Chinesinnen das Orakelhorn, zwei Holzhörnchen mit einer gebauchten und einer flachen Seite. Fielen die Hörnchen beide richtig, so war der Wunsch erhört; lag eins richtig, das andere nicht, so schwankte der Gott, und im breiten, gähnenden Opferofen mußte mehr Papiergeld gebrannt werden. Wenn beide Hörnchen unrichtig lagen, waren und blieben die Götter stumm. Auf einem nahen Felde (die Häuserreihen teilten sich unvermittelt zu Feldern und schlossen sich wieder) sah ich einen kleinen Wasserbüffel, noch ganz rosa und unbeholfen, und hinter einem Strohvorhang aß ein kleines Mädchen Bohnennudeln mit so viel Geschick und Anmut wie ein Neapolitaner seine Maccaroni.

## Der Abgrund.

Am liebsten durchwanderte ich vor den Stunden bei Herrn H., dem Allmächtigen der Insel, die stets sehr angenehm waren, den botanischen Garten und skizzierte die reiche einheimische

Pflanzenwelt; oder ich besah mir die Textilsachen im Museum, oder ich durchbummelte, nach dem Morgenstudiengang, die Straßen der Stadt, weil man da immer wieder etwas sah, wovon man lernte. In den Geschäften sah man das Leben der Leute, die darin aßen, nähten, sprachen, lasen, sangen und selbst starben; unter den Bogen opferte man den Göttern, erzeugte man allerlei schöne und nützliche Sachen, lagen Kuchen und andere Dinge zur Schau. Einmal gab es eine Anbetung vor dem Schweinegottaltar — eigentlich der Göttin, die so gern Schweine in Empfang nimmt — einmal ging ein Trauerzug vorüber, und einmal hatte der Lieblingsgott Ausgang. Fahnen mit Bildern und Stickereien kostbarster Art wurden ihm vorausgetragen. Drachen, Phönixe, Götter, Dämonen mit flatternden Bärten und mit Seidenleibern zogen an mir vorüber. Die Musikanten rührten die Trommeln, wimmerten in Flöten, schlugen Schellen gegeneinander, und Männer, in Göttergewändern und mit schauriger Maske tanzten voraus, während ihr Haar, aus gelben Papierstreifen bestehend, wie ein Drache durch die Luft wirbelte.

Nach Tisch schrieb und malte ich, von vier bis sechs unterrichtete ich, morgens machte ich Entdeckungsreisen mit Herrn I. und abends allein. Früher hatte ich bis zehn Uhr nachts durchgearbeitet, doch in letzter Zeit kam Herr I. und erzählte mir von dem Aberglauben der Tayalen, unter denen er jahrelang gelebt hatte, von ihren Märchen und Sagen, und ich schrieb nieder, was er erzählte. Manchmal verbesserte ich sein Englisch. Mit seiner greisen Mutter, vor der mir ein wenig graute, und seiner kalten, förmlichen Schwester konnte ich nur die mir eingeleierten Höflichkeitsreden wechseln. Bei ihnen fühlte ich, trotz sehr aufmerksamer Bedienung, ein entschiedenes Rassenvorurteil gegen mich.

Ich bin eine Gans. Es tut mir leid, das sagen zu müssen und mehr leid, es nicht wenigstens in der Mitvergangenheit ausdrücken zu dürfen, aber ich wage es nicht. Man kann in manchen Sachen nicht nur eine Gans sein, sondern sie leider auch bleiben.

Aber ich bilde mir ein, psychisch zu sein, also Seelenwellen zu verspüren. Als ich wieder einmal am mächtigen roten Tor vorbei aus dem japanischen ins formosanische Viertel einbog, das voll Romantik und voll Gefahren war, überkam mich das Gefühl einer nahenden Qual so sehr, daß ich zu den Göttern aufwinselte und ein echter Kummer mich befiel, daß ich das letzte Schiff, das an dem Tage gefahren war, nicht genommen hatte. Und dennoch war alles so unbedingt sonnig: Ich verdiente, ich hatte allerlei ehrende Aussichten, ich lernte, und Formosa war ein Märchenland.

Aber ach — in Märchenländern laufen bekanntlich die Hexen um, und man stößt auf Märchenprinzen . . .

Ich bin eine Gans, und natürlich stolperte ich über den Märchenprinzen in einem Lande, in dem es nur Schiebetüren gibt.

## Die Flucht.

Das war noch einmal Peru, aber irgendwie aus dem Baß ins hohe Moll übertragen. Immerhin so nervenaufreizend, daß ich nach achtundvierzig Stunden Wachen zur Ueberzeugung gelangte, daß meine Gefühlsstränge nicht mitkonnten und auch nicht dagegen, wenn es so weiterginge. Ich bat eine Deutsche, die mit einem Japaner verheiratet war, zu ihr kommen zu dürfen. Was ich bei ihr gelitten habe, spottet jeder Beschreibung. Ins Hotel konnte ich nicht, weil ein Hotel in diesem Fall, unter solchen Umständen, keine Gewähr des Schutzes vor anderen oder mir selbst geboten hätte. Ich erinnerte mich an den Missionar in Tainan. Er lud mich ein, zu ihm zu kommen.

Dies ist nicht die Geschichte meiner Herzensangelegenheiten, aber wenn man damit dem Gouverneur einer fremden Rasse auf fremder Insel lästig fallen muß, ist die Geschichte eine Tragikomödie. In der Erinnerung jedenfalls. Damals weinte ich Eimer voll Tränen, eben weil die Japaner selbst in der höchsten Leidenschaft Selbstbeherrschung bewahren und gerade diese Eigenschaft mir die größte Bewunderung abzwingt. Wir weißen Frauen aber dürfen nicht die Rasse verraten. Es geht nicht! Es ist ein Verbrechen an uns und an anderen. Es führt auch nie, nie zum Glück. Ich mußte alles lassen und fliehen. Sämtliche Schüler schenkten mir, der wandelnden Niobe, Taschentücher zum Abschied, große leinene! Herr I. erkrankte. Trotzdem brachte er mich zum Zug.

Ich mußte — was immer die Zukunft barg — Fernsicht gewinnen. Unter Europäern leben und hierauf endlich die Entscheidung fällen. Und er auch. In sieben Monaten vergaß ein Mann zehn Frauen, nicht nur eine. Das war mein Trost.

Und wieder fuhr ich weiter in die unbekannte Welt hinein — einsam, mit abnehmenden Mitteln, vom Fluch meines Geschlechts begleitet.

Wie unendlich leicht reist dagegen ein Mann!

## Im Schatten der Tempel.

Die Waggons waren lang, mit Doppelsitzen wie in den Vereinigten Staaten. Man brachte den Reisenden Pantoffel, damit sie imstande waren, die westlichen Lederschuhe auszuziehen und die Füße nach Belieben unter die Schinken zu stecken. Draußen sah man nichts als Reisfelder, Zucker-

pflanzungen, später Bambus und Tee mit zurückweichenden Bergen. Ein junges Mädchen saß auf einem Handwärmebecken. Auf einsamer Landstraße plötzlich eine Sänfte. Fremde Grasarten, wohl zur Tatamiherstellung, bedeckten lange Strecken. Dann wieder ein Tempel unweit einer Ortschaft. Dumpf besah ich mir all das. Es hätte mir mehr behagt, in mich selbst zu schauen, wo das Leben als solches seine unerwarteten Furchen zog, aber meine Pflicht hielt mein Auge an das rollende Bild gefesselt. D a z u war ich gefahren; deshalb litt ich. Das, was ich an klarer Weisheit dazu erwerben mußte, war die traurige Draufgabe der Götter, der sich auch jene nicht immer entzogen, die daheim bleiben und Strudel backen durften.

In Augenblicken großer seelischer Erschütterungen habe ich immer diejenigen meiner Landsleute beneidet, die in weiblichen Tugenden leuchteten und nur die Geheimnisse der Kochkunst, nicht jene des Weltalls zu ergründen trachteten.

In Tainan waren die Missionare rührend nett gegen mich. Ich speiste bei den Damen und wohnte im allgemeinen Missionshaus, das die Leute des Ortes das „Haus des Morgenniesens“ nannten, wahrscheinlich, weil die vom Garten herkommende, kaltnasse Luft dem, der zu früh auf die offene Veranda trat, das Niesen gab.

Die Tempel von Tainan sind älter als die von Taihoku, denn Tainan war früher die Landeshauptstadt; ihr Gepräge ist rein chinesisch, und es fehlt nicht an Steindrachen, Wolken- und Windsinnbildern und kleinen, nur von brennenden Weihrauchstäbchen erhellten Schreinen, in denen einer Göttin, die gut im Fruchtbarwerdenlassen ist, Opfer gebracht werden. Was wünscht eine Chinesin mehr als Edelsteine, um sie ihrem Gatten demütig zu Füßen legen zu können? Das gibt ihr Macht über alle Nebenfrauen oder — wenn sie fruchtbarer als die Hauptfrau ist — Macht selbst über die.

Von hier geht es hinauf in die Berge zu den Ami, die auf den Klippen hausen, die, ungemein steil und hoch, jäh ins Meer abfallen, zu den Bunum, deren Häuser alle Schieferdächer tragen und den Tsuou. Doch weiß ich nicht genau, welcher dieser drei Stämme es gewesen ist, der einmal zur Mission herabkam (in der guten alten Zeit, ehe die Japaner sich ansiedelten und gegen Menschenfresserei und Kopfjägertum etwas einzuwenden hatten) und vom Missionar, der die armen Heiden gern gewonnen hätte, bewirtet wurde. Von allem war das fette Schwein der Glanzpunkt des Anfreundungsfestes und der begeisterte Häuptling lud den Missionar mit einigen englischen Herren ein, auch bei ihm oben in den Bergen ein Friedensmahl einzunehmen. Die Herren gingen, und der ganze Stamm war versammelt. Der Duft bratender Bananen erfüllte

die Luft, und die Blätter, die als Teller dienen sollten, bildeten einladende und vielversprechende Haufen. Der Häuptling lobte das unvergeßliche Schwein, und der Missionar sah zum Hüttenfenster hinaus, wo der Sohn des Häuptlings, ein dicker, etwa zwölfjähriger Junge, herumlief. So stramm waren die jungen Beine und so gelenk die Bewegungen, daß der Missionar sich umwandte und zum Häuptling sagte:

„Was für ein schönes, kräftiges Kind!“

Der Häuptling sagte etwas zu einem der Anwesenden, der die Hütte verließ, und der entsetzte Missionar wurde eine Minute später Zeuge eines Mordes. Der große Krieger schwang seine Keule, und der Kleine brach mitten im Spiel röchelnd zusammen.

„Himmel — — man mordet — —!“

„Laß nur,“ bemerkte der Häuptling kaltblütig, „du sollst nicht sagen können, daß wir Bunum zurückstehen in unserer Gastlichkeit. In kurzer Zeit wird er gebraten sein und nicht weniger knusprig schmecken als dein Schwein!“

Man sagt, daß die fünf Herren, der Missionar voran, den Berg hinuntersausten und nicht innehielten, als bis sie wieder in Tainan waren. Lange Zeit hindurch aber feierte man keine Friedensfeste mehr, weder mit, noch ohne Schwein . . .

Nur bei den Yami auf Botel Tobago, der letzten Insel hinter Formosa, die schon mit den Philippinos Verwandtschaft verraten, hat es nie Menschenfresser gegeben. Sie wohnen in Häusern, die sie unter der Erdbodenhöhe anlegen und in denen sie sich verkriechen.

## Auf Seeräuberwassern . . . .

In Takoe schiffte ich mich ein. Der „Soshiu Maru“, ein alter Seeklepper, der schon längst den Stall verdient hätte, fuhr nachmittags aus und kam abends zurück, denn es pfiff draußen auf dem Meere, und der Klepper hatte keine Seebeine. So hatte ich eine sechsstündige Gratisfahrt. Um sechs Uhr früh machte er sich nochmals auf den Weg und legte nach einigem Keuchen die hundertachtzig Seemeilen bis Amoy zurück. Das ist das allergefürchtetste Piratenloch der ganzen Küste. Man merkt das auch den dort verkehrenden Schiffen an. Die Kabinen (hier fuhr ich immer Erster, denn eine andere Klasse kommt für Europäer nicht in Frage) haben alle sehr vergitterte Fenster, und der Boy brachte mir vor Amoy einen Schlüssel, den ich zuerst für den Sankt Peters vom Himmelstor hielt, der sich indessen nur als mein Kabinenschlüssel entpuppte, und sagte:

„Kann tun!“

Diese kryptische Bemerkung wollte indessen nur bedeuten, daß ich besser daran täte, mich mit diesem Schlüssel in die

Kabine einzusperren. Was wußte der Arme von dem traurigen Los reisender Journalisten! Ich „kann tun“ von draußen und besah mir von Deck aus das Seeräuberloch. Es lag über niedere Hügel ausgestreckt recht malerisch da, und man konnte gut begreifen, daß die Höhlen in den Klippen, die Verzweigungen der Bucht und die Steile der anklimmenden Stadt eine gute Schule sein würden.

Als sich ein Kuli mit einem Boot zeigte und wir eine Viertelstunde lang über den Preis verhandelt hatten — das stärkt das gegenseitige Vertrauen — kletterte ich in sein Sampan hinab und ließ mich ans Land rudern. Was lernt man denn über Amoy vom Wasser aus?

Sehr viel lernt man leider auch am Lande nicht. Ich bin so klein, und meine Feinde behaupten, ich hätte etwas so Asiatisches im Aussehen (unbestimmbare Häßlichkeit wollen sie wohl ausdrücken), daß ich eigentlich nie wie die meisten Europäer auffalle. Ich gehe auch immer durch die Straßen, als ob ich in ihnen groß geworden sei und daher war ich nie einem Anfall ausgesetzt, noch wurde ich übermäßig angestarrt. Mit zusammengekniffenen Augen eile ich durch das enge Winkelwerk und sehe doch alles. In Amoy sah ich vorwiegend Hunde: viele, hungrige, räudige. Die Hunde schienen mir noch schmutziger als die Menschen, und das war wirklich schwer zu erkennen. Die ganze Stadt stank nach einer Prachtauflage von Cholera, aber der Zauber war nicht ganz abzuleugnen. Diese engen Straßen, die ohne Plan da hinauf-, dort hinabklettern, die roten Sänften, die Seidenläden, die Wachsgeschäfte, die trockenen Fische, die Wurstläden, die Frauen mit ihren unergründlichen Zügen, weder Kummer noch Freude ausdrückend, und nur in den kreischenden Stimmen eine scheinbar ärgerliche Erregung verratend; die Kunstblumen, die Catalpasärge, die schon wartend auf der Straße stehen . . . .

Die Hauptindustrie (außer nicht gestatteter Seeräuberei) ist die Entenzucht. Die Entlein werden in großen Mengen in Brutöfen angebrütet, am 26. Tage getötet, ausgestopft und nach Osaka geschickt, von wo aus sie als japanisches Spielzeug auf den amerikanischen Markt gelangen.

Nach einer Weile konnte ich den Anblick der räudigen Hunde, an denen das Blut an den hautlosen Gliedern niederrann und die jeder Händler mit Stockhieben verscheuchte, nicht mehr ertragen und begab mich über das schlüpfrig nasse Pflaster hafenwärts. In einem Fleischergeschäfte hingen neben geräucherten, flachgeschlagenen Enten auch geräucherte Frösche, poetisch umschrieben „Erdhasen“ genannt, und Litschinüsse, Drachenaugen, Dattelpflaumen und Pomelos deckten die Tische der Obstbuden.

Die wenigen Europäer, die ein unfreundliches Geschick nach Amoy verbannt hat, leben auf einer anderen Insel in ganz netten Häuschen.

Da man fürchtete, es könnten uns die Seeräuber angreifen, und da man nie weiß, ob die harmlos scheinenden Fahrgäste der Dritten nicht plötzlich in Seeräuber verwandelt auf das Oberdeck stürzen könnten, wird ein regelrecht starkes Gittertor vor dem Aufgang in die Erste geschlossen, die Wache steht vor diesem Tor, und der Kapitän hält scharf Ausschau. Alle Japaner sind bewaffnet, die Kabinenfenster müssen geschlossen bleiben, und so schloß und schraubte auch ich mich in mein kleines Reich ein und schlief den Schlaf des Gerechten . . .

Aber gar so ruhig war er nicht. Mein Formosaaufenthalt hatte zuletzt allzu sehr einem Hürdenlaufen geglichen. Ich wischte mir also Augen und Nase in die schönen Taschentücher, die mir meine japanischen Schüler in freundlicher Anerkennung geschenkt hatten. Und der Gouverneur war um ein Beispiel westlichen Irrsinns reicher geworden, was gar nicht in meiner Absicht gelegen hatte.

Dennoch sage ich: Zwischen Südamerika und Japan liegt die ganze ungeheure Tonleiter einer aufsteigenden Kultur. So war es also einem Japaner gegeben, mir den Glauben an das Beste im Manne zurückzugeben. Ich dachte an das Sprichwort in meinem Kinderlesebuch:

„Sich selbst bekriegen ist der schwerste Krieg,
Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg."

Muß ein Mann wirklich erst Apostel sein, bevor er dieses Kunststück zusammenbringt?!

In Swatow kaufte ich mir ein Paar Niederschuhe. An und für sich wäre das nicht etwas, das nur auf Reisen geschehen kann, doch erwähne ich es, weil es auf Formosa so gut wie unmöglich gewesen wäre. Schon in Tokio war es ein Kunststück, in Taihoku aber, wo alle, alle, die europäische Schuhe trugen, der Ansicht waren, daß man aus den Schuhen, ohne sie aufzuschnüren, auch herausfahren muß, wäre es unausführbar gewesen, Schuhnummer vierunddreißig zu entdecken. In China, wo chinesische Krüppelfüße Leute zu einer Schuhverkürzung gezwungen hatten, fand ich das Gesuchte. Leider waren sie auch hinten kürzer als wir das gewöhnt sind, und daher trug ich sie nur dort, wo ich mit absatzlosen Gummischuhen nicht gehen konnte: in kaltnassen Gegenden. Sie hielten daher drei Jahre lang. Andere Schuhe vernichtete ich in drei Monaten.

Viel Spaß hatte ich auch mit dem Begraben meiner alten Schuhe, deren ich mich schämte. Ich warf sie weg, und sie fanden sich wieder; ich wollte sie über Bord werfen, selbst um 2 Uhr nachts, und immer stand jemand an der Reeling; ich

stopfte sie zuletzt in ein Schiffsloch, in dem sie hoffentlich liegen blieben, bis nichts an ihnen mehr an einen Europäerfuß erinnerte, aber die Sucht, mich ihrer zu entledigen, war die eines Verbrechers, der sein corpus delicti verbirgt.

Swatow hat wunderschöne alte Tempel, über deren stark geschwungene Dächer (angeblich die Form des ursprünglichen Nomadenzeltes) grüne Drachen mit grausen Windungen laufen. Sonst ist das Straßenbild wie in jeder südchinesischen Stadt — räudige Hunde, halbnackte, schmutzige Männer, Frauen mit langen Silbernadeln im Haar oder bescheiden mit pomadisiertem Kopf und hellseidenen Pantöffelchen in einer Rikscha fahrend, alte ehrwürdige Männer in einer Sänfte und das arbeitende Volk bei seinen tausend Beschäftigungen.

Zwei Dinge besonderer Art erzeugt Swatow: die schönen Durchzugsarbeiten, ähnlich dem norwegischen Hardanger, und Ansichtskarten, die aus beschnittenen Marken zusammengestellt sind. Allerlei Handwerker Chinas sind sehr geschickt aus allerlei Marken verschiedener Art und Färbung dargestellt, und jede Karte kostet zwanzig Cents. Die hübsch bemalten Vierecke aus Tsuso (Aralia papyrifera) bekommt man überall im Süden.

## Im wohlriechenden Hafen.

„Ort der Gestanksverminderung“ wäre ein möglichenfalls verzeihlicher Name gewesen; die obige Uebersetzung, obschon richtig, ist zu hochtrabend. Die Bucht ist großartig — daher war sie den Engländern ja so willkommen! — und leicht zu verteidigen, weil sie in weitem Bogen von Hügeln umgeben ist, und mit dem Peak, auf den die Stadt hinaufklettert, ihren Abschluß findet. Die Nachtansicht ist noch schöner als bei Tage, weil da tausend unerwartete Lichter einen Wasserfall vom Gipfel des ansehnlichen Berges herab bilden, während tagsüber ein feiner, grauer Dunst zu oft das Bild in einen Schleier hüllt. Der „Soshiu Maru“ blieb zwei Tage lang liegen, und ich hatte Gelegenheit, mir die Stadt genau zu betrachten. Die Gassen sind — mit Ausnahme der europäischen Hafenstraße mit modernen Geschäften und freien Plätzen — sehr eng und ganz chinesisch. Die Straße auf den Peak sehr breit und schön, doch lassen sich die meisten Europäer hinauftragen. Mein erster Gang war zu Cook and Son, wo ich die Karte nach Australien, mit Unterbrechungsmöglichkeiten in Manila und in Nord-Borneo löste, um einigermaßen zu wissen, wieviel mir bleiben würde, denn zum zweitenmal träumte ich vom Eindringen in das schwer erreichbare Südseeinselreich. Hatte ich einmal die Menschenfresser hinter mir, so war das Schwerste

überwunden — das ging mir wie eine Vorhersagung durch den Sinn.

Eine Hoffnung, durch mehrere Jahre gehegt, zerrann in Hongkong. Das Bündel Briefe in Händen — o der Zauber eines Postamtes! — durchtrollte ich langsam die Gassen. Hier hackten Jungen das Holz für den kleinen Haushalt, dort nähten Frauen, drüben suchten Bettler nach den lästigen Einwohnern ihrer Lumpen, und wo man auch ging, fächelten einem die herabhängenden, an eine Bambusstange gebundenen Wäschestücke Luft und .... Duft zu. In den Fleischerbuden sieht man die üblichen luftgeselchten Enten, Hunde, Frösche, Vögel und Würste aus unbekannten Massen, immer flach wie ein schlechtes Rattanrohr und zu endlosen Schnüren gereiht, in denen die Fliegen ihr Abendlager aufschlagen und dadurch den Fleischvorhang noch verdichten.

Unheimlich ist Hongkong für den Einsamen. Ich war froh und traurig zugleich, daß mein Maru am Damm selbst verankert war, denn wer sich ein Sampan nahm, um allein zu einem fernliegenden Dampfer zurückzufahren, der kehrte oft nicht mehr zurück. Wer wußte, welches von all den kleinen Booten er genommen hatte? Wann? Von welcher Stelle? Sein Leichnam taucht selten auf, denn ihn behalten die Fische; was er besessen, behalten die Räuber ....

Schön aber ist Hongkong früh am Morgen, wenn man die Peakstraße hinaufgeht und in all die Pracht der Bougainvillia, der Poircettas, der zitternden Baumfarne blickt, an Fächerpalmen vorbei die Höhen erreicht und die Bucht mit ihren tausend Schiffen vor sich sieht. In keinem anderen Hafen ganz Asiens können sich so viele große Schiffe gleichzeitig versammeln. Eine ganze Kriegsflotte fände darin Platz.

Kämpfe um Kanton verhinderten ein Weiterfahren mit der Bahn, und so wartete ich geduldig drei Tage, bis der gute Maru leer geworden war und gegen Abend weiterfuhr. Man irrt sich, wenn man annimmt, die Hauptstadt Südchinas liege sofort hinter Hongkong. Man fährt auf dem breiten „Perlenstrom“ eine ganze Nacht, ehe man sich Kanton nähert. Es war acht Uhr früh, als wir Anker warfen. Das Schiff bleibt mitten im Strom.

## Fa Fong Hsüh — das duftende Dorf.

Ich hatte — wieder durch Herrn von Salzmann — ein Empfehlungsschreiben an Herrn Wohlgemuth, den Leiter der Berliner Mission in Kanton, und es war mir die Erlaubnis geworden, im Missionshaus die Abfahrt meines Maniladampfers zu erwarten. Nun spähte ich auf den Fluß hinaus und wußte nicht, wo ich Fa Fong Hsüh zu suchen hatte.

Der Polizeiinspektor aber wußte es. Er zeigte es mir jenseits des Flusses, wo zwei spitze Türme hervorragten und ein grüner Landungssteg sichtbar wurde, und bald saß ich im Sampan und ruderte darauf zu. Ich traf Herrn Wohlgemuth beim Frühstück und verschwand bald selbst in Kaffee und Butterbrot. So herzlich war die Aufnahme, daß ich darüber ganz vergaß, wie sehr man gerade um Kanton kämpfte und wie furchtbar die schwarzen Blattern wüteten. Später starrte ich aus dem Fenster meiner augenblicklichen Behausung hinaus auf den Dschu Kiang, den Perlenstrom, auf dem nicht nur viele der dreitausend darauf ständig schwimmenden Sampans vorbeitrieben, sondern man auch Dinge sah, die einem den Appetit am Tee, auch wenn er dreifach filtriert war, wie man mich tröstete, vereitelten. Leichen erschossener Soldaten, Esel- und anderes Tieraas, kleine, weggeworfene Kinderkörperchen, Unrat und Abfall jeder Art schwamm hier dem Meere zu.

Gegen Mittag nahmen mich die Herren der Mission unter ihre Fittiche und führten mich über den Perlenstrom nach Shameen, wörtlich „auf dem Sande“, der merkwürdigen Fremdenkolonie, die ganz auf einer Insel angelegt und von einem schmutzigen, mit Sampans übersäten Wallgraben umrandet ist. Nach dem Boxeraufstand wollten die Chinesen diesen Graben verschütten, doch der britische Konsul soll den Revolver gezogen und das Bleiben des Grabens befohlen haben, worauf auch einer der Chinesen nach seiner Waffe griff. So erbittert aber die Gelbgesichtigen darüber noch immer sind, ich kann dem britischen Konsul gut nachfühlen. Der Graben trennt Shameen vom Festland, trennt Asien von Europa, Schmutz von Reinlichkeit . . . .

Alle Menschen sind Brüder. Zugegeben: Aber es ist doch schön, wenn jeder Bruder sein eigenes Schlafzimmer hat, und ich habe schon als Kind auf die Frage „Möchtest du eine Schwester?“ in tiefer Welterkenntnis geantwortet: „Ja, aber in einem anderen Haus!“

Peking ist mir persönlich lieber. Die hohe Mauer, der gelbe Sand, die scharlachroten Tore, die sacht trabenden Kamele und die Lamapriester, denen — wie den Kamelen — der Duft der Mongolei anhaftet, dies alles versetzt in eine eigene Gemütsstimmung. Indessen hat auch Kanton seinen völlig ursprünglichen Reiz, und wäre ich geblieben, so würden in mir so viele Geschichten wie im Norden entstanden sein.

Schon das Fahren auf den Hausbooten war ein Vergnügen für mich, denn im Bootszimmerchen, in dem man auch bei der Ueberfahrt saß, war irgend ein schauriger Gott an die Wand gemalt oder brannte ein Licht unter einem dickbauchigen Glücksgott in der finstersten Ecke; draußen wurde gekocht und an

einer gespannten Leine trockneten — genau wie Enten flachgedrückt und enthäutet — dicke Ratten. Das war die billigste Luftselcherei. Die Sonne trocknete, und vom Kohlenherd stieg oft etwas Rauch auf. Diese engen, oft leicht überdachten Straßen hinter dem Shameen, die man nach Ueberschreiten einer Kamelrückenbrücke erreichte, diese Geschäfte hinter uralten geschnitzten Torbogen, bleiben unbeschreiblich. In Elfenbeingeschäften zum Beispiel vielerlei Kugeln, immer die eine in der anderen, ohne daß man sagen könnte, wie sie hineingekommen waren; oder im Laden nebenan Fächer aus herrlich blauen Königsfischerfedern, Broschen aus Nephrit, Gehänge aus Bernstein, Ochsenblutporzellan, Cloisonné, Ketten und Kämme aus Perlmutter, Seiden mit Kranich- und Blumenmuster, goldgestickte Pantoffel und so weiter. Manche Straßen beginnen und enden mit einem einzigen Handwerk, so die Ebenholz- und die Möbelstraßen überhaupt, wo man die schönsten Waren dieser Art billig erstehen kann (billig vom Wertstandpunkt aus).

Das ist das Innere der Geschäfte, doch der Zauber ist ebenso stark draußen wie drinnen. Männer mit Strohhüten wie der Fujiyama, mit breiten Schulterstangen und breiteren Kisten bahnen sich Weg, Sänften wollen durch die engen schlüpfrigen Gäßchen hindurch, Kinder zwängen sich an den Beinen entlang, in einem Hause ist Hochzeit, in einem anderen liegt eine Leiche so nahe der Tür, daß ich beinahe über die toten Füße gestolpert wäre, und bei all dem Gestoße, Gestinke, Geschrei erinnert man sich plötzlich an die lauernde Pest und Cholera, die gefürchtete Tropendysenterie, an die gerade wütenden schwarzen Blattern, an Malaria und andere Tropenfieberarten, doch ich gehe unbekümmert durch das enge, übelriechende Häusergewirr, denn ich fürchte auf meinen Reisen nur zwei himmelverschiedene Dinge: ein Mannszweibein mit leidenschaftsroten Augenrändern und — — den Ringwurm.

### In der Totenstadt.

Es gibt in Kanton eine eigene Stadt für die Toten. Die Lebenden wohnen jahrein, jahraus auf Sampans oder in elenden Lehmhütten, schlechter als unsere Ställe, und selbst die Häuser der reichen Chinesen sind, jedenfalls für unsere Begriffe, höchst ungemütlich. Die Totenstadt dagegen, die man durch ein weißes Tor betritt, ist sehr hübsch und gleicht mit ihren vielen niederen Bauten und den zahllosen Zellen eher einem weitverzweigten Kloster. In jeder Zelle steht ein Sarg und vor dem Sarg der Opfertisch mit den Lieblingsspeisen des Verstorbenen, hier meist aus Zuckerteig oder Wachs nachgeahmt; Nebenfrauen flankieren das Kopfende des großen Sarges (das immer dem Besucher zugekehrt ist) und an den Wänden hängen die Schleifen

aus Seide, auf denen die Vorzüge des Toten, sein Name und so weiter geschrieben stehen. Räucherkerzen in Stäbchen- und in Schlangenform hängen von der Decke und brennen in weiten Becken, und da und dort wird auch noch Papiergeld verbrannt. Die Zellen samt Bedienung sind so teuer wie ein gutes chinesisches Hotel — drei bis vier Dollars täglich. Es gilt als hohe Schande, die Toten nicht vornehm zu „verköstigen“. Der Priester aber verschiebt und verschiebt die Beerdigung und sucht monatelang nach dem günstigen Tage. Manch ein Angehöriger verarmt, ehe er den Vater begraben hat, und manche Leute sparen ihr ganzes Leben, um mit viel Prunk begraben zu werden.

Im Leben ist alles gut genug; das ist typisch für Asien.

## Ein Pfund fürs Herz.

Am folgenden Tage besuchten wir — Herr Schwarm und ich — einige der Tempel, die leider schon recht verfallen sind. Alles Geld geht in Pulver auf (auch unweit der Totenstadt hatten wir bei unserem Gang über etwas freieres Gebiet Scharfschüsse in geringer Entfernung vernommen), und zur Erhaltung kostbarer Altertümer wurde nichts getan.

Im Tempel der fünfhundert Lohan sieht man sie alle in Holz geschnitzt dasitzen — Götter mit so ernsten, gelangweilten Gesichtern, daß es einem schwer wird, Glücks- und Schutzgeister darin zu erblicken — und ganz im Anfang einer Reihe, noch recht erkenntlich im Dämmern der riesigen Halle, steht — — Mungo Park, der Forscher und Reisende, ebenfalls unter den Göttern. Ob ich auch einmal irgendwo als Schutzgeist aufgestellt werde? Hm, nicht einmal bei den Menschenfressern, die in mir nur das Gespenst der Hungersnot sehen würden .... Indessen verdankte Mungo Park diese Ehre weniger seinem Geist als seinem Barte.

Der Fünfgenientempel ist beinahe zerstört. Er trägt seinen Namen nach den fünf Genien, die angeblich eines Tages über das Wasser hergeschwommen kamen, auf Widdern reitend in Kanton einzogen und den Leuten fünf kostbare Gräser — Reis, Kaoliang, Kaffee und am Ende gar Opium — schenkten. Nach ihnen heißt die Stadt die „Stadt der Widder“. Als die Berliner Mission die beiden spitzen Türme der Kirche aufsetzen wollte, weigerten sich die Chinesen, indem sie behaupteten, daß dies ein Unheil bringen könnte, doch der Missionar sagte schnell, „ei was, das sind ja nur die Hörner des Widders!“ und sofort war aller Widerstand beseitigt.

Ueberhaupt bewegt sich das Denken der Asiaten (nicht wie voreingenommene Menschen glauben in niedrigeren) in ande-

r e n Kreisen als das unsrige. Das läßt eine Kluft, die sich immer wieder vor einem öffnet und vor der man erschrocken zurückweicht. Ein Missionar sollte ins Innere abreisen, aber die chinesische Behörde wollte (weil der Krieg erklärt worden war), nicht die erbetene Erlaubnis geben. Alles Betteln, alles Schmieren half auf einmal nichts. Hier mangelten die Lebensmittel, im Innern war alles leichter. Da sagte Herr S. ernsthaft zum Chinesen:

„Ich muß weg — ich k a n n hier nicht länger bleiben, und wenn mein Wunsch unerfüllt bleibt, so muß ich eben hier, auf Ihrer Torschwelle Selbstmord verüben."

Früh am nächsten Morgen kam die erbetene Erlaubnis. Nichts fürchtet der Chinese mehr, als einen „Geist" vor der Türe zu haben. Bei uns verwandeln die Verbrecher umgekehrt die Menschen in Geister, um sie nicht mehr fürchten zu müssen.

Sehr interessant ist der Rest des einstigen Stadttores unweit der Totenstadt, von wo aus man die Weißenwolkenberge bewundern und die fünfstöckige Pagode beschauen kann, die einst das Stelldichein aller Dichter und Denker des Südens gewesen und die nun, wie alles in Kanton, dem Verfall entgegengeht.

In der allein gut erhaltenen Blumenpagode, inmitten reizender kleiner Gärtchen, nahmen wir Din Sam — ein Pfund fürs Herz — das heißt einen Imbiß ohne Reis zur Stärkung ein. Niedliche Zwergbäumchen umgaben uns, und vor der Glasveranda blühten schon die Kamelien. Es war Januar.

Was ich aß? Gefülltes chinesisches Brot, das weich und warm ist und an Nudelteig erinnert, süßen Eierkuchen und mit Schweinefleisch gefüllten Teig (auf gut Glück hingenommen), ein Pastetchen, Inhalt nicht ergründet, doch schmackhaft, und dazu Wassergenientee.

## I m S e e g e s c h m a c k s l a d e n.

Am liebsten war ich in der Chinesenstadt. Einmal gingen wir in den Hoyme oder Seegeschmackladen, wo man alles kaufen konnte, was aus dem Meer kam — Haifischflossen (zwei bis acht Dollars das Kan), getrocknete Austern, in der Suppe gekocht, Bohnennudeln und Lotossamen, Melonenkerne und Hong tse (eine Art Hagebutten), Krabben, Tintenfische, Schwämme (Baumohren, wie die Chinesen sie nennen), Fut tsey, ein seltsames Gras, das sich wie gehacktes Roßhaar anfühlte, Bao yü (Muschel in zähe Scheiben geschnitten), Bambusschößlinge, Erdhühner (Frösche) und Matai (Pferdehufe).

In einem Porzellangeschäft kaufte ich die winzigen Figürchen, die in Shekwan gemacht werden und 40 000 Arbeiter beschäftigen, und lernte allerlei Götter kennen. In einem Teeladen

schenkte man mir Drachenbrunnentee und zeigte mir (auch geruchlich) den Wassergenien-, den Ahorn-, den Jasminblüten-, den Ziegeltee aus Honan, der so gut zum Haarwaschen sein soll, und andere Teearten, an denen die Namen das Allerschönste waren.

Im Laden „zu den fünf Glückseligkeiten“ sah ich sehr schöne Torschnitzereien und Schilder.

## Die schwarzen Blattern.

Fünf Tage weilte ich in Kanton, und die Blattern nahmen beständig zu. Europäer erkrankten und starben nach wenigen Tagen. Ehe ich abreisen durfte, mußte ich zum achten Male geimpft werden. Nichts half! Ich mochte meine Schrammen herzeigen, wie ich wollte. Der deutsche Arzt behauptete, mir ohne wirkliche Impfung kein Zeugnis geben zu können. Zum Schluß sagte er:

„Wenn Ihnen der Arm leid tut, kann ich Sie ja auf dem Oberschenkel impfen!“

Ich aber wollte mir nicht noch einen bis dahin verschonten, wenn auch sehr verborgenen Teil meines Ichs verunstalten lassen. Ich wurde am Arm geimpft und verbunden, und während an mir geschnitzelt wurde, sprachen wir über China. Die Impfung machte mich um einen Dollar ärmer und sonst nicht reicher, doch die mir dabei erteilte Ansicht über das chinesische Eheleben war den Dollar wert, und ich bringe sie hier ohne jedwede Randbemerkung (da ich Gott sei Dank nur in meinem Roman mit einem Chinesen verheiratet war) zu Papier.

„Der Chinese,“ meinte der Arzt und rieb Karbol in meinen Arm, „mag viele Frauen haben, aber eins weiß ich aus persönlichem Erfahren: Er hat mehr Zeit für seine siebente Frau und behandelt sie besser als der Durchschnittseuropäer seine erste und einzige.“

Trotz dieser Versicherung war und bin ich der Ansicht, daß ich weit lieber die erste und einzige Frau eines Europäers als die siebente (oder selbst die erste!) eines Asiaten bin. Unsere weißen Männer (besonders wenn sie die Tür für uns aufmachen, die Jacke tragen oder die Tasche aus dem Waggonnetz heben) haben Vorzüge, die mir wenigstens angenehm ins Auge stechen. Auch vergaß ich die Frage, ob der Chinese diese Zeit am Ende nur für die siebente (als letzte und neueste und vermutlich jüngste seiner Frauen) übrig habe.

Ein offengelassener Punkt.

Ich erkrankte nicht an den Blattern (begreiflich) und nicht an Malaria, die im duftenden Dorf auch leicht zu haben war.

## Eine Sänfte und ein böser Konsul.

Die Missionare waren alle sehr gut gegen mich gewesen, und ich schied mit den wärmsten Dankesgefühlen von Herrn Wohlgemuth und mit wachsender Dankbarkeit für Erich von Salzmann, der so ohne jede Verpflichtung auch aus der Ferne noch mein Schutzengel blieb.

In Hongkong begab ich mich zum amerikanischen Konsul. Warum sind alle Behörden, mit Ausnahme der britischen, in der Regel so borstig, wenn man zu ihnen kommt? Sind die Behörden zur Luftveränderung für ihre Angehörigen im Ausland oder für das reisende Publikum? Der Konsul war ein Flegel — Gott hab' ihn selig! Ich hoffe nämlich, zum Wohl seines Volkes, daß er in der Nähe von Hongkong schon grüne Kleider trägt. Im letzten Augenblick, zwei Stunden vor Dampferabfahrt, hetzte er mich zu einem Photographen. In einer Sänfte, da ich den Weg nicht kannte, wurde ich den Berg hinangetragen, eine interessante Bewegung und Erfahrung, der ich aber das Wandeln auf eigenen Gehwerkzeugen vorziehe, und zu Fuß, im Galopp, raste ich wieder talwärts, schneller als alle Rikschakulis. Den Schein, daß ich abgenommen, aufgenommen, weggenommen war und so weiter, ließ ich ihm. Hoffentlich war mein Bild an Häßlichkeit verdoppelt und gab ihm einen Magenkrampf nach Erhalt.

Unten, den Paß, der mich zwanzig Dollars (!) gekostet hatte, in der Hand, dachte ich bis zum Atemholen darüber nach, w i e ich ihn am besten dauernd und wirksam verfluchen könnte. Auf einmal sagte ich:

„Mögest du als Weib wiedergeboren werden, du Menschborste aus dem Sternen- und Streifenland, und mögest du als Journalistin die Welt umsegeln müssen!"

Das genügte mir. Ich lächelte, wie es nur der tun kann, der weiß, daß der andere in diesem Falle „versorgt" ist.

## Abfahrt aus dem Fernosten.

Ein langsamer Kuli, ein langsameres Sampan brachten Gepäck und mich ans Schiff. Der erste Offizier packte die Erika bei einem Ohr und mich bei dem anderen, zog uns hoch und erklärte, nur auf uns gewartet zu haben. Der Dampfer pfiff dreimal „Leb' wohl", und wir verließen die Bucht.

## Auf den Philippinen.

Entdeckt wurde diese Inselgruppe, die eigentlich nach Mikronesien gehört, im Jahre 1521 von Magelhan, der auf einer der Inseln getötet wurde, und richtig Besitz davon ergriff Miguel Lopez de Legaspi im Jahre 1570, gründete das Jahr darauf Manila und machte die Gruppe (aus anderthalb tausend Inseln und Inselchen bestehend) der spanischen Krone untertan, doch die allzu strenge Priesterherrschaft empörte endlich das Volk, und ein Aufstand begann unter Rizal. Er mißglückte indessen, der unglückliche Arzt wurde aus Singapore zurückgeschleppt und hingerichtet, eine Stunde nach seiner Vermählung mit einem Mädchen, dessen Augenlicht er gerettet hatte. Heute sind die Inseln Besitz der Vereinigten Staaten und die Filipinos sind so, wie ein Volk unter fremder Herrschaft (wie weise diese auch sein mag) unfehlbar ist. Aus dem Kraftgefühl — dem körperlichen wie dem seelischen der weißen Rasse heraus — sieht der Nordländer unbewußt auf den sinnlichen, trägen, schnell überwundenen Mischfarbigen herab und zieht auch unwillkürlich zwischen ihm und sich eine Grenze, die der andere fühlt und die ihn mit Haß erfüllt.

In der Ersten des „Suisangs“, der eigentlich Frachtdampfer war, waren außer mir nur zwei Fahrgäste — eine sehr hübsche Amerikanerin deutscher Abkunft und ein echter Amerikaner, der in Geschäften nach Amerika reiste. Bald waren wir bekannt geworden, und ich erfuhr, daß die junge Studentin sich nach Manila begab, um einen Filipino, den sie daheim kennen und lieben gelernt hatte, und mit dem sie viel in Briefwechsel gewesen war, zu überraschen und zu heiraten. Er lebte bei seinen Verwandten, und wir besprachen oft den Fall. Ich durfte ihr als Fremde nicht sagen, w a s ich ganz genau von der Sache hielt, aber der Amerikaner sagte es und war sehr streng in seinem Urteil. Beide baten wir das Mädchen, uns zu schreiben, weil wir eine gewisse Verantwortlichkeit und großes Mitgefühl mit ihm verspürten, doch wie vermutet war das Ergebnis ein so trauriges, daß es nur mit Schweigen übergangen wurde.

Das Landen in amerikanischem Gebiet ist immer unangenehm, und als wir nach stürmischer, dreitägiger Fahrt hohe, bewaldete Berge weit vorspringen sahen und an ihnen vorbei in die ganze, hundert Meilen lange Manilabucht einfuhren, konnten wir uns nicht dem Anblick der ausgedehnten Stadt genießend hingeben, sondern wurden durch die Landungsfolter gezogen. Der Arzt riß die Lider hoch, um nach ägyptischer Augenkrankheit zu suchen, er ließ mich die Zunge vorstrecken und Kreisbewegungen mit den Armen machen, worauf er mich dem Polizeiinspektor übergab, der seinerseits Fragen nach dem vierten Mädchennamen der weiblichen Urgroßmutter anstellte, und wenn man frei zu sein glaubte, kam der Zollbeamte und forderte Geld. Ich ließ Ginseng, auf den eine hohe Steuer besteht, und etwas Seide beim Zollamt zurück, und allein dieses Ruhen der Sachen bei der Behörde kostete mich einen Dollar bei der Abreise.

Und dann begann neuerdings die Qual der Wohnungssuche. Ich fuhr mit einem der Haifische in die Stadt, wo man — wie es hieß — beim Roten Kreuz wohnen könne. Man bot mir, nach langem Bitten, ein Bett in einem Raum von vier farbigen Mädchen an. In Verzweiflung ließ ich mein Gepäck zurück und begab mich auf Wohnungssuche. Für jemand, der sich ohne weiteres in ein erstklassiges Hotel führen läßt (und für eine alleinreisende Frau ist nicht einmal das so gefahrlos, wie man daheim wohl denkt), ist die Sache verhältnismäßig leicht, denn man erspart sich wenigstens allen Aerger. Ich fühlte mich nicht wohl, litt unter der jähen Hitze nach der Kühle des winterlichen Südchinas und merkte mit Schrecken den frühen Anbruch der Tropennacht. Hier hatte man kein Zimmer, dort war mir der Aufgang zu räubergrubenhaft. Zum Schluß traf ich auf der Avenida ein ganz nettes chinesisches Unterkunftshaus und nahm ein Zimmer in Ermangelung von etwas Besserem. Es wurde mir das letzte der Zimmer mit hübscher Gassenaussicht zur Verfügung gestellt, und ich zog ein.

### Im unabhängigen Mietshaus.

Allen irdischen Raumgesetzen zum Trotz hatte mein Zimmer acht oder neun Ecken. Es hatte im Grunde lauter Ecken und nur eine gerade Wand, an der mein Bett stand. Dieses Bett hatte nur ein Leinentuch, so daß ich, wenn ich mich zudecken wollte, was bei der Hitze allerdings nur gegen den Morgen geschah, den Plaid über mich werfen mußte. Dafür hatte es zwei Polster, das eine davon ungewöhnlich eng und lang. Als ich schlafen ging, hatte ich eine eigentümliche Sehnsucht, dieses eine mir unverständliche Kissen gegen die Brust

zu drücken. Ich tat es Nacht auf Nacht, bis ich las, daß dies „die holländische Frau“ war, das Kissen, über das man einen Arm und ein Bein wirft, um nicht so sehr durch die Hitze zu leiden. Man merkt, wie beeinflussend Gedankenwellen und Landesgewohnheiten sogar für den Uneingeweihten sind.

Die Wände reichten, wie in allen Tropenbauten, nicht ganz bis zur Decke, und auch der Fußboden vorn bei der Tür war ganz durch eine Spalte von über einem halben Meter Breite bis auf die Veranda hinaus zu verfolgen. Durchkriechen konnte niemand, aber die Füße beobachtete ich, auf dem Boden liegend, in mancher schlafgestörten Nacht. Standen die Zehen gegen meine Tür, so war Gefahr im Verzug. Waren die Fersen zimmerwärts gerichtet, so legte ich mich vorderhand ins Bett zurück.

Auch die Fenster waren unchristliche Einrichtungen. Erstens hatte man nicht befestigte Flügel, sondern verschiebbare, so daß ich sie die ganze Front entlang bewegen konnte. Das konnte aber auch jemand anders, sei es mit einem Stock von der Verandaseite aus, sei es vom Nebenzimmer mit der bloßen Hand. Die Scheiben waren aus Muscheln zusammengesetzt und daher trübe, um die gelben Sonnenstrahlen nicht durchzulassen. Sie ersetzten tagsüber einen Vorhang; nachts stieß ich sie zurück, bis die helle Straßenbeleuchtung voll in mein Zimmer fiel.

An jedem anderen Ort hätte mich der Lärm mehr erbittert als in diesem Unterkunftshaus. Da aber lag für mich eine gewisse Beruhigung in dem Wissen, daß noch jemand wachte. Zum Schlafen kam ich, nach meinen Erfahrungen, höchstens ganz gegen Morgen . . . .

## Der Ansichtskartenmann.

Wie immer machte ich schon am ersten Tage weite Entdeckungswanderungen. Die Straßen von Manila erinnern an die Südamerikas, und die Aehnlichkeit wird durch die spanischen Aufschriften, die spanische Sprache im ärmeren Viertel, die spanische Art des wiegenden Ganges der Frauen, die glutenden Blicke der Männer noch sehr erhöht. Die Filipinos sind klein, zartgebaut, von nicht zu tiefem Braun und mit großen leuchtenden Augen. Die Frauen haben zarte Knöchel und auf den nackten Füßen einzig die Chinelas. Das sind Holzschuhe mit einem Holzabsatz, doch in Pantoffelform, also vorn mit Zehendeckung, hinten frei. Bei jedem Schritt fällt der freie Teil des Schuhs hart auf, und daher klappert es beständig beim Gehen. Ueber einem schön gestickten Unterleibchen und einem ebenso schön gestärkten weißen Unterrock tragen die Manilafrauen ein völlig durchsichtiges Gewebe, das sich nicht anlegt, sondern von den Schultern und der Brust breit absteht und erst gegen

die Knöchel zu in dichten Falten anschmiegender wirkt und als Rock phantastisch hochgerafft wird. Die Männer tragen Hemd und Hose und darüber lose durchsichtige Jäckchen aus Piña (Ananasfasern) oder Jusi (Manilahanf mit Ananas gemischt), die häufig sehr schön bestickt sind. Hüte werden entweder gar nicht getragen oder nur die ungeheuren, radförmigen aus geflochtenem Bambus oder dem Stroh der Nipopalme. Für Ausländerinnen aber fertigt man die zweifarbigen Hüte aus Manilahanf (der Musa textilis) an, die sehr hübsch und sehr angenehm sind. Schmuck ist sehr beliebt und immer aus schwerem Gold.

Wie in vielen Tropenorten springt der Oberbau der meisten Häuser so vor, daß er den Gehenden gegen Sonne und Regen einigen Schutz gewährt. Die Muschelfenster wirken schmutzig wie so viele alte Putzscheiben, die Tore sind breit und schön geschnitzt, die Geschäfte alle weit offen. Wer fahren will, nimmt eine Calesa mit weißem Pony. Ueber das Rad legt der Kutscher beim Einsteigen immer einen Strohschutz, weil das Aufschwingen ins hohe Gefährt recht umständlich ist. Schwerfällige Holzwagen, von echten Karabaos oder breithornigen braungrauen Wasserbüffeln gezogen, rollen ebenfalls durch die Stadt, unbekümmert um die sausenden Kraftwagen der Amerikaner und die vielen Radfahrer und selbst die Elektrische.

Das ist die moderne Stadt, die sich am sehr reichen Museum vorbei vom Bahnhof hinein ausbreitet. Da sind die wichtigsten Geschäfte und das Viertel der Fremden. Es gibt aber noch andere Stadtteile, die ich später beschreiben werde.

In dieser Geschäftsstadt kaufte ich für meine Beiträge und zu meiner Sammlung viele Ansichtskarten. Ein untersetzter Europäer (in Wahrheit Amerikaner) verkaufte sie mir. Wir wechselten so gut wie keine Worte, da es nicht meine Art ist, in einem kinderreichen Laden jemand aufzuhalten. Ich kaufte, bezahlte und entfernte mich in glücklicher Unwissenheit des Umstandes, daß man sich der Mühe unterzog, jemand so wenig Reizvollen wie meine ausgehungerte braungebratene Wenigkeit insgeheim bewachen zu lassen.

An dem Tage studierte ich draußen in der öffentlichen Bücherei, die eine halbe Stunde von meiner Wohnung lag, und kehrte erst gegen oder nach zehn Uhr nach Hause zurück. Dennoch hatte ich schon mein Nachtkleid übergeworfen (das auf Reisen indessen immer ein abgetragenes Tagkleid war, so daß ich aus dem Bett springend auch vor jemand erscheinen konnte), als jemand klopfte. Zuerst nahm ich vom Lärm keine Notiz, hierauf legte ich mich auf den Boden und machte Fußstudien. In der Tat, die Zehen standen dicht vor meiner Tür.

„Was gibt es?!“ fragte ich, ohne aufzuriegeln.

„Ich habe einen wichtigen Brief für Sie!“

„Nicht möglich. Ich kenne niemand in Manila.“

„Ja, ja, er ist für Sie! Man schickt mich der Eile halber! Sie müssen ihn nehmen.“

Es war elf Uhr nachts, und durch die Tür zu schreien, mißfiel mir. Es weckte ja das Haus auf. Verärgert schob ich den Riegel zurück, um persönlich das Schreiben abzuweisen. Ein kleiner nußbrauner Filipino in netter europäischer Kleidung und einer strahlenden Krawatte schob sich an mir vorbei in das Zimmer und sank auf den ersten Stuhl.

Das war nicht, was ich erwartet oder gewollt hatte.

Es stellte sich heraus, daß der Besitzer des Ladens, ein gewisser Dr. St., mich augenblicklich zu sprechen wünschte. Ich erklärte, daß ich ihn am folgenden Tage um zehn Uhr, wenn die Sache wichtig war, empfangen würde, daß ich aber um elf Uhr nachts zu niemand, geschweige denn zu einem fremden Manne ginge.

Daraufhin glühende Liebeserklärung und sofortiger Heiratsantrag des Jungen. Das Bürschlein war höchstens einundzwanzig und verdiente 90 Pesos monatlich als Maschinenschreiber. Er wollte eine weiße Frau, und weiß (unter der braunen Sonnentünche) war ich ja. In meinen Augen war das wohl auch das Einzige, was an mir war. Vom Körperstandpunkt aus in jedem Fall.

Seine Aeuglein blinzelten mich fast feindselig an. Ob ich etwa an seinem Braun etwas auszusetzen fände? Aber nicht die Spur! Ich trüge nur überhaupt kein Verlangen nach der Menschabart „Mann“. Jedenfalls nicht in besitzanzeigender Weise. Es lebte sich schöner ohne; je länger ich ihn ansah, desto schöner. Er erhob sich, vielleicht um mich an sein jugendlich warmes Herz zu drücken. Bei 30 Grad Celsius hat das für mich nicht einmal reinen Wärmewert, wie vielleicht oben in Lappland bei 30 Grad unter Null. Er war klein. Das ermutigte mich. Ich ergriff ihn bei der strahlenden Krawatte und bei der Binde um die Magengegend. Ein Ruck, und er stand vor der Tür. Ich schob den Riegel vor.

Er fluchte eine halbe Stunde, aber die Tür blieb zu. Dann ging er. Der Chinese sah mich am nächsten Tage ganz betroffen an. Vermutlich fliegen Abendbesucher mehr herein als hinaus. Ich bin für nützliche Neuerungen.

In einer englischen Kolonie hätte ich den Photographen angezeigt. Auf den Philippinen war das zwecklos. Ich begnügte mich damit, meinen panamenischen Dolch auszupacken. Es schien mir das richtige Land für ihn. Auch verdoppelte ich das Zehenstudium.

## Intramuros.

Als Legaspi Manila gründete, baute er rund um den Ort eine hohe, jetzt grünübersponnene Mauer, Zugbrücken und acht Tore, doch heute ist um diese ursprüngliche Stadt eine Anzahl Ortschaften emporgewachsen — Binondo, das lebhafte, schon beschriebene Geschäftsviertel, Tondo — in dem man die echten Filipino-Pfahlbauten aus Holz, mit einer Leiter bis zur Tür und dem Dach aus Nipapalmenstroh, sieht (im Strohdach haben Eidechsen, und auf dem Lande Hausschlangen, ihren Wohnsitz, klettern nachts aus dem Stroh und vernichten das Ungeziefer), San José — wo man viele Priester in langen weißen Gewändern umhergehen sieht, die einen Rosenkranz aus Kokosnußkugeln in den Händen drehen, Santa Cruz, Paco, Dinapa und endlich La Eremita, wo man die schönen Hausarbeiten der Eingeborenen kaufen kann — das gestickte Piñatuch, das feine Jusi, das steife Sinamay, Flechtarbeiten aus Manilahanf und Tischdeckchen aus Buripalmenstroh und von wo aus man das „Settlement“ erreicht, in dem die Amerikaner ihre Villen in sehr wohlgepflegten Anlagen haben. In der Ferne sieht man die Marivelesberge.

In Intramuros (innerhalb der Mauern) kann man die Arbeiten der Schulkinder nicht nur bewundern, sondern auch kaufen. Sie sind sehr sorgfältig ausgeführt und streifen alle Gebiete: Korbflechterei (bis zu winzigen Körbchen aus feinsten Gräsern), Stickerei, Weberei, Flechtarbeiten, Schnitzereien und so weiter. Das Hauptgewicht wird bei den Kindern eben auf Tüchtigkeit in Hausindustrie, nicht auf Wissen gelegt, was sehr vernünftig ist, doch wird den Filipinos auch Gelegenheit gegeben, sich in jeder Wissenschaft gehörig auszubilden. Es gibt eine Universität in Manila selbst, und das Studium ist lange nicht so kostspielig wie irgendwo bei uns daheim. Da die Filipinos selbst eine Mischrasse aus Spaniern und Eingeborenen sind (mit Ausnahme der reinen Eingeborenen auf ferneren Inseln und im Innern von Luzon), führen sie auch ein halb westliches, halb östliches Leben. So ist denn auch das Studium in Manila viel gesunder (vom sittlichen Standpunkt) als an einer westlichen Universität. Deshalb lassen Eltern und Missionare nicht reinrassige Kinder und reine Filipinos lieber in Manila die Studien vollenden. Sie kommen nicht mit verdrehten Ansichten zurück und sie fühlen sich nicht als Europäer, etwas, was sie im Grunde ja doch nie sein können. Es erspart viel Leid. Um gerecht zu sein, muß man auch hinzufügen, daß es den jungen Filipino vor den dummen, unwissenden weißen Gänschen bewahrt, die in ihrer Begeisterung für alles Fremdländische solchen Männern nachlaufen, sie oft finan-

ziell zu Grunde richten, unüberlegte, unglückbringende Ehen eingehen und sich — wie auch die Sache endet — rassisch auf immer verstümmeln. Ich spreche zur Warnung so offen über diesen bei uns viel zu sehr vernachlässigten Punkt: Eine Frau, die Vertraulichkeiten Farbiger zuläßt, schenkt oft, mehrere Jahre später, einem weißen Manne ein dunkles Kind. Was für ein Unglück für sie selbst, schlimmer noch für den betrogenen Mann und am ärgsten für das unschuldige Wesen, das der Prügelbalg zweier Rassen bleibt!

## Durch das Schiebefenster.

Einige Nächte nach meinem Besuch von Intramuros vernahm ich gegen ein Uhr nachts ein Klopfen, das andauerte. Ich sah mich in meinem, Gott sei Dank taghellen Achteckzimmer um und erspähte nicht einen Schatten. Ich stieg aus dem Bett und machte die Zehenprobe: vergeblich. So kroch ich ins Bett zurück. Nach einigen Augenblicken bewegte sich mein äußerstes Schiebefenster, und ein brauner Kopf wie eine Schokoladenanzeige zeigte sich im Rahmen.

„Ich hoffe, ich störe doch nicht?!“

Das um ein Uhr nachts und vom Fenster aus! Solch ein Schuppenpanzer! Ich erwiderte den Umständen gemäß, und der Kopf verschwand. Ich aber hatte genug südamerikanische Erinnerungen, um zu wissen, daß dies nichts als das Instrumentenstimmen vor dem Orchester war, deshalb holte ich meinen Dolch, zog die absatzlosen Gummischuhe an und legte mich aufs Bett zurück. Auch ich konnte warten.

Langsam verrannen die Viertelstunden. Um zwei Uhr nachts, ganz leise, flog das Fenster wieder in die Rinne. Die Schokoladenanzeige steckte Kopf und Brust und ein Bein vorwärts. Mit einem Satz wie ein Andenpuma schnellte ich empor. Der gezückte Dolch fuhr in drei Zoll Nähe an seiner Nasenwand entlang.

Himmel, die Ueberraschung! Die Schokoladenanzeige blies zu so wildem Rückzug, daß sie das Uebergewicht erhielt und Kopf voran in der eigenen Bude landete, aber nicht auf dem Boden, sondern mitten in der Waschschüssel auf dem schwachen dreibeinigen Gasthofswaschtisch. Im nächsten Augenblick war der Mann, der Waschtisch und ein Stuhl auf dem Boden. Das Wasser lief durch drei Räume. Durch einen Spalt in der Wand beobachtete ich den Werdegang. Mein Nachbar machte ein den Umständen entsprechendes Gesicht, entkleidete sich und kroch unters Mückennetz. Sein Herz war gekühlt. Ich wartete, bis er schnarchte, und gab mich dann auch der verdienten Ruhe hin. Von da ab schlief ich mit dem Dolch in der rechten Hand.

Als ich am folgenden Morgen am Chinesen vorbeiging, der bei einem Tischchen unweit der Eintrittshalle Wache hielt, sagte ich ohne betonten Nachdruck:

„Ich möchte Sie in Ihrem Interesse ersuchen, mir nur ruhige Nachbarn zu geben. Ich schlafe mit einem vergifteten Dolch in der Hand, und wer in der Nacht — aus was immer für einem Grunde — mein Zimmer betritt, läuft Gefahr, ermordet zu werden. Das wäre uns wohl beiden unangenehm. Guten Morgen!“

Von da ab gab es nur noch Zehen im Korridor. Ein Wort dem Weisen . . . .

Der Kellner vom nachbarlichen Kaffeehaus, der mir jeden Morgen Brötchen und etwas brachte, was er wenigstens als Kaffee gehen ließ, betrachtete mich von da ab wie die „eiserne Jungfrau“, die aus lauter Dolchen besteht. Ich versuchte, ein Gesicht zu machen, das seine furchtbare Annahme zu bestätigen bestimmt war. Ob mit sonderlichem Erfolg, ist schwer zu sagen.

## Nach dem berühmten Antipolo.

Hundert Dinge wären von Manila zu sagen — weilte ich doch über drei Wochen auf den Philippinen — aber der Stoff ist zu groß. Ich möchte mich nur auf meine Wallfahrt nach Antipolo beschränken. Es ist das nicht nur der berühmteste katholische Pilgerort des ganzen Ostens, wo alle Wünsche (und wer hat keine?) erfüllt werden sollen, sondern es gab da über dem Hauptaltar eine aus Holz geschnitzte Mutter Gottes aus dem siebenzehnten Jahrhundert, die aus Spanien stammte, nach Acapulco in Mexiko geschickt wurde und die viermal die Segelfahrt über den Stillen Ozean mitmachte, eben um das Schiff zu schützen, weshalb man sie „Nuestra Señora de Buen Viaje y de Paz“ nannte, und war eine Schutzpatronin der Reisenden nicht eben das, was ich am nötigsten brauchte?

Ich zögerte mit Rücksicht auf den Dolch. War es christlich, eine Wallfahrt mit einer Mordwaffe anzutreten? War es weise, ohne sie sechs Kilometer allein zu laufen? Zum Schluß verpackte ich den giftgetränkten Dolch in meinem Reisekoffer, bewaffnete mich mit dem Schwert des Glaubens, lauschte befriedigt dem tiefen Schnarchen meiner Feinde und begab mich die breite Azcarragastraße hinab zum Bahnhof, wo mein Erscheinen das gebührende Aufsehen erregte. Fünf Reisende warteten auf den Beamten, der verzweifelt herumstob. Die Kartenkiste war geschlossen und der Schlüssel verloren. Man mußte also erst mit einem Besenstiel eine Sprengung vornehmen, ehe an einen Kartenverkauf gedacht werden konnte, und als auch dies geschehen war (Zeit ist ganz belanglos), setzte ich mich

in den einzigen Personenwagen eines endlosen Lastenzuges und wartete. Nach und nach kamen die anderen Mitreisenden — eine ältere Filipinofrau mit glockenartig gebauschten Aermeln und um die Mitte den Sarong, ein Stück steifen Stoffes, das um den Leib gewunden wird, einige Männer in Hose, Hemd und Seidenpantoffeln, und zum Schluß der Schaffner, der uns feierlichst die Karten abnahm. Erst dann setzte sich die vorgeschichtliche Kaffeemühle in langsame Bewegung.

Die Fahrt nach dem fernen Antipolo ist so lohnend, weil sich ganz Südluzon vor den Blicken entrollt. Nach wenigen Meilen sieht man schon die echten Hütten der Eingeborenen mit vorspringendem Oberbau, Nipastrohdach und käfigartigen Fenstern, die wie Mausefallen zuklappen. Der ganze Bau gleicht einem Riesenvogelnest auf zu dünnen Grundpfeilern. Unter der Hütte ist der Kampfhahn angebunden, und wenn es brennt, rettet der Mann zuerst das Federvieh und dann seine Frau und Kinder. Eine Frau findet man überall, einen guten Hahn dagegen ....! In den schmutzigen grünen Tümpeln wühlen dunkle Schweine ....

Der Zug gleitet durch San Lazaro traurigen Andenkens; denn als die spanischen Mönche dem Mikado von Japan mit ihrer ewigen Zudringlichkeit lästig gefallen waren, sandte er ihnen eine Schiffsladung Aussätziger mit dem Bemerken, daß er von ihrer Vorliebe für derlei Menschen erfahren habe. Erst sollte der ganze Dschunk mit Mann und Maus ins Meer versenkt werden, dann gestattete man doch ein Landen, aber da keinerlei Vorsichtsmaßregeln gegen Ansteckung ergriffen wurden, verbreitete sich das Uebel mit rasender Schnelligkeit und verpestete die ganze Gruppe. Heute, wo die Nordamerikaner eine Musteransiedlung von Aussätzigen in Culion haben, findet man noch achtzehntausend Kranke, die mit Chaulmoograöl, der einzigen, etwas nützenden Arznei, behandelt werden.

In Santa Mesa wurde es lustig. Da kamen über zwanzig Filipinos angerast und sprangen in den Wagen; jeder von ihnen hielt unter dem Arm seinen geliebten Kampfhahn, und zwar mit einer Zärtlichkeit, die man sonst höchstens bei meinem armen Geschlecht Schoßhunden gegenüber findet. Mein Gegenüber putzte seinen Hahn unterwegs all die kleinen Härchen vom Kamm ab und leckte ihm, da das Bein nicht ganz rein war, dieses Glied fürsorglich mit der Zunge ab. Alle Besitzer untersuchten die Krallen ihrer Lieblinge. Es ging zum Sonntagswettkampf ins benachbarte Dorf. Mancher Hahnreisende sang, die meisten aber hüllten sich in ein vornehm erwartungsvolles Schweigen.

Bei San Pedro Mogati fließt der Pasigfluß, die Donau der Philippinen, vorbei und man sah hochgetürmte Flöße mit Kokos-

nüssen und andere mit Bananen; in kleinen Seelenverkäufern fuhren halbnackte Kinder, und das grelle Tropenlicht glitt wie ein Goldschwanz breit über die grünlichen Wasser. In Kontan bildete ein umgestülpter Eisenbahnwagen das Bahnhofsgebäude, und da stieg ich aus.

Man geht sechs Kilometer nach Antipolo. Der Weg dehnt sich erst in leichter Steigung durch das Dorf Taytay aus, wo man die üblichen Häuschen mit den komischen Fensterklappen und dem Hahn an der Kette sieht, wo mich magere Köter verwundert anheulen und Kinder „Señorita“ hinter mir herschreien und man überall nur klingende Tagalegworte vernimmt, dann geht die Landstraße immer bewußter landein- und hügelwärts, und von da ab winselt der Wind gar unheimlich in den hohen, dichten Bambusgruppen und läßt einen glauben, daß dort jemand verborgen sei. Weite Felder, über die eine weißschwarze Krähe fliegt; totes Laub, das im Dickicht raschelt, seltsam gedrehte, weiße Blüten und zartrosa Dolden an niederen Sträuchern; ein Karabao oder Wasserbüffel in bedeutender Entfernung und in der Nähe nur rollende Hügel, die allmählich zu Bergen werden. Alles einsam — einsam wie mein Leben.

Zuckerrohr, Bananen, das steife Blattwerk des Sisals an trockeneren Stellen und mit dem ersten Mann auch, dem Himmel sei Dank, schon die erste Hütte von Antipolo, wo die Leute stiller und höflicher sind und ich bald die grausteinige Kirche erreiche.

„Wohin willst du?“ fragt ein kleines Mädchen mit Augen wie Holunderbeeren, und ein altes Weiblein bietet mir eine gelbe Frucht an, die ich ablehne, bis ich vernehme, daß es für die Kirche und in Wahrheit eine daheimgemachte Kerze ist, der man die Hausindustrie wirklich ansieht.

Die Spanier sollen — so heißt eine andere Sage — das Marienbild (eine einfache Holzstatue, vom Alter stark gebräunt) in Acapulco gefunden haben, doch da wollte die Madonna nach den Inseln kommen und wurde mitgenommen. Da dieses Schiff nach vier Monaten so glücklich einlief, wogegen andere unterwegs verschollen waren, nahm man die Madonna viermal zur Ueberfahrt mit. Nuestra Señora de Viajo y de Paz stand zuerst in Manila, blieb bei einem Kirchenbrande allein unversehrt, und als die Aufständischen sie auf den Holzstoß warfen, verbrannte sie ebenfalls nicht; nur die Wange zeigt den Schnitt einer Waffe . . .

Um sie geschützter zu wissen, brachte man sie rasch nach Südluzon, und im Mai und Juni machen die Leute große Pilgerfahrten hierher, doch nie in ausländischer, immer in streng einheimischer, altspanischer Kleidung.

In Antipolo aß ich eine der billigsten Mahlzeiten meines Lebens. Ich erhielt nach einiger Nachfrage zwei Tassen Tee, die erste durch ein Tuch (hoffentlich keine Windel) durchgeseiht; ferner drei Stück Zwieback, die einen westlichen Anstrich, wenn auch östliches Aroma hatten, und drei Kuchen, die chinesischen Ursprung verrieten. Für dieses internationale Mahl bezahlte ich neun Centavos!

Die Rückfahrt war ereignislos, bis auf den Umstand, daß wir (das will sagen, die vorzeitliche Dampfmühle des Zuges) Dampf ausstoßen mußten, um eine Horde Wasserbüffel vom Geleise zu verscheuchen, von dem sie kein Zureden und kein Anschreien und Pfeifen verjagte. Die Hahnbesitzer fuhren überhitzt und glücklich nach La Mesa zurück.

Daheim bemerkte ich, daß mir auf den zwölf Kilometern meines Dauerlaufs die Haut vom Nacken gebrannt war — etwas viel zu Alltägliches, um mir weitere Gedanken aufzubürden. Müde wie ich war, setzte ich mich hin und malte die mitgebrachten Blumen. So geht es eben auf Weltreisen zu Studienzwecken.

## Durch die Philippinen.

Nach dreiwöchigem Aufenthalt in Manila, der mich magerer gemacht hatte, fuhr ich durch das Inselgewirr, das sich vom 4. bis zum 20. Breitengrad unter dem Aequator erstreckt, allmählich nach Nord-Borneo weiter. Ueberall sind die Hütten anders. Auf den Batanes, den nördlichsten Inseln, in deren Nähe, wie man vermutet, die furchtbaren Wirbelwinde oder Taifune entstehen, baut man die Häuser aus Stein mit sehr tiefen Fensterausschnitten, die ein Holzgitter eingesetzt haben und das Dach aus Elefantengras mit einem festen Netz überspannt, das in der Höhe des ersten Stocks noch mit Hilfe von Eisenhaken niedergehalten wird, denn nicht selten besteht Gefahr, nicht allein das Dach, sondern das ganze Haus davonfliegen zu sehen. Die Völker der südlicheren und stilleren Inseln bauen ihr Haus dagegen sechzig bis siebzig Fuß über dem feuchten Tropenboden, teils um der Ueberschwemmungsgefahr, teils um den Angriffen der Feinde leichter zu entgehen. Zur Zeit der Stürme binden sie diese luftige Wohnung, meist in der Gabel eines Baumes gelegen, mit Rattangewinden an andere starke Urwaldbäume. Am Ufer stehen immer Pfahlbauten, die häufig mit zwei Beinen (zwei festen Pfeilern) im Meer oder im Fluß stehen und es den Bewohnern ermöglichen, allen Unrat einfach ins Meer zu werfen, ohne weiter putzen zu müssen.

Es gedeiht alles auf den Philippinen, denn einzelne Höhenzüge haben sehr kühle Abhänge, andere das starke Tropengepräge, so daß Mais und Hirse, Nadelwälder und Berglilien in

nicht sehr großer Entfernung von Zuckerrohr und Bananen anzutreffen sind. Ganz der Gruppe eigentümlich ist die Musa textilis, jene Bananenart, aus der man die berühmten Filipinohüte und den sogenannten Manilahanf macht.

Außer den Mischlingen und Weißen findet man viele Stämme der Malayen, die rötlichbraun, rundäugig, zart gebaut, straffhaarig, dem Aeußeren nach wild, unbeherrscht, sinnlich und dem Raube ergeben innerlich sind. Ganz besonders auf Mindanao, der großen südlichen, noch wenig erforschten Insel, sind sie Mohammedaner, die in ewigem Kampf mit den schwarzen Zwergvölkern, den Negritos, liegen. Diese Negritos sollen in vorgeschichtlicher Zeit aus Indien über Borneo, Celebes und so weiter teils nach den Philippinen, teils nach Neu-Guinea gekommen sein . Sie stehen auf einer sehr niedrigen Stufe, bauen keine Hütten, sondern suchen Schutz unter flüchtig zusammengeworfenem Reisig oder in Baumkronen, verschachern ihre Kinder für Reis oder andere Bedarfsgegenstände, begraben aber dennoch ihre Toten schon mit Speisen und Waffen und fühlen, daß solch ein Platz unberührt bleiben soll. Sie nähren sich von Früchten, wildem Honig und Wurzeln und tauschen Wachs gegen Reis. Das Bogenschießen lernen sie von ihren Müttern, nicht von ihren Vätern, und das scheint auch alles zu sein, was sie lernen.

Die Malaien dagegen sind schon hochentwickelt, machen herrliche Einlegearbeiten (arabische Muster), schnitzen Waffen, haben Vorliebe für persönlichen Schmuck und fluchen mit wundersamer Gewandtheit. Der ärgste Fluch ist „Mögest du im Schlafe sterben!“, vielleicht, weil ihrer Ansicht nach dann die Seele den Weg nicht zum Paradies findet.

## Britisch-Nord-Borneo.

Der Teer schmilzt in den Fugen der Schiffsplanken, der Boden in der kleinen Kajüte, die sich allzu nahe den Maschinen befindet, glüht, so daß man barfuß nicht darauf zu stehen vermag. Die Betten sind zu eng, um ein Wenden zu gestatten, und vor den Luken, wie Riesennasen, hängen die Windfänger. Der Körper wird nachts eine Gelatinemasse, von der es tropft wie Schnee von sonnebeschienenen Märzdächern. Morgens, wenn oben das Deck gewaschen wird, fängt der Windfang etwas davon und wirft es dem Schläfer ins Gesicht. Dann meldet der Boy hinter dem Vorhang „Bad“, und man ist froh, von einer Hitze in die andere zu kommen.

Es schwinden die Inseln in der jähen Nacht der Tropen; man zählt nicht mehr die Tage, man sitzt dösend im Deckstuhl, merkt das Vorbeischnellen der fliegenden Fische, den Zug der

Möwen, sieht eines Morgens Treibholz, rafft sich auf, murmelt „Land!“

Auf winzigen Inselchen stehen krumme, wackelige nipagedeckte Hütten, schwanken oft trunken ins Meer hinaus wie gehetzte Verfolgte, deren Köpfe in Gefahr sind. Und das ist wohl auch der Grund dieser vorgerückten Bauart, denn Köpfe haben Wert in Borneo, obschon die britische Regierung dieser Neigung keinerlei Verständnis entgegenbringt und die Sammlerfreude nach Kräften unterdrückt. Manch ein Auge, schwarz wie die Nacht und unheimlich wie der Abgrund, wog meinen Kopf mit sichtlichem Wohlgefallen, doch muß ich gestehen, daß die Moroaugen, die mich als mögliche Nebenfrau betrachteten, noch weit unverhohlenere Besitzersucht kundtaten und mir unangenehmer waren. Den Kopf zu geben, wäre ich unter Umständen bereit gewesen, aber Körper u n d Kopf zu gleicher Zeit, und an die gleiche Firma sozusagen, nicht. Geschmackssache!

Borneo ist eine sehr große Insel zwischen dem siebenten und vierten Grad nördlicher Breite und in direkter Linie unter Hongkong. Ein Teil der Insel gehört der British North Borneo Trading Company, der größere Teil aber den Holländern, die einen erbitterten Kampf nit den chinesischen Sippen zu kämpfen hatten, ehe sie die volle Herrschaft über dieses Tropengebiet gewannen, das die Chinesen schon als ihr Eigentum angesehen hatten.

Zwanzig Meilen südwestlich von der Labukbucht liegt an der Mündung eines breiten Flusses der prachtvolle, völlig geschützte Hafen von Sandakan. Die Stadt, die nicht sehr groß, doch sehr hübsch angelegt und auf die Abhänge der vordersten Hügel gebaut ist, macht einen wundersam stillen Eindruck. Als ob das Leben hier ungehört verrausche inmitten von friedvollem Schaffen und Sonnenschein.

Es dauerte nicht lange, so war ich an Land und durchwanderte die breiten Straßen, die rein waren, sonst aber gut auch zu China gerechnet werden konnten, denn alle Geschäfte, alle Aufschriften und die meisten Leute, die man sah, waren Chinesen. Wohl fiel mir auf, daß die Chinesinnen hier einen eigenartigen Hut trugen — ein wagenradartiges breites Ding von Riesenkrempe, doch ohne Kopf. Man sah dort das Haar in einem Knoten vorschauen, und manchmal war über all das ein schwarzes Tuch gebreitet. Wahrscheinlich hatte der Kopf dadurch mehr Luft und dennoch den richtigen Schutz, denn Sandakan ist heiß. Nach einer Weile begegnete ich indessen schon einigen Moros, den Uferbewohnern, deren Glutaugen mich anbohrten. Die hochaufgeschossenen, sehr mageren Männer trugen den Sarong, ein langes Tuch malerisch um die Mitte geschlun-

gen, das mit dem Gürtel festgehalten wird und fast bis zu den Knöcheln fällt. Bei Frauen begann der Sarong oft schon unter den Achselhöhlen und ließ darunter die schön gewölbte Brust der üppigen Frauen ahnen.

In der Nähe von Sandakan, an den Felsen vorbei, hinter denen sich die Irrenanstalt befindet, liegen die ausgedehnten Kautschukpflanzungen. Hier kann man an den zarten Bäumchen nicht nur die zahlreichen Querschnitte, sondern auch die kleinen Porzellantöpfchen sehen, die unter den Schnitten hängen und in denen sich der Saft allmählich sammelt. Kokospflanzungen liegen vereinzelt dazwischen, und jenseits von all dem beginnt der Urwald, der zu den interessantesten der Welt gehört. Schon hinter Sandakan, das ja wie am Ende der Welt scheint, stößt man zuzeiten auf ein Nashorn, und wenn die Elefanten auch schon ausgestorben sind, so findet man noch den Tiger, das sumpffarbige Krokodil, den Borneobären und — Vorrecht der Insel — den gefürchteten Orang-utang (Waldmenschen), der nicht ganz so groß wie ein Mensch ist, dafür jedoch längere Arme von ungeheurer Zähigkeit und Kraft hat. Gegen die allgemeine Anschauung greift er den Menschen nur an, wenn er sich bedroht fühlt. Alle wilden Tiere versuchen zuerst zu entkommen, und erst wenn sie sich verletzt oder bedroht fühlen, gehen sie zum Angriff über. Tut der Orang-utang das, so kann ihm ein Eingeborener kaum widerstehen. Er bricht bei der ersten Umarmung nicht selten die Rippen seines Opfers. Dagegen kann er, wenn er — was nicht ausgeschlossen ist — braune Frauen verschleppt, männlich zärtlich gegen sie sein. Erst wenn sie seinen furchtbaren Liebkosungen Widerstand entgegensetzen, tötet er sie im Uebermaß der Leidenschaft. Das bestätigt für mich die Darwinsche Annahme. Die Menschenmännchen tun das auch zuzeiten . . . .

Wunderbar ist die Vogelwelt, die man leichter beobachten kann. In den Wäldern voll Seidenwollbäumen, Myrtenarten, Schlinggewächsen der sonderbarsten Art sieht man den Nashornvogel mit seinem Riesenschnabel, bunte Zwergpapageien, blutbrüstige Tauben, Goldkehlchen, und abends, wenn die kurze Dämmerung über die Pflanzung huscht und die Stämme der Kokospalmen zu verdoppeln scheint, sieht man die fliegenden Füchse, die an Fledermäuse erinnern, aber einen felligen Körper haben und das Obst so kühn angreifen, daß sie sogar die Veranda eines Pflanzers besuchen.

In Sandakan selbst sieht man die Wandererpalme, den wandernden Juden (grün- und rotgestreifte Blätter), die „Dame im Boot“ mit ihren weißen Blüten auf bootartigem, innen purpurnem Blatt, die Sie-Eiche, den Alimander und die nirgends

fehlende violette Bougainvillia. Die Häuser sind rotdachig und luftig. Oben, auf dem Hügel, findet man eine Bücherei.

Am folgenden Tage durchwanderte ich sorgsamer, langsamer die Gassen. Es war kurz nach dem chinesischen Neujahr, das über einen Monat nach dem europäischen fällt, und man feuerte überall blinde Schüsse ab, hatte Knallbonbons und warf mit Feuerkrachern um sich. Nicht einmal ein Boot darf zu jener Zeit ohne solche Vorsichtsmaßregeln landen, da die Geister sehr zu fürchten sind. Auf dem Pflaster aber waren Karten ausgebreitet, die den Krebs, die Schildkröte, den Würfel und andere Bilder zeigten und auf denen Münzen lagen, um die flott gewürfelt wurde. Selbst kleine Kinder standen ganz im Bann der Sache. Ein Australier, der mein Schutzbegleiter war, warf eine Münze auf die Schildkröte, gewann und schenkte den Preis einem Kinde. In Sandakan spielt alles, vom ältesten Chinesen bis herab zum kleinsten Kinde; das Glücksspiel ist das Hauptlaster des Volkes. Ganze Vermögen wechseln in einer einzigen Nacht den Besitzer.

Ich kaufte ein Paar der hübschen Sandakansandalen, die oben aus gekerbtem Leder, unten aus Holz mit kleinen Absätzen sind, und auch einen Tabaksbeutel aus einer polierten Kokosnuß. Die Chinesen haben sich in den vielen Jahrzehnten der Ansiedlung schon sehr verändert; sie tragen oft schon den Sarong wie die Einheimischen (die bunten Stoffe werden zum großen Teil aus Deutschland eingeführt), ihre Frauen tragen Knöchelbänder, künstliche Blumen im Haar und die schon erwähnten Hüte mit schwarzem Vorhang rundherum, und um den Hals der Kinder sieht man Amulette — Tigerknochen, Eisenstücke, Dreiecke aus Silber und um die Arme breite Silberspangen.

Die Polizei besteht ganz aus Hindus, die als Unbeteiligte der britischen Regierung in allen Ansiedlungen große Dienste leisten. Sie sprechen sehr gebrochen Englisch und wenig von der Landessprache. Weil sie wenig verstehen, können sie nie in einen Fall verwickelt werden. Groß, schön, stark in ihrer stattlichen Uniform und dem Turban fallen sie angenehm auf.

Von den Dayaken sieht man so gut wie nichts in Sandakan selbst. Fährt man indessen tiefer in das Land (sehr tief geht es nur zu Fuß, doch eine Weile lang fahren zweirädrige Wägelchen), so kann man vereinzelt diese Männer sehen, die noch auf Köpfe ausgehen (aber in hübscher Entfernung von der Regierung), den breiten Federhaarschmuck wie eine Krone tragen und die im Bau kleiner und dunkelfarbiger als die Küstenmalaien sind. Die Frauen tragen Rattanstreifen, oft mit Münzen behängt, in unzähligen Mengen um den Leib und um die Arme geschlungen. In den Augen des Volkes liegt etwas

Schwermütiges, nichts Wildes. Die Dunsun, die auch mit den Dayaken verwandt sind und die schon chinesisches Mischblut haben, werden von Zeit zu Zeit in Sandakan angetroffen. Ihre Augen flammen wie poliertes Ebenholz im Zeltfeuerschein, und um den dunkelbraunen sehnigen Körper haben sie ein buntes Tuch, einen Sarong, aber hochgerafft und faltiger geschlungen. In vergangenen Tagen (und jetzt in aller Urwaldstille) feiern sie ein unheimliches Fest, das Surmungup. Es ist das ein Botenfest in die nächste Welt, denn die Dayaken aller Stämme glauben, daß die einberufenen Seelen Kinabalu, den höchsten Berg der Insel, emporklettern, die Guten ohne Schwierigkeit, die Bösen dagegen vergebens. Um nun den Geistern eine Botschaft zu senden, werden Streifzüge unternommen und ein Feind erobert oder auch ein Sklave gekauft. Die Opfer werden gebunden und in ein Tuch gehüllt. Nach Tanz und Gesang gibt jeder Anwesende dem Liegenden einen Speerstich, doch vorsichtig, damit der Stich nicht tötet, und sagt seine Botschaft. Kinder und Weiber nehmen auch teil, und das jubelnde Geschrei übertönt das Gejammer des langsam Sterbenden.

Die Insel hieß ursprünglich nicht Borneo (eine Verstümmelung von Bruni, der ersten von Weißen angetroffenen Stadt), sondern Pulo Kalamantan, nach einer einheimischen, sehr sauren Frucht. Bruni soll von „brani“, was „tapfer“ bedeutet, herstammen.

Sehr viele Stämme verwenden noch heute den Sumpitan oder die Blaspfeife, ein Instrument, aus dem ein vergifteter Pfeil dem Feinde zugeblasen wird.

Tag auf Tag durchwanderte ich die Straßen der Stadt, den Markt mit seinen Tropenfrüchten (wo ich zum erstenmal den riesigen stinkenden Durian sah), die Fischhalle mit Polypen, Tinten-, Schwert-, Säge- und bunten Fischen und Tag auf Tag durchstreifte ich die Gegend hinter dem Felsen oder den Fluß entlang dem Urwaldgebiet zu; ich wurde von Insekten angegriffen, von Ameisen gebissen, von Käfern verfolgt; ich vernahm das Rascheln springender Affen im Lianengewirr zu Häupten und fühlte den heißnassen Urwaldschlamm klebrig um die Zehen (er durchdringt leichtes Schuhwerk), und dennoch erkrankte ich nicht. Die Malaria von Sandakan ist besonders heimtückisch, doch gibt es auch Beri-beri, das „trockene“ (das mit Schmerzen in der Wirbelsäule beginnt und mit Lähmung der Arme und Beine endet und das „nasse“, das mit dem Anschwellen der Beine einsetzt und unfehlbar tödlich ist), Tropenruhr und das sogenannte Sandakanfieber, das einen nach sehr großen Gliederschmerzen arg geschwächt zurückläßt — eine Art Dengue, wie ich heute zu glauben geneigt bin.

Mein letzter Eindruck von Sandakan ist folgender: Agar-agar (eine Seegrasart und genießbar) zum Trocknen ausgebreitet; Dächer, auf denen das letzte Sonnenlicht das Rot vertieft, Wandererpalmen, in denen der Abendwind ein düsteres Rauschen erzeugt und endlich hinter Balhalla und Duyong, den beiden winzigen Meerdayakendörfern, ein unbeschreiblich großartiges Meerleuchten, das erst die ganze Flußfläche und dann das Meer erhellte und erst lange hinter der Mündung im Dunkel der Nacht erstarb.

## Perleninseln.

Die See rund um Celebes ist so voll von Inseln, daß man fortwährend an kleineren und an größeren vorüberfährt und der Kapitän ununterbrochen auf der Hut sein muß. Ich glaube, es war am dritten Tage solcher Fahrt — jedenfalls stand das Kreuz des Südens schon wieder drohend am Nachthimmel und zeigte sich der Mond verkehrt (für uns mit umgedrehter Scheibe), als wir eines Spätnachmittags an der Vogelinsel vorbeifuhren. Wenige Dampfer kommen hier vorbei, und wenn einer doch die Insel streift, die ziemlich hügelig und gar nicht so klein ist, so läßt er plötzlich einen sehr lauten Pfiff ertönen, der die Vögel derart erschreckt, daß sie alle auffliegen. Das ist ein wunderbares Bild, denn der Himmel wird grau von all dem Federvieh, das in weiten Kreisen um die Insel zieht und sich klar zu werden sucht, welcher Art die gewitterte Gefahr sein mag.

Weiter, weiter durch die Sundasee und dann, eines Nachmittags, sind wir auf der Donnerstagsinsel, dem Mittelpunkt der Perlenfischerei, wo ich aussteigen möchte, um in das Südseeinselreich zu fahren. Ich durcheilte indessen vergeblich den Ort. Regelmäßige Verbindung mit dem Festland von Neu-Guinea, obschon so nahe, daß man es wie einen dunstigen Streifen in weiter Ferne erblicken konnte, gab es nicht. In drei Wochen käme ein Kapitän und führe bis zum Fly River (Fliegenfluß), aber selbst dort würde ich in einem Zelt im Urwald wohnen und auf eine andere Fahrtmöglichkeit bis nach Port Moresty warten müssen. Als Mann — noch, noch — — aber als Frau! Das meinte der Geistliche, den ich ratholend besucht hatte. Lieber von Australien oder Neuseeland aus. Von hier war es zu schwer. So begab ich mich an Bord zurück und erklärte, bis Sydney nachzahlen und weiterfahren zu wollen.

Die Donnerstagsinsel ist ein Teil der Prince of Wales-Gruppe, nicht schöner und nicht schlechter als die übrigen Inselchen, hügelig, bewaldet, nicht sonderlich fruchtbar. Eins aber hat sie den übrigen Inseln voraus: sie liegt genau

zwischen der Nordspitze Australiens und der Zunge von Neu-Guinea und verbindet die Sundasee, reich an den Schätzen des Indischen Ozeans, mit dem mächtigen Stillen Ozean, dessen Wellen beinahe ungebrochen von Arica und Mollendo in Südamerika bis hierher rollten und die ganz andere Schätze auf ihrem Grunde aufwühlten. Vielleicht findet man deshalb bei der Donnerstagsinsel so viele Perlausterbänke, Korallen, große Perlenmuscheln und Fische der verschiedensten Arten. Diese werden wenig gefischt, doch die Austernbänke locken die Leute aus Süd und Nord nach der Insel, und manchmal kreisen dreitausend Schifflein durch die Gewässer. Wo der kleine Ort mit seinen schon australischen Geschäften sich um die Bucht schmiegt, geht es noch, aber wer um die Hauptfischzeit um die Insel geht, der erhält den vollen Geruch der faulenden Austern in die Nase. Viele werden frisch geöffnet, doch eine Riesenmenge wird einfach geschichtet und, an der Tropensonne erhitzt, zum Faulen gebracht. Dann findet man in den sich öffnenden Muscheln viel schneller und leichter die Perlen. Jeder Besitzer überwacht seine schwarze Mannschaft selbst, und ganze Berge ergeben manchmal nichts Wertvolles. Es würde sich der Perlenfang an und für sich auch nicht lohnen, wenn man die perlmutterschimmernden großen Muscheln nicht gut verkaufen könnte. Aus diesen Muscheln aber macht man Löffel, Messerchen, Schalen, Broschen und Kämme — eine wichtige Hausindustrie auf dieser Insel. Viele Ladungen Muscheln gehen nach Europa und einiges nach Asien, wo die Chinesen reizende Dinge daraus schnitzen.

Die Perlenfischer selbst haben den schrecklichen Geruch wochenlang so arg in der Nase, daß sie nichts essen können, und die Einheimischen geben ihnen dann etwas ins Essen, das den Geruchssinn völlig tötet. Dann essen sie sehr gepfefferte Speisen und erholen sich. Nach mehreren Wochen, wenn sie wieder losziehen können, vergeht dieser Mangel an Riechkraft.

## Durch Queensland.

Australien ist noch gar nicht so lange entdeckt. Wohl sahen vereinzelte Segler das Land schon im sechzehnten Jahrhundert und nannten es Neuholland, doch erst 1770 nahm Kapitän Cook davon für die britische Krone Besitz, und im Jahre 1787 schiffte England die ersten Sträflinge in sieben Schiffen ein und brachte sie in die Nähe des heutigen Sydney, wo sie ein sehr elendes Leben führten, von den schwarzen Eingeborenen angefallen und getötet wurden und wo sie, später, Buschräuber wurden, die das Leben der Schwarzen wie der Weißen auf grausame Weise gefährdeten. Heute ist es eine

blühende Ansiedlung, aber noch immer nicht von einer so hohen Klasse von Engländern bewohnt, wie zum Beispiel Indien oder Neuseeland. Zweite Söhne aus adeligem Hause, die keinen Anspruch auf Geld oder Krone hatten (nur der Majoratsherr erbt) wanderten oft aus, um in Australien große Farmen zu erwerben und reich zu werden. Der Erfolg hängt nicht nur vom Fleiß, sondern zuerst vom Wetter ab, denn regnet es jahrelang nicht, so gehen die schönsten Herden jammervoll zu Grunde. Die Tiere sind auch nach einer gewöhnlichen Dürre so wasserdurstig, daß sie sich in ihrer Gier tottrinken oder — besonders Schafe — so schnell an den Fluß herandrängen, daß sie ertrinken.

Einen Begriff von dem eigenartigen Klima Australiens Küste erreicht hat und das charakteristische niedere Buschwerk, Küste erreicht hat und das charakterische niedere Buschwerk, „Serub“ genannt“, sieht. Die Abhänge sind nicht dicht damit bewaldet, sie sehen aus wie mit unzähligen Büschelchen gespickt. Dazwischen erspäht man eine andere merkwürdige Erscheinung — die hohen, roterdigen Ameisenhügel, deren ungefähr pyramidenartige Form man sich zuerst nicht zu erklären vermag. Während man so mit den Augen die nahe Küste streift, bleibt man an das Barriereriff gebunden, das die Nordküste 2000 km weit begleitet und seinesgleichen nicht auf Erden hat. Eine vom Meeresgrund bis zur Oberfläche ansteigende dicke Mauer — alles die Arbeit der Korallentierchen — hält die Wucht des Ozeans von der Küste ab.

Ganz im Norden liegt Port Darwin. Die wichtigsten Häfen an der Ostküste sind oben Cairns und später Townsville, zwei Städte, die hübsch angelegt, im englischen Stil erbaut und fabelhaft langweilig scheinen. Eine Kleinstadt hinter einem Korallenriff mit der Aussicht auf die unbegrenzte Breite des größten Ozeans der Erde, und dabei so gut wie kein Hinterland! Klatsch, Nebel, der sich oft zu leichten Güssen verdichtet, Hitze, Einsamkeit. Brrrr!

Queensland ist schon fast tropisch. Hier gedeiht die Kokospalme, das Zuckerrohr, die Banane. Aus Rücksicht auf die weißen Pflanzer in Queensland, die um jeden Preis bevorzugt werden müssen, sind den Australiern die neuerworbenen Inseln und das einst reichsdeutsche Kaiser-Wilhelmsland auf Neu-Guinea mehr Plage als Nutzen, darf doch nichts von dort eingeführt werden. Viele Landstrecken sind vom Stachelkaktus auch so überwuchert, daß ein Urbarmachen sehr schwer ist. Farbige Arbeiter dürfen nicht eingeführt werden und für Europäer ist das Klima zu heiß, um auf freiem Felde arbeiten zu können.

Australien verfolgt — und wie ich sagen möchte, mit Recht — die sogenannte „weiße Politik“, die wir schwer verstehen und der Asiaten begreiflicherweise sehr viel Haß entgegenbringen. Die Australier verweigern allen Farbigen, ob schwarz, gelb oder braun, die Einreise, und jeder Japaner oder Chinese, der auf ein Jahr einreist, erlegt hundert Pfund Sterling Kaution, die dem Staate verfällt, wenn er nicht nach Jahresfrist wieder verschwunden ist. Australien für die Weißen! Ungeheure Strecken könnten bevölkert werden und warum nicht von Asiaten? Warum weist Amerika die Japaner aus? Weil sie auch in den Vereinigten Staaten unter westlichem Einfluß völlig Asiaten bleiben. Warum übersieht man die Chinesen? Weil sie sich still verhalten, nur ihr Sippenwesen, doch nicht Vaterlandsliebe kennen und sich dem Europäer äußerlich nicht gleichstellen. Wenn ihr Rassengefühl gehoben sein wird, werden sie so unbequem wie die Japaner werden. Aber all das ist schließlich gleichgültig. Was Australien — vielleicht durch lange Berührung mit Farbigen — ganz richtig einschätzt, ist folgendes:

Laß' einmal Farbige festen Fuß fassen, und es sinken die Löhne, es sinken die Lebensansichten und der Ton (Standard of life) der Gesellschaft. Nicht der Chinese wird bei schön gedeckter Tafel mit gutem Besteck wie ein Weißer essen, — nein, der Europäer wird mit der Zeit in einer Hüttenecke kauern und mit einem Blechlöffel, wenn nicht mit den Stäbchen, Reis und etwas starkriechenden Fisch in den Mund schaufeln. Es sinkt aber auch die Rasse, denn wo Asiaten, Weiße und vielleicht noch Schwarze als „Brüder“ miteinander arbeiten und kämpfen, da heiraten auch diese Brüder untereinander. Was ist das Ergebnis? Ein schwaches, häßliches, zurückgehendes Volk, ein Potpourri, das dem ersten reinrassigen Eroberer zum Opfer fällt. Was ist Mittelamerika, Südamerika trotz ungeheurer innerer Reichtümer heute? Chile und Argentinien, durch den beständigen Zufluß Weißer ziemlich weiß erhalten, sind besser, reicher, fortschrittlicher. Was war Peru unter den Kindern der Sonne? Der großartigste Staat, den man, was kommunistische Verwaltung anbelangt, jemals gekannt hat. Ein Land, in dem niemand darbte, alle gleich arbeiten mußten und in denen Prinz und Bauer es verstanden, sich allein zu genügen. Jeder Rittersohn mußte nicht nur in der Waffenkunde hervorragend tüchtig sein, er mußte sich seine Schuhe, Pfeile, Gewänder, seinen Schmuck, seine Nahrung, sein Bett, wenn nötig, selbst her stellen, und die Reichtümer an Gold waren so groß, daß man in Frankreich, zum Beispiel, noch heute sagt: „Das ist nicht Peru!“, um auszudrücken, daß es sich nicht um fabelhafte Reichtümer handle. Das war vor vierhundert Jahren

unter Reinrassigen. Was ist heute Peru anders als ein grausam verarmtes Land, der Schandfleck auf der Karte der neuen Welt? Warum? Mischheiraten . . . .

Welchem Schicksal geht — selbst von den Franzosen mit Schrecken erkannt — das heutige Annam voll Mischlingen entgegen? Was wird in kaum fünfzig Jahren aus Frankreichs einst herrlicher Kultur und führenden Rolle werden, wenn Französinnen weiter Neger heiraten werden? Die niederste Rasse des europäischen Festlandes, die verschwinden muß. Und in der grauenhaften, blinden Sucht nach neuen Reizen sind die größten Führer wie die kleinsten Grisetten blind gegen die nahende Gefahr. Nach meiner großen Liebe für Japaner kann bei mir niemand von „Rassenhaß“ sprechen. Muß man aber, wenn man einmal Rheinwein trinkt, unbedingt Marsala hineingießen? So etwas nennt man in meiner Vaterstadt, ein „G'schladder“ draus machen. Und damit verdirbt man schließlich nur einen Magen, nicht ein hochstehendes Volk. Das, mehr als alles andere, wäre „Untergang des Abendlandes“. Ebenso wäre Mischung mit uns das Schlimmste, was z. B. Japan zustoßen könnte. Jeder für sich und Gott allein für Alle!

Und das haben mit seltener Volksweisheit die Australier erkannt.

Nach Brisbane fährt man vierzig Meilen den Strom hinauf. Die Stadt könnte mitten aus England gehoben worden sein — Bauart, Geschäfte, Straßen, Elektrische, wie in England selbst, nur die warme Subtropensonne vergoldet alles, und die seltsamen Bergkegel, die wie Glas glitzern und vulkanischen Ursprungs sind, sind in England nicht zu finden.

In Brisbane besuchte ich auf dringende Bitte eines Mitreisenden eine Music-hall, in der eine gemischte Vorstellung stattfand. Während ich versunken dasaß, erwischten mich die Brisbanemoskitos, wahre Löwen, und stachen mich so fürchterlich, daß sich bei mir schwere Beulen entwickelten, die ich mir zuerst nicht zu erklären vermochte, und die mich glauben ließen, ich hätte eine Hautkrankheit schlimmster Art. Zum Glück vergingen sie, ehe wir fürs Landen untersucht wurden. Zwei Amerikanerinnen, die ihr Impfzeichen auf dem Oberschenkel trugen, erschienen im Badeanzug zur Untersuchung, und wir alle mußten die Beine verrenken (irgend eine Gliederkrankheit wird durch beginnende Steife gekennzeichnet), die Zunge hervor- und die Augen herausstrecken, kurz, es war die übliche Folter noch erhöht und verlängert. Hierauf kam die Geldfrage, und zuletzt nahm man mir den Paß mit dem Bemerken ab, man werde ihn mir erst beim Verlassen des Landes zurück-

geben. Das hatte ein Gutes: Ich konnte ihn wenigstens nicht verlieren.

Dann waren wir in dem weltberühmten Hafen von Sydney und erlitten die Frage, die jeder Einreisende zur Zufriedenheit der Bewohner beantworten muß:

„W a s sagen Sie zu u n s e r e m Hafen?!“

Er ist buchtenreich, die Stadt schön umrandend, und still. Ich tat also dem Fragenden gebührende Genugtuung.

Ich stieg in der Hauptstadt von Neu-Südwales ans Land.

## A l s K l i p p e n f o r s c h e r.

Seit Jahren stand ich durch eine gemeinsame Bekannte in regem Briefwechsel mit jemandem unten in Adelaide, und an die Sydneybekannte dieses Jemands wandte ich mich. Es traf sich so glücklich, daß die Mutter Fräulein Elsies ein Zimmer frei hatte, und in dieses Gemach, das samt Gasring zwölfeinhalb Schilling wöchentlich kostete, zog ich sofort mit allem Pack. Es war ein dunkles Zimmer, das kein Fenster und nur eine Tür auf einen winzigen Hintergang (Balkon betitelt) hatte, der aber, wenn es regnete, unbewohnbar blieb. Undenklich, im Zimmer selbst zu schreiben oder zu malen, doch da es selten regnete, arbeitete ich auf dem Gänglein, dessen Tisch gleichzeitig Herd, Malplatz und Thron meiner Erika war.

Nachts lag ich unter der elektrischen Lampe, las und aß Pfirsiche — mein spätes Abendbrot.

Noch am Tage meiner Ankunft sagte die junge Dame, die zu meinem Entzücken Entomologin war, wir sollten zu den Klippen gehen und da die seltenen australischen Muscheltiere von den Felsen lösen und einsammeln, wozu ich mich bereit erklärte. Da ich von den Tropen kam und das Sydneymeerwasser kalt war, erkältete ich mich, obgleich ich nur watete, sehr gründlich, so daß ich sechs Monate ununterbrochen hustete, aber jedenfalls fanden wir die flachen Tierchen, lösten sie mit dem Messer ab und trockneten sie daheim.

Ich habe viele Käfer und Muscheln von da aus heimgeschickt und die meisten an Schulen verteilt.

## K a m p f e s m ü d e.

Nach wie vor besuchte ich Museen, verbrachte die Abende in der öffentlichen, sehr guten Bücherei, suchte Leute auf, die mir Auskunft zu erteilen vermochten, und ging zu den Vorträgen der Naturfreunde, denn gerade in der Tier- und Pflanzenwelt ist Australien unübertrefflich. Zuzeiten fuhren wir eine Stunde weit zum riesigen Nationalpark und verschwanden im freien Busch dahinter, wo wir allerlei Pflanzen, Nüsse,

Schnecken und Käfer sammeln durften und von wo wir spät am Abend müde, doch mit großer Beute heimkehrten. Während wir im Freien ein sehr bescheidenes Mahl kochten (das ist in Australien so Sitte), beobachteten wir das Tierleben um uns her. Ich setzte mich immer so, daß ich gleich bei Seite rücken konnte, denn in einem Lande, wo es so viele Schlangen gibt, fürchtete ich unaufhörlich, so ein Vieh um Arm oder Bein zu haben. Das Gefühl des Umwundenwerdens war mir ein unangenehmerer Gedanke als der Biß selbst.

Aber es kamen glücklicherweise keine Schlangen, und wir brachten nur die stachelige Frucht des Flaschenbürstenbaumes, die Blüten und Samen der verschiedenen Eucalypten, die Goldakazien, die Boroniablumen und andere botanische Errungenschaften heim. Was wir an Tieren sahen, beschränkte sich auf ein vereinzeltes Känguruh. Nur im Tiergarten durfte ich mir endlich den Koali, den einheimischen Bären, der ein so liebes, scheues Gesicht zieht und sich so köstlich aufrecht hält, sehen. Vögel trafen wir oft — den lachenden Kookaburra oder Jackaß, der zur Familie der Königsfischer gehört, ein dem Lachen täuschend ähnliches Geräusch bei Sonnenauf- und -untergang ausstößt und der so tapfer mit Giftschlangen ringt; schönfiedrige Kakadus waren in Queensland vorherrschender, aber den zahmen Caraduck (den „Gefährten des Eingeborenen") trafen wir manchmal, und einige Stunden von Sydney, oben in den berühmten Blauen Bergen, in denen man Wasserfälle, Tropfsteingrotten, Felsabschürfungen und so weiter findet, auch den Lyravogel, der sich einen Tanzplatz macht und alle Vögel im Ton nachahmt, sowie den seltenen Laubenvogel, der aus gebogenen Zweigen eine „Vereinslaube" herstellt, und andere Vögel. Leider kann ich gar nicht eingehend darüber berichten, nur von den todbringenden Bulldoggen oder Soldatenameisen muß ich noch sprechen. Sie greifen den ahnungslos ruhenden Wanderer nicht selten an und vergiften ihn so schnell, daß er den Bissen erliegt. Auch hier trifft man zuweilen schon die eigenartige Mordwespe, die ihre Larven in eine vergiftete, doch nicht tote Spinne legt, die der jungen Brut beim Auskriechen zur Nahrung dient.

Das Wunder des Festlandes, das Tierformen aus masozoischen Tagen aufweist, ist das Schnabeltier (Ornitherhynchus anatinus), ein Tier, das gleich dem seltsamen australischen Ameisenbären nur einen Kanal für Speiseentleerung und Fortpflanzungen, aber keine äußeren Ohren, Beutel oder selbst Beutelknochen hat, so daß das Schnabeltier (von Bibergröße) die Eier wie eine Ente legt und — ausbrütet, bis die Jungen in dem Grasnest aus den zähen ledrigen Eiern kriechen. Diese eigenartigen Geschöpfe sind ebenso Beuteltiere wie das Kängu-

ruh, können indessen ihre Jungen nicht im Beutel tragen, sondern diese hängen sich an das Bauchfell an, lecken davon die Milch ab, die durch ein Zusammenziehen der Bauchmuskeln ausgestoßen wird, und wachsen so wie keine anderen Jungen heran. Das Tierchen selbst ist weder Fisch, noch Vogel, noch Säugetier, noch Schlange, sondern alles in einem. Es hat einen Biberkörper und ein herrlich schönes braunes Fell, einen Entenschnabel und winzigen Kopf daran, Entenfüße mit Schwimmhäuten und so gut wie keinen Schwanz. Es ist sehr scheu und lebt halb im Wasser, halb zu Lande.

So sehr mich all das interessierte, so viel Neues ich täglich lernte, so ungeheuer angestrengt ich durch einen Auftrag war (der zum Schluß durch Betrug fehlging), so begann ich zum erstenmal — im vollen vierten Iahre meiner Weltumseglung — einen Widerwillen gegen die Mächte über mir zu hegen. Wohin ich kam, begann immer der alte Kampf, die alten Entbehrungen, und daheim schien es zu einem ewigen Stocken zu werden. In Peking hatte ich für dreiundzwanzig verschiedene Blätter geschrieben, darunter für Deutschlands größte Zeitschriften, war Textilkorrespondentin und hatte seit über zwei Jahren den Schriftleiter der Knittelfelder Zeitung zu meinem literarischen Vertreter, aber mit dem Vertrieb meiner Romane ging es irgendwie nicht, und die drei Länder, für die ich arbeitete, steckten in der furchtbaren Not der Nachkriegszeit. Ich mit ihnen. Es war ein herzzerbrechendes Neuaufbauen von Land zu Land und schlimmer von Tag zu Tag . . .

Mein literarischer Vertreter, mit dem sich eine treue Freundschaft entwickelt hatte, schrieb indessen nicht länger „Lieber Herr Karlin!“, denn eines Tages war jemand aus der Untersteiermark nach Knittelfeld gekommen, und hatte über den Forschungsreisenden viel gehört. Zum Schluß der Rede aber hatte er gesagt:

„Alles, was Sie sagen, stimmt, aber Frau Karlin hat nur e i n Kind, und das ist keines Menschen Sohn.“

## E i n T ä ß c h e n K a f f e e.

Sechs Wochen arbeitete und lernte ich in Sydney. An ein Verdienen war nicht zu denken, jedenfalls auf geistigem Gebiet nicht, denn „Australien für die Australier“ ist ein sehr betontes Wort. Auf einer Farm als Köchin oder als Erzieherin (der gesellschaftliche Grad ist ziemlich gleichwertig da draußen) hätte ich wohl Aufnahme finden können, aber Sprachen brauchte man hier nicht und in einem gewöhnlichen Büro war mir der fremde Paß ein Hindernis. Ich muß auch gestehen, daß ich mir keinerlei Mühe gab, denn ich begann zu verstehen, daß man nicht alles Wichtige erlernen, alle Pflichten gegen

die Heimat als Journalistin und alle Pflichten der Studierenden auf dem Gebiete der Botanik erfüllen konnte, wenn man nebenbei auch noch stumpfsinnige Geldarbeit zu leisten hatte. Auf diese Weise würde ich einmal nach tausend Erdenjahren heimkehren . . . .

Jemand hatte mir geraten, „the Southern Cross“, das Missionsschiff, das einmal jährlich Auckland im April verließ, um die Neu-Hebriden entlang den berüchtigten Salomonen zuzusteuern, zu erreichen, und obschon keine Antwort vom Bischof eingelaufen war, hoffte ich ihn doch zu überreden, wenn es mir gelänge, das Schiff zu erreichen. Ich verließ Sydney aus diesem Grunde Mitte März, bereit, vierzehn Tage in Südaustralien zu verleben und dann direkt nach Neuseeland zu fahren.

Ich fuhr in der Dritten. Neben mir saßen zwei dicke Frauen und besprachen die Ernte. Würde es regnen oder nicht? Wie stand der Weizen? Wie die großen Obstgärten im Süden? Ah, es gab nur einen richtigen Staat — Neu-Südwales. An örtlicher Vaterlandsliebe kranken die Australier in so hohem Maße, daß man — um ihr gerecht zu werden — heute eine Hauptstadt für alle Teile dort anlegt, wo sie weder hinpaßt, noch sich bewähren wird und wo man bis heute nur Grundsteine findet . . . .

Es war Mondschein, und draußen rollte die endlose Ebene vorbei. Herden, Eucalypten, ein Känguruh, irgendwo ein Kranich — vermutlich der Caraduck — und wieder Herden. Es war zu kühl und zu hart, um schlafen zu können. Die anderen tranken Kaffee. Ich rollte mich fester in die Ecke, um nicht begehrliche Augen zu machen, doch der alte Herr in der anderen Fensterecke weckte mich und bot mir eine Tasse an. In Melbourne mußte ich auf den Zug warten. Der alte Herr ging an mir vorüber. Ich stand zitternd vor Kälte im grauen Morgenlicht neben Koffer und Erika. Er half mir, mein Gepäck in die Garderobe zu schleppen. Dann schob er mich vors Büffet, zahlte ein Täßchen Kaffee und verschwand im Gedränge. So gut sind im Grunde die Menschen.

Manchmal, in Sydney, wenn ich heimging und mir n i e etwas leisten konnte, wonach Magen und Gaumen schrien, wenn mich die Einsamkeit (meine junge Bekannte reiste bald nach meiner Ankunft ins Innere) zu sehr niederbeugte und es mir war, als k ö n n t e ich dieses Dasein nicht länger ertragen, sagte ich mir:

„Versuche noch ein halbes Jahr, ein kurzes halbes Jahr, und wenn es dann im Herzen der Südsee nicht besser ist, so. .“

Aber die Fahrt, an die ich dachte, hatte mit der Heimreise nichts zu tun.

Melbourne ist wie Manchester, nur sonniger. Sydney erinnert durch den Putz, die geschminkten Frauen, das Hasten, das Europafeindliche, an die Vereinigten Staaten, aber Melbourne war britisch durch und durch, und da fühlte ich mich daheim. Die Kirchen waren im gotischen Stil der Kathedrale von Canterbury und die Gasthöfe zum „Weißen Hirschen“, zum „Grünen Tor“ und so weiter heimelten mich an. Es war alles etwas kühl, etwas gelassen, etwas vornehm zurückhaltend, und auf den offenen Wagen der Elektrischen wandte man sich gegenseitig den Rücken zu. Es ist eine sehr schöne englische Sitte, daß man Fremde nicht anreden darf. Vertraulichkeit wird dadurch hintangehalten. In Melbourne hält man strenger auf diese Sitte.

Wieder eine Nacht im Zuge, und dann rollte ich, um acht Uhr früh, in die Halle des Bahnhofs von Adelaide, meine Erika in der Hand und die beiden aufgegebenen Koffer bei der Bahnverwaltung. Darauf aufzupassen, war Bahnangelegenheit.

Das Haus Fräulein W.s lag draußen am Fullerton Estate und war sehr hübsch mitten in einem Vorstadtgarten gelegen. Ueberhaupt nennt man Adelaide berechtigterweise die Gartenstadt. Die Begrüßung war stürmisch, obschon wir uns noch nie zuvor gesehen hatten, und Bruder und Schwägerin meiner Briefbekannten fanden, daß nun zwei Narren glücklich zusammengetroffen seien. Annie war kein Durchschnittsmensch, eine leidenschaftliche Tierfreundin und so erfüllt von Liebe zu allem, was da lebte, daß sie mit Vorliebe oben in der Baumgabel saß und dem Werden der Blättchen, dem Treiben der Vögel zusah, was in einem so vogelreichen Land sehr lohnend sein mußte. Ich stieg nicht in die Gabel, weil ich das meinem rotbraunen Samtkleid, das noch viele Dienstjahre vor sich hatte, nicht zutrauen mochte.

Was es ausmacht, Freunde zu haben! Ich war gewiß in Adelaide nicht dummer und nicht geistreicher als in Sydney, aber hier wurde ich zum erstenmal aus den Tiefen meiner Verschlossenheit aufgerüttelt und gezwungen, öffentlich zu sprechen. Erst besuchten wir den „Register“, das größte Blatt Adelaides, und ich wurde „interviewt“, ein Verfahren, an das ich nun schon gewöhnt war, und kaum war mein Bild erschienen, so wurde ich in einen Wirbel von Einladungen hineingerissen, der mir weder Zeit zum Denken, noch zum Schlafen ließ. Ich überwand meine Angst auf sehr einfache Weise. Kurz vor dem öffentlichen Vortrag erzählte ich in einem großen Salon beim Tee von meinen Fahrten, und auf einmal

fuhr es mir durch den Sinn: Hier sprichst du doch auch zu mehreren Menschen und würdest zur doppelten Zahl ebenso furchtlos sprechen. Auf dem Podium sprichst du einfach zu allen!

Dennoch fühlte ich ein Krabbeln an der Wirbelsäule, als ich oben stand. Dann begann ich zu sprechen, und seitdem geht es immer. Ein so geringer Anstoß genügt manchmal, um ein neues Können an den Tag zu bringen.

Zehn Tage! Ich schrieb (geldverdienend) für den „Register“, ich hielt Vorträge, ich machte Besuche, ich sammelte. Ein ähnliches Bewegungsfieber habe ich selten mitgemacht. Einmal im Busch, dann auf der Plattform, nun bei den Wilden, eine Stunde später unter den großen Frauenrechtlerinnen des Staates. Diese freudige Aufregung rüttelte mich aus dem Kummersumpf, in den ich in letzter Zeit gesunken war. Ich hatte eine Zukunft vor mir (wie gern man d a s glaubt!), und ich war weiß. Ein Kind meiner Rasse.

Die Kinder der schwarzen Rasse waren indessen, wenn auch nicht übermäßig rein und etwas schwach von Begriffen, doch äußerst fesselnd in ihrer Art. Es sollen die tiefststehenden aller Rassen sein, aber sie besitzen z. B. allerlei Tänze, die ein langes Nachdenken und eine feste Ueberlieferung verraten. Alle Schwarzen sind in sogenannte Totems eingeteilt — in Stämme, die unter einem gewissen Zeichen stehen, und das Tier oder Ding, das dadurch angedeutet wird, ist heilig. Leute vom Känguruhtotem dürfen kein Känguruhfleisch essen, die vom Schlangentotem keine Schlangen töten, und beim Corroberee, dem Volkstanz des Stammes, wirken nur die Männer mit, die dann das Tier nachahmen. Sie sind mit Kalkstreifen weiß bemalt und tragen Federn- und Pflanzenschmuck. Ihr Gott haust in der Churinga, einem flachen, etwas zugespitzten Holz, das an einer langen Schnur hängt und geradezu schaurig surrt. Sehen dürfen die Frauen es nie, denn wichtige Göttersachen gehören nur den Männern an, und überhaupt ist die Frau ein ganz zurückgesetztes Ding. Der Mann fischt oder jagt, sie aber muß mit einem Stäbchen von Baumwurzel zu Baumwurzel gehen und nach fetten Würmern graben, von denen sie sich nährt. Ist er unzufrieden, so verprügelt er sie, und wenn er sie wirklich liebt (so weit das ein Mann und besonders ein Schwarzer kann), so reibt er sie gut mit Kokosöl ein, damit sie dick wird und glänzt.

Groß sind sie an Zauberwissen, groß an Aberglauben, und ihre Märchen haben einen Zauber, dem man sich nur schwer entzieht. Leider erfordert dies ein eigenes Werk.

## Der verlorene Koffer.

Obschon ich meine beiden Strohkörbchen der Bahnverwaltung überlassen hatte, tauchte eins nicht auf und wurde erst nach langem Nachforschen entdeckt und nachbefördert. Der Beamte, der mir den Ausreißer samt Li Tie Guai (dem Götzen) übergab, zeigte nur lächelnd auf den Korb, auf dem mein Name in japanischen Buchstaben geschrieben stand.

„Und Sie erwarten, daß wir das verstehen?“

Sie lachten mich alle aus — von der theosophischen Loge bis zum „Register“ und bis daheim bei Miß W., und die Kollegen vom „Register“ schenkten mir zur allgemeinen Belustigung und zu meiner Freude einen Koffer, auf dem mein Name in großen schwarzen Buchstaben zu lesen war, damit wenigstens — wie sie behaupteten, — in Zukunft der Koffer nach mir, wenn nicht ich nach ihm riefe.

Oh, Adelaide, warum vergeht alles Schöne so schnell!?

## Verspätung, Qual und Schrecken.

Für Melbourne hatte ich viele Empfehlungen und darum lief ich von Schriftleiter zu Schriftleiter. Das ist aber ein im besten Falle langsamer, im allgemeinen ein recht dorniger Pfad, und als es Mittag war, hatte ich erst zwei Blätter abgegrast. Da fiel ich der richtigen Reporterin in die Hände.

Das ist wie einen guten Zahnarzt nach durchwachter Nacht finden. Auch schmeichle ich mir, daß ich da schon eine gewisse Uebung im „Interviewtwerden“ hatte; kurz, wir setzten uns in einem Kaffeehaus zusammen, und ich spie Erfahrungen und Betrachtungen wie ein in Tätigkeit begriffener Vulkan aus; sie schrieb wie ein Gerichtsschreiber in voller Fahrt. Beide gingen wir in der Begeisterung des Augenblicks und in Kaffee so sehr unter, daß es halbvier Uhr war, ehe ich auf der Elektrischen, mein Gepäck zum Glück schon auf dem Schiff, dem Hafen zurollte, unglücklicherweise aber dem unrichtigen Quai. Vier Minuten vor der Abfahrtszeit sauste ich noch hundert Schritt von der Halle dahin, und gerade als man die Brücke löste, pustete ich heran, sprang auf die schwebende Verbindung und warf mich dem ersten Offizier (unfreiwillig) an die Brust.

Gleichzeitig löste sich das Schiff vom Landungsplatz.

„Immer hübsch langsam, Sie kleine Miß!“ meinte er und hob mich von der Brust und dem Brückenende auf den Boden.

## Auf dem Moeraki.

Kälte und Seefahrt zusammen wirken entsittlichend auf mich. Ich sitze menschenfeindlich in einer Ecke und starre düster in den Raum hinein. So unbeweglich an einem Fleck zu

verharren, vermag in der Regel nur noch ein indischer Sadhu oder ein Steinbuddha; dem einem ist dabei aber heiß und der andere spürt nichts vom Klimawechsel.

Die Stewardeß war „magenleidend“, doch schien es mir, daß sie viel stärkenden Whisky zu sich nahm, den eine dicke Mitreisende großmütig mit ihr teilte. Die Mahlzeiten (ich fuhr schon wieder in der Dritten, denn die langen Fahrten hatten samt dem Kurssturz viel von meinen Japanersparnissen verschlungen) waren geschmacklos und schlecht — ungesalzenes Gemüse, hartes, geschmacksarmes Rindfleisch und dazu diese Gesellschaft! Fehlerhaftes Englisch, lautes Gebahren, leeres Gerede und alles Hausfrauen, die abwechselnd über Kinderwäsche und Haushaltssorgen klagten.

Fünf lange Tage über ein kaltes grünes, ganz winterliches Meer (April ist der November der Antipoden) und dann endlich, vom Wind gefegt, Felsen, eine Bucht, Land. In der letzten Nacht hatte ich einen seltsamen Nervenzustand. Ich konnte nicht mit dem Gesicht nach oben auf dem Bett liegen. Es war mir, als senke sich die Decke. Ich wußte, daß dies Unsinn war, und litt dennoch darunter. Wie würde ich heimreisen, wenn ich nie wieder fahren konnte?

Neuseeland war der entfernteste Punkt meiner ganzen Fahrt; selbst Japan war der Heimat näher gewesen . . . .

## Landungsgreuel.

Es war Sonntagnachmittag und die Mitreisenden, plötzlich in Seidenkleidern, die überflüssig gewählt schienen, drängten sich dem Paßbeamten zu, hinter dem Wellington mit seinen schönen, ansteigenden Bauten sichtbar wurde. Der Beamte fragte nach meiner Volkszugehörigkeit. Ich antwortete und übergab meinen Paß.

„In der Schiffsliste steht ‚britisch‘!“

Ich erklärte, der Gesellschaft meinen Paß gezeigt zu haben, erinnerte mich indessen, daß der betreffende Beamte sich mehr mit der unschuldigen Außen- als mit der schuldigen Innenseite befaßt hatte, und beruhigte damit den Gestrengen. Er wurde höflich, aber bedauernd. Einen Fremden durfte man nicht von Bord lassen, und am Sonntag war niemand vom Paßwesen für den schweren Fall vorhanden. Einem Amerikaner — dem Abkömmling der großen Nation — ging es nicht besser und so fügte ich mich ruhiger in mein Geschick. Am Abend ertränkten wir unseren Landungsschmerz vereint, er in Whiskysoda und ich in Ingwerbier.

Wenn Sorgen graue Haare erzeugen würden (die meinen sind noch blond geblieben, weshalb ich die Annahme bezweifle),

so würden die Paßuntersuchungen allein zur Verfärbung genügt haben. Oh, ihr grundgütigen Götter! Am äußersten Ende der Welt so ein Getue um etwas so Kleines und politisch noch dazu Ungefährliches wie ein Kind des dort unbekannten S H S! Ich mußte ein Lichtbild hinterlassen („es kann so häßlich sein, wie Sie wollen!“ tröstete mich die Beamtin, und ich suchte das fürchterlichste Liebhaberbildchen aus dem Koffer heraus), einen langen Bogen ausfüllen, mein Geld mit Verlust aus australischem in neuseeländisches Geld umwechseln und endlich zehn Pfund hinterlegen, damit man mich — im Notfall — wieder loswerden konnte. Da ich den Kreditbrief mit restlichen 300 Yen in der Tasche hatte, gab ich ruhig mein gewechseltes Bargeld und trabte, mein Gepäck versetzend, sehr vergnügt durch die Stadt. Als ich aber zu einer Bank ging, um den Kreditbrief einzutauschen, wurde mir gesagt, daß man mit Japan keinerlei Verbindungen unterhalte und daher auch nichts in Yen ausbezahle.

Da stand ich im fremden Lande mitten auf der Straße und hatte nur drei Schillinge als einziges Betriebskapital!

## Das Kreuz des Südens.

Fünf Tage hatte das Schiff Verspätung gehabt, und nun, in Wellington angekommen, vernahm ich, daß ein großer Bahnstreik die Verbindung zwischen der Stadt des Südens und der des Nordens unterbunden hatte. Nun war all mein Hasten vergeblich gewesen.

Zum Schluß begab ich mich zu den beiden Damen von Dominion Paper und von der Evening Post, die mir sehr liebenswürdig mit Rat und Tat beistanden und durch deren Vermittlung ich, nach einigen Tagen, auch die Ausbezahlung meines Kreditbriefes erhielt. Schwerer war es, eine Wohnung zu finden, denn infolge des Streiks war Wellington übervölkert, aber endlich erklärte sich Miß Chamasa, die Leiterin des Quaker Home, bereit, mich eine Woche lang zu behalten.

Die Quaker sind eine amerikanische Sekte, die sich immer in Grau kleidet, sich gegenseitig du sagt, allem Vergnügen abhold und eine starke Gegnerin des Krieges ist. Das Heim aber war reizend geleitet, die Kost gut, das Zimmer behaglich und die Dame machte mir überdies einen Extrapreis. Das Haus lag inmitten eines Rasens ganz oben auf einem der Hügel um Wellington. Man fuhr mit einer Zahnradbahn bis nach Kelburn, der letzten Haltestelle, aber einmal oben war die Aussicht über das Meer, die unzähligen Hügel und die ansteigenden Häuschen wunderschön. Was den Ausblick damals noch verschönte, war der Umstand, daß der Ginster in vollster Blüte

stand und die Hügel dadurch in ein goldiges Gelb getaucht wurden, das zum tiefen düsteren Grün der langnadeligen Araucaria und dem Hellgrün der Baumfarne in starkem Gegensatz stand, der durch das Blau des Himmels und dem Graublau des Meeres noch betont wurde.

Berüchtigt ist der Wind von Wellington, und mehr als einmal mußte ich meine Erika (die ich selbstredend abholte), mitten auf der Straße niederstellen, um meinen sonst sehr fest sitzenden Hut mit beiden Händen zu halten. Dabei flogen beinahe Erika, Hut und ich dennoch ins nahe Meer.

Die Leute, die nach Neuseeland ausgewandert sind, gehören einer höheren gesellschaftlichen Stufe als die Einwanderer Australiens an, daher sind Sprache, Auftreten, Lebensanschauung, Hauseinrichtung vornehmer und jedermann von ausgesuchter Höflichkeit. Neuseeland ist Englands Wickelkind, fern von der Mutterbrust gelegen und daher etwas verzärtelt, und die Neuseeländer hängen am Mutterland mit einer blinden Liebe, die rührend und manchmal auch ein wenig unangenehm ist. Der Australier wünscht immer — und spricht es offen aus — als Kolonie ganz unabhängig zu sein, macht sich lustig über die ausgewanderten Briten, spottet über den Oxfordtonfall und fühlt sich, insbesondere körperlich, über die Kinder des kalten Nordens erhaben. Die Neuseeländer aber bestellen alles aus England, ahmen alles nach, leben mit jedem Mitglied des königlichen Hauses mit und sind weit britischer als die Briten. Aus diesem Grunde waren sie damals — aus Ueberlieferung — sehr deutschfeindlich, und das erschwerte mir den Weg. Mit Engländern, mit denen ich in China oder Japan zusammengekommen war, hatte ich nie Unannehmlichkeiten gehabt. Einer sagte mir einmal auf dem Postamt:

„Wenn wir kämpfen, so tun wir es aus Leibeskräften, aber wenn wir ausgefochten haben, geben wir dem Mitkämpfer die Hand, und die Sache ist vergessen. Wir haben's ja ausgetragen."

Die Neuseeländer aber hegten noch bitteren Groll, der indessen nie persönlich wurde. Gegen mich waren alle ganz reizend, und nach einer Woche schied ich mit sehr großem Leid von Wellington, in dem ich mich unglaublich wohlgefühlt hatte. Es war nicht nur das liebenswürdige Entgegenkommen schuld daran: es gibt Orte, die einem zulächeln und das Herz schon mit ihrer Luft, ihrem Gestein erfreuen.

## Durch Maoriland.

Die Südinsel, die sehr kalt ist, hat schon den Charakter unserer Alpenwelt und die schneegekrönten Häupter, so nahe

den weiten Seen, düsteren Schluchten und seltsamen Wäldern, erhöhen das Großartige des Eindrucks. Schafherden bedecken die niedrigeren Abhänge. Der Kea, der neuseeländische Papagei, der einmal Pflanzenfresser war und nun Fleischfresser geworden ist, läßt sich im einsamen Felsgebiet nicht selten auf ein Lamm herab, das er in den Abgrund schreckt oder dem er bei lebendigem Leibe den Rücken aufreißt, um das Nierenfett herauszufressen.

Schön ist — neben den dicknadeligen Araucarien — das sogenannte Lämmergras, das aus einiger Entfernung auf dem Felsen genau wie ein schlafendes Lämmlein aussieht; aber zu den echten Pflanzenwundern gehört die Pflanzenraupe. Der Same einer Pflanze bohrt sich in den Leib einer ziemlich dicken Raupe ein, ergreift Besitz von der Raupenhaut und füllt sie mit den eigenen Wurzeln, so daß aus einem Tier langsam eine Pflanze wird. Das Stäbcheninsekt dagegen hat Pflanzenform, ist in Wahrheit aber Tier. Man findet zwanzig Zentimeter lange Insekten, so braun und so dünn und genau so knotig da und dort wie ein verdorrter Zweig, und nur die dünnen, langen Beine lassen, wenn sie sich bewegen, erkennen, daß es sich um ein Tier handelt.

Die Vögel sind fast alle flügellos. Sie laufen blitzschnell über den Erdboden hin und haben Federn, die eher Haaren gleichen. Vor nicht allzu vielen Jahren (vor Ankunft der Weißen allerdings) hatte man auf Neuseeland noch die Moa. Das war ein Riesenvogel, von dem noch zahlreiche Skelette vorhanden sind und der weit größer als der Strauß war. Die Beine allein wirkten wie Baumstämme, und auf dem langen Hals saß ein kleiner, fast gehirnloser Kopf. Heute besteht von dieser Abart nur der braune Kiwi. Das Weibchen legt ein so großes Ei, daß es oft daran zu Grunde geht; ist es aber glücklich zutage gefördert, so ist das Tierchen zu erschöpft, um etwas tun zu können, daher setzt sich der Herr Kiwi aufs Ei und brütet es aus. Kiwis dürfen nicht geschossen werden, da ihre Zahl erschreckend abgenommen hat.

Die Tuotara ist ein Rest der alten Dinosaurier, glücklicherweise aber nur klein. Die inneren Organe gleichen denen der Schildkröte, das dritte Auge, etwas über den beiden anderen, ist in jeder Hinsicht vollendet, aber eine leichte Haut ist darübergespannt; die Tuotara ist das älteste Lebewesen aus der Urzeit der Welt. Das Tier liegt vierzehn Monate im Ei, ehe es auskriecht, und dann kriecht das zollange Ding zurück in die Schale und verbringt den Winter darin. Das ausgewachsene Tier hat eine Länge von zwölf bis vierzehn Zoll, ist etwas faul und blickt auf eine Ahnenreihe von vielen Millionen Jahren zurück.

Diese völlig fremde Tier- und Pflanzenwelt macht den Hauptzauber der Insel aus, die Gott Maui eines Tages aus dem Meere gefischt haben soll und die daher auch der „Fisch Mauis“ genannt wird.

Die ganze Fahrt ist prachtvoll in der Tat, denn die Bergformen sind ganz merkwürdig, da spitz wie ein Zuckerhut, dort zerklüftet, drüben rundgeschliffen wie vom Schleifmesser eines Riesen. Die Ortschaften verschwinden unter Palmen (besonders der sogenannten, kronenbuschigen Kohlpalme) und hinter dem akazienblättrigen, aber feiner gefiederten, dunkleren Miro. Da und dort sieht man die Nikaupalme, die einzige Palmenart, die man bis zum 42. Grad herab findet. Obschon eigentlich der gemäßigten Zone angehörend, hat die Nordinsel subtropische Pflanzenwelt und beinahe subtropisches Klima.

## Im christlichen Heim.

Der Zug erreichte Auckland um sieben Uhr früh an einem Tage des letzten Aprils oder des vorletzten, dennoch war es ungewöhnlich kalt, und auch eine Tasse Tee im Heim machte mich nicht wärmer. Ich durchwanderte alle Straßen, die bald aufwärts, bald abwärts gehen, wunderte mich über die großartigen Bauten, ärgerte mich über die krankhafte Sonntagsruhe und landete fröstelnd auf der breiten Brücke, die den Dominiongrund überschaut. In der tiefen und breiten Schlucht mitten im Stadtgebiet wuchsen die merkwürdigsten Sträucher, Ranken und Bäume, die meine Neugierde erweckten, und aus dem Gewirr brachen, vom Sonnenlicht geküßt, die hohen Baumfarne wie hellgrüne Feenschirme.

Zu Mittag sitzt man nicht an einem gemeinsamen Tisch, sondern man nimmt sich eine Holztasse, legt Teller, Besteck, Butterteller, Schale und ein Wasserglas darauf und macht dem Büffet entlang seine Bestellungen. Dann wählt man sich ein Tischchen, ißt und zahlt an der Kasse. Praktisch ist es. Sehr behaglich oder billig ist es nicht.

Abends führte man mich auf ein Zimmer, in dem schon vier Mädchen lagen. Die Fenster blieben offen, und es gab nur drei Wolldecken. Das war für mich entscheidend. Am nächsten Tage suchte ich acht Stunden lang ein Zimmer und fand es, wenn es auch klein wie eine Mausfalle war und nur Kerzenbeleuchtung hatte.

Am folgenden Morgen besuchte ich Miß Jones vom „Auckland Star“, die Leiterin des Frauenteils der Zeitung, die sehr nett über mich berichtete und mich mit einer Dame bekannt machte, durch deren Rat ich zu einem behaglicheren und billigeren Zimmer kam. Ich durfte unten auf dem Gasring

kochen, was sehr angenehm war, mich aber nicht zu mehr Leistung als zum Bähen altgewordenen Brotes und zur Teezubereitung antrieb. Für größere Kocherei besaß ich auch nicht das Geld, nachdem mein Finanzminister sechs bis acht Pence (ungefähr einen halben Schilling) für Verköstigung gestattete. Für das sehr helle Zimmer, das den Hof einer Schule überblickte, zahlte ich zehn Schillinge wöchentlich, so daß ein Pfund alles, auch kleine Extraausgaben wie Zwirn, Papier und so weiter deckte. Ich wusch mir alles selbst im Badezimmer und räumte auch das Zimmer allein auf. Eine Zeitlang bewohnte ich das ganze Haus allein, später zog in zwei weitere Räume eine Mutter mit ihrem dreizehnjährigen Sohn. Der Junge war nicht ganz vierzehn und verdiente schon ein Pfund wöchentlich als Geschäftsjunge, der zeitweilig auch Abschriften anfertigen mußte. Er war nicht wenig stolz darauf und hatte außer seiner Beschäftigung auch Liebhabereien. Er schnitzte und war Münzensammler. Ich schenkte ihm einiges Geld. Kinder werden früh selbständig in den Kolonien.

## Vor den höchsten Magistratsherren.

Ich bin von Natur sehr schüchtern — das glaubt mir der Leser, der meine Abenteuer liest, vielleicht gar nicht — und wenn ich gewußt hätte, daß der Herr, an den ich so kühn geschrieben, eine führende Rolle in Aucklands Geschicken spielte, würde ich eine solche Bitte nie gewagt haben, so aber bat ich ihn — da ich nur von seiner botanischen Tätigkeit gehört hatte — mir die Pflanzen Neuseelands zu erklären, und er machte wirklich einen langen Rundgang mit mir und ging auf das liebevollste auf die Eigenart jeder Pflanze ein. Ich legte mir daher ein Pflanzenalbum an, das über achtundachtzig Arten einschließt — eine schöne Ernte viermonatiger Sammlung.

Nicht genug damit, lud mich Herr P. auch einmal zum Lunch ein, und wir fanden warme Seelenanklänge, wo wir sie gegenseitig nicht vermutet hätten: er hatte einen dicken Hund, der seines Herrn Stolz und Abgott war und von dessen Seelenleben er mir erzählte, und da ich auch einmal einen Hund gehabt hatte mit ähnlichen Erscheinungen von Tiefdenken, so besprachen wir den Wert der Vierfüßler, verglichen mit dem der Menschen, und gelangten zum Ergebnis, daß die Enttäuschungen mit der Mehrzahl der Beine abnahmen. Ich persönlich bin überzeugt, daß mich mein Hund viel selbstloser geliebt hat, als es mir je bei Menschen aufgefallen ist, obschon sehr viele sehr gut gegen mich gewesen sind . . .

Aber Güte ist eben nicht Liebe.

Dann kehrten wir mit vollem Magen und voller Ueberzeugung zu den Bäumen Neuseelands zurück, die so eigenartig sind, weil es sich bei ihnen um Reste eines gesunkenen Landes handelt. Vor 3 000 000 Jahren soll Neuseeland der Teil eines riesigen Aequatoriallandes gewesen sein, der sich aus irgend einem Grunde nicht so sehr zerbröckelte und der auch so allmählich das glühende Tropenklima einbüßte, daß sich die Pflanzen ganz langsam an die Veränderung gewöhnten. Palmen ertrugen so das kalte Klima, immergrüne Bäume widerstehen dem leichten Frost des Neuseelandwinters, und daß auch das Innere einmal größer und eine Wüste gewesen sein muß, verrät der Umstand, daß die sogenannte Sellerfichte die ersten echten Blätter nach achtzehn Monaten endgültig abwirft und von da ab nur die Blattstengel als Laubwerk trägt. Man findet auf der ganzen Welt nur drei verwandte Arten: eine auf Fidschi, eine auf Sumatra und eine auf Neuseeland. Das Holz enthält einen roten Farbstoff und die Rinde 25 Prozent Gerbstoff. Die verdünnte rosa Abart soll von Reichsdeutschen in Mengen ausgeführt und für Damenhandschuhe verwendet worden sein.

Die Araucarien, die man nur in Südamerika und in Australien findet, stammen aus der jurassischen Periode und werden nach dem wilden Volksstamm des heutigen Chile, den Araucariern, so genannt, weil diese den Spaniern so verzweifelten Widerstand geleistet und so stachelig und unnahbar wie diese Bäume waren.

Miß Jones vom Auckland Star besuchte manchmal ein kleines Speisehaus, im ersten Stock eines Baus der Hauptstraße gelegen, in dem nette Mädchen in schwarzen Kleidern und mit weißen Schürzen und Häubchen bedienten, und wo man einen ausgezeichneten Rindfleisch- und Nierenpudding erhielt, dem ein noch besserer Kaffee folgte. Eines Tages bat sie mich, meinen berühmten Götzen (nun war er schon berühmt geworden!) mitzubringen, da ein Geistlicher der anglikanischen Kirche sich dafür interessiere. Ich tat, wie geheißen, und um elf Uhr vormittags trafen wir uns alle im Rindfleisch- und Nierenpuddinghaus. Zu meinem angenehmen Erstaunen war der Pfarrer der Dreifaltigkeitskirche so heiter und liebenswürdig, daß ich mich sofort zu ihm hingezogen fühlte, und seine Frau, eine ungewöhnlich große und stattliche Erscheinung, hatte bei aller Jugend etwas Mütterliches, das wohltat. Der Junge war hübsch und sonst wie Jungen sind...

Daß Kinderseelen engelrein sind, will ich — mit einer gewissen Zurückhaltung — als Wahrheit hinnehmen, aber das ist an ihnen wohl auch alles, was im entferntesten an einen Engel erinnert. Persönlich liebe ich Menschwesen unter acht-

zehn mehr auf Ansichtskarten als um mich. Auf Ansichtskarten sind sie nämlich bedeutend wohltuender für meine lautempfindlichen Nerven. Ich bin mehr als einmal drei Gassen zu weit gegangen, nur um einem Wesen zu entgehen, das sich einbildete, durch Zuspitzen der Lippen im Weltall einen angenehmen Lärm zu erzeugen. Es ist mir immer aufgefallen, daß Menschen, die geistig hochstehend sind und bei denen der Kopf arbeitet, die übrigen Auswüchse des Leibes im Ruhestand erhalten. Ein gesundheitsstrotzender Mann muß immer trommeln, pfeifen, scharren (wie ein Pferd vor der Krippe, auch bei Konzerten) oder sich sonst irgendwie davon überzeugen, daß er lebendig ist. Ich liebe Menschen, die wie Buddha in der Betrachtungsstellung verbleiben oder wie Dharma, die sieben Jahre vor der Mauer blieb. Ich habe es in der Hinsicht selbst weit gebracht und dabei doch viel gesehen . . . .

Nach Bestaunung Li Tie Guais, von dem behauptet wurde, daß ein derartiges Stück selbst im Britischen Museum fehle (in der Ausführung und gerade aus Speckstein!) und dem Bekanntwerden mit anderen Größen Aucklands, verließen wir vereint das Puddinghaus und Reverend Coats forderte mich auf, ihn in der Rosengasse zu besuchen, ja, am besten gleich mitzufahren. Nach einigen Tagen erhielt ich die Einladung, aus meiner ungemütlichen Bude ganz zu ihnen in das Pfarrhaus zu ziehen, und nachdem ich eine Weile überlegt hatte, ob ich solch eine Last jemand aufbürden durfte (Schriftsteller mit ihren Eigenheiten sind immer eine gewisse Last und damals hatte ich die Tugend der Ordnung noch nicht entwickelt), gab ich dem freundlichen Zureden nach und erschien eines Freitags in meinem neuen Heim. Die Herzlichkeit des Ehepaares und der Luftkreis des Friedens taten mir unendlich wohl.

Unglücklich war ich in meinem Zimmer nicht gewesen, denn oft hatte ich schlechtere Räume bewohnen müssen und vor allem — o Qual! — lautere, aber eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich meiner, so oft ich den sonnigen und abends elektrisch beleuchteten Raum betrat. Ich bin heute noch von dem Gedanken durchdrungen, daß in jenem Zimmer jemand einmal Selbstmord begangen und so die Luft mit unsichtbaren Kummerwellen vergiftet hatte.

Nun wohnte ich oben in der Rosengasse auf dem Kamm der Stadt, im Pfarrhause, und aß einmal so, wie ein Christenmensch (und selbst ein armer Heide) essen soll, wenn er darauf Wert legt, etwas zu leisten. Leben kann man — zur Not — auch von Tee und Brot, aber man merkt den Werken bald die Leere des Tees und die Schwere des Brotes an. Besser gefüttert und weniger oft verschreckt und gramgebadet, hätte ich

sicher weitaus Besseres geleistet, aber mein erreichbar Bestes zu geben, habe ich nie unterlassen — nicht wenn ich krank, nicht wenn ich unglücklich, nicht einmal als ich vor dem Selbstmord war. Darin war ich wie eine Magnetnadel, die ewig nach dem Norden weist.

Wieder begann für mich in neuer Umgebung ein völlig neues Sein. Morgens kam ein anderer Pfarrer, ebenfalls ein hochgebildeter Mann, und wir eiferten über Glaubenssachen. Nie verbittert, immer ergründend und doch mit einem Hauch von Begeisterung. Männer können immer die Ansicht eines anderen Menschen ruhig anhören, prüfen, meinetwegen verwerfen, aber darüber weder Aerger noch Enttäuschung empfinden. Ich fühlte nie Bitterkeit, so verschieden unsere Anschauungen waren. Frau C., als wirklich strenggläubige Christin, konnte sich nie so unpersönlich einstellen. Sie versuchte stets ein wenig Bekehrungsversuche anzustellen, aber ein blinder Glaube ohne inneren Beweis der Wahrheit des Geglaubten ist mir nie möglich gewesen. Ich bin der ewig Suchende, der prüft und forscht und von der Frage des Seins nie hinweg kann und der dennoch keine ganz befriedigende Antwort findet, außer im Glauben an ein unfehlbares Gesetz, das alles lenkt von den Sternen bis zu den Ameisen und das streng an Ursache und Wirkung gebunden ist — keine Bevorzugung gestattet, wie der christliche Glaube es durch Fürbitten, ununterbrochene Gebete und so weiter hoffen läßt. Vielleicht habe ich zu oft nutzlos gefleht, um Vertrauen zu haben.

## Die Sonntagsjause.

Jeden Monat einmal versammelten sich die halbwüchsigen Knaben der Pfarre bei ihrem Pfarrer, aßen eine sehr gute Jause und spielten Spiele. Diesmal wurde ich gebeten, ihnen etwas zu erzählen, und Herr C., der sich meiner Sprachkenntnisse freute, hatte eine ganze Menge sehr schmeichelhafter Dinge über mich zu sagen, so daß die Jungen scheinbar mit der Ueberzeugung weggingen, jemand Außergewöhnlichen getroffen zu haben. Nach dem Abendgottesdienst hörte Herr C., wie die Jungen ihren Eltern vom Nachmittag und vorwiegend von mir erzählten, die Sprachen nannten, die mir geläufig waren, meine Mal- und anderen Kenntnisse und meine Reisen. Da sagte eine einfache ältere Frau, ihren Schal fester um die Schultern ziehend:

„O, du meine Güte, wie unangenehm, eine solche Person kennen zu lernen!“

Darüber lache ich noch heute. Es hilft auch meiner Bescheidenheit.

An einem Dienstagabend, an dem Nähversammlung für die Jungfrauen war — einzelne davon wohl schon jenseits des Versuchungsalters, wenn es so etwas im wechselvollen Menschendasein gibt — erzählte ich wieder von meinen Reisen und Erfahrungen und diesmal mit mehr Glück, denn sie fragten nachher eingehend nach Einzelheiten, und das ist der beste Beweis echter Befriedigung und Anteilnahme.

## Im Pfarrhaus zu Takapuna.

Es kam eins nach dem anderen: Besprechungen mit Blättern und Leuten, Einladungen, Studienausflüge und endlich ein Bekanntwerden mit Quakern und jenen Leuten, die sehr gegen das Kriegführen waren. Ich bin selbst eine begeisterte Kriegsfeindin. Ich, die ich den Krieg von allen Seiten aus gesehen hatte, alle Stimmen darüber gehört, alle Laster, die er zeugt und den Krebsschaden, der ihm immer folgt, beobachtet hatte und der es klar geworden war, wie eine von der Massenhypnose zum Werkzeug verwandelte Volksmasse blindlings Vermögen, Gesundheit, Söhne, Zukunft hingab, um ein paar Reichen angenehm zu mehr Kapital zu verhelfen oder um den Ehrgeiz einzelner auf die Beine zu stellen, ich willigte sofort ein für den Weltfrieden zu sprechen, obschon mich das mehr aufregte als gewöhnliche Vorträge, weil man über Ideale sprach, nicht über Unterhaltungsstoff, weil man auf Gegner gefaßt sein mußte und weil ich nichts sagen wollte, was das gute Einvernehmen unter den einzelnen Völkern zu stören imstande war. Durch den beabsichtigten Vortrag in der Quakerhalle aber kam ich mit dem anglikanischen Pastor von Takapuna jenseits der Auckland-Bay zusammen. Es war das ein schon gereifter Mann mit sehr abgeklärten Ansichten, der auch selbst Vorträge hielt, schriftstellerte und für den Völkerbund arbeitete.

Am Nachmittag hatte ich vor einem Frauenklub gesprochen (das Nervenkitzelndste was es gibt, denn schon die Augen dieser streng richtenden Damen, die im Privatleben oft die Güte selbst sind, sind medusisch), und nun fragte Herr M. schon bei unserem ersten Bekanntwerden, ob ich einen Vortrag in einer Kirche halten könnte. Nein wollte ich nicht sagen, also sagte ich ja.

Ueber diesen Abend muß ich noch in der Erinnerung lachen, denn während der Ueberfahrt sprachen wir über Politik im allgemeinen und über den Friedensvertrag im besonderen, und als wir uns Takapuna in dem komischen Zug, der teils Elektrische, teils vorsintflutliche Straßenbahn schien, näherten, wußte ich noch immer nicht, worüber ich eigentlich sprechen sollte. Ueber Missionswesen. Gut und schön, aber nach dem, was ich im

Osten gesehen hatte, entstand viel überflüssiger Streit gerade infolge der Missionen. Auch hatten zum Beispiel die amerikanischen Missionare stets das beste Haus, das behaglichste Dasein. Und meine theosophischen Ansichten (oder meine buddhistischen) ließen mich ungern über Sachen sprechen, an denen ich innerlich Anteil nahm. Warum sollte ein Glaube nicht so gut wie ein anderer sein, besonders in Ländern, wo der ursprüngliche Glaube rein und tief war und dem Volke angepaßt schien? Was war aus den Peruanern geworden, die doch seit vierhundert Jahren „bekehrt“ waren und die gewiß als Sonnenanbeter sittlicher gewesen, schon deshalb, weil jeder, der sich an einer Sonnenjungfrau vergriff, lebend begraben, seine Sippe ausgerottet und sein Dorf dem Erdboden gleichgemacht wurde. Andrerseits . . . .

„Der Vortrag soll vom Leben der Frauen handeln und darf nicht theosophisch sein!“ meinte Herr M. zehn Schritte vor der Kirche. Die Glocke bimmelte schon, und die Organistin legte den Fuß aufs Pedal. Mir stiegen die Haare zu Berge.

„Soll ich über China sprechen?“ fragte ich, und der Pastor nickte. Während des ersten Liedes dachte ich krampfhaft über die wichtigsten Punkte nach, schied die Schafe von den Böcken (das Erlaubte vom Unerlaubten) und trat, als ich aufgefordert wurde, auf die erste Treppe unter der Kanzel.

Alles geht, wenn man will, und die Grundzüge aller Religionen gipfeln schließlich endlich im Guten, in Selbstverleugnung, in Bruderliebe und in dem Wunsche, von der Macht der Sinne frei zu werden. Ich erzählte von den Leiden der Frauen und von den Idealen, die anzustreben waren. Man fand, daß ich einen guten Missionsvortrag gehalten hatte. Der Himmel ist vielfarbig, je nach der Beleuchtung, aber immer ist er das, was über uns ist . . . . Amen!

## Die tragische Geschichte vom Huhn.

Nach dem Vortrag begaben wir uns ins Pfarrhaus, in dem aber leider die Hausfrau leidend im Bette lag. Ein kleiner, angenommener Junge und die sechzehnjährige Tochter richteten den Tisch, und wir setzten uns zum Abendbrot nieder, vor uns — sehr lecker aussehend — ein gebratenes Huhn auf weißer Schüssel. Wie die meisten Gelehrten war Herr M. den praktischen Dingen dieser Welt abhold, und er betrachtete das unzerlegte Huhn, das zu zerlegen nach englischer Sitte Aufgabe des Hausherrn ist, mit unfreundlichen Blicken, dann schliff er das Messer am Tellerrand, erhob sich feierlich wie zu einer Predigt und steckte die Gabel in unseren Braten. Das war aber auch alles, was das Huhn zu gestatten bereit war.

Nach einigen Versuchen wandte er sich an mich:
„Können S i e ein Huhn zerschneiden?“

Nun wußte ich wohl, zu welcher Abart ein Huhn zoologisch gehört, nicht aber, wie man es anatomisch zerlegen soll, und daher lehnte ich die Aufgabe ab. Die Tochter näherte sich, nach strenger Aufforderung, mit berechtigtem Mißtrauen dem braunen Ding auf dem Tisch, holte indessen das lange Küchenmesser, begann . . . und landete das Huhn unzerschnitten auf dem Tischtuch. Es endete damit, daß Herr M. das Schwanzende hielt und wir mit beiden Händen an Flügeln und Beinen rissen, und selbst da lief uns der Schweiß herab, ehe wir jeder mit einem Stück im Besitz blieben.

Es ist eine wahre Geschichte, daß von einem Dinge die Teile wie das Ganze sind, und die Henne weigerte sich auf dem Teller so hartnäckig gegen Messer und Gabel wie im einstigen Ganzzustand. Der Junge wurde in die Küche geschickt, um dort in Einsamkeit nach Art unserer affigen Vorfahren vorzugehen, aber auch wir fanden uns bald bemüßigt, die Zähne zu gebrauchen und den Knochen mit aller Kraft mit den Händen fest zu halten. Immer unterdrückte ich tapfer das Lachen, doch als der Pfarrer aufstand und mit bedauerndem Kopfschütteln erklärte, seinen besseren Satz Zähne aus dem Schrank holen zu müssen, war es vorbei. Da lachte ich bis zu Tränen.

Obschon wir höchst wenig aßen, schmeckte mir dieses Huhn wie nur selten eins.

## D i e F a h r t n a c h H e n d e r s o n.

An eine andere lustige Episode mit Herrn M. erinnere ich mich. Um dreiviertel sieben eines Abends, bald nach dem öffentlichen Vortrag über Weltfrieden, klingelte er an und fragte, ob ich ihn in zehn Minuten nach Henderson begleiten und dort einen Reisevortrag halten könnte. Ich stand auf dem Stuhl neben dem Fernsprecher (zu klein, den Trichter sonst zu erreichen), die Serviette in der Hand, denn wir waren eben beim Speisen. Ich sagte ja, sprang herunter, kleidete mich schnell in die einzige Vortragshaut, ein braunes Seidenkleid aus Botschaftstagen, und saß eine Viertelstunde später im Wagen.

Nun hatten wir uns immer viel zu erzählen und allerlei Interessantes zu besprechen, denn Herrn M.'s Kenntnisse waren sehr vielseitig, und in wachsender Begeisterung vergaßen wir immer wieder, daß der Weg nach Henderson über eine elende Straße voll Ruckeln geht und daß ein Kraftwagen uns darüber hinweg beförderte. Mitten in unserer Begeisterung flogen wir vom Sitz auf und mit einem wahren Mordskrach gegen das

harte Dach des Gefährts. Es wundert mich, daß uns Verstand genug blieb, noch zu sprechen, als wir nach einer Stunde finsterer und abenteuerlicher Fahrt in Henderson ankamen. Herr M. sprach zuerst und fuhr sofort zurück. Ich übernachtete in Henderson, wo sehr viele Jugoslaven ansässig sind und Damar suchen (das herrliche Harz der Kauripinie). Sie wohnen indessen in der Umgebung, und ich suchte sie nicht auf, weil ich nicht wußte, welche der drei Sprachen sie sprechen würden und ob ihr Entzücken über mich letzten Endes so groß sein würde.

Von diesem sonderbaren Umstand, daß man heute in Europa eine Paßheimat und eine andere Sprachheimat haben kann, hat man in Ausland keine Ahnung, und das können die guten Neuseeländer und viele andere Völker nicht begreifen. Nirgends auf der Welt beinahe (außer in Sydney) fand ich einen Konsul, aber jede Behörde ist mir aus dem einen oder dem anderen Grunde ein wenig Tante (und wie solche nicht immer zu freundlich), nur die britische nicht, aber wenn ich wirklich in Verzweiflung war, lief ich als Frau zum Löwen, und er beschützte mich.

## Die Maoris.

In Auckland oder Wellington selbst sieht man nur vereinzelte Eingeborene. In der Regel sind es Mischlinge, die indessen oft eine bessere Kreuzung verraten, als dies in solchen Fällen sonst vorkommt — vielleicht weil die Maoris Polynesier sind und diese vor etwa dreitausend Jahren aus Nordindien eingewandert sein sollen, also doch Arier und eine uns daher seelisch und körperlich verwandte, wenn auch dunkle Rasse sind. Will man die Maoris in ihrer Ursprünglichkeit in ihren Whares oder Hütten finden, so muß man sich schon dem Busch anvertrauen und unter Baumfarnen, dem nadelartigen Rimu und der schönen Kahikatea, dahinwandern, ehe man sie entdeckt. Vieles aber von ihrem Denken ist in die Sprache übergegangen, und die enge Berührung mit den Eingeborenen, zwischen denen nicht wie an anderen Orten, eine so scharfe Farbgrenze gezogen ist, hat einen gewissen mystischen Zug in die dortigen Weißen gebracht. Geht man durch den Abendwald und singt man zufällig (doch nicht ich, deren Stimme einem von Bronchialkatarrh befallenen sterbenden Hahne gleicht), so heißt es augenblicklich:

„Nicht singen, denn es reizt die Elfen; sie glauben da leicht, man verspottet sie.“

Um sie abzuschrecken, ruft man auch wohl:

„Flüsternde Geister des Westens, wer brachte euch in unser Land? Steht auf, steht auf und entfernt euch, ihr flüsternden Geister des Westens.“

Ebenso wenig kann man an einer Pohutukawa mit ihren stark gesenkten Aesten vorbeigehen, ohne sich zu erinnern, daß an solch einem Baum herab die Geister zum äußersten Rand des nördlichsten Kaps klettern und von dort aus nach Te Reinga springen, das auf dem Meeresgrund gelegen zu sein scheint. Einmal stieg eine Frau, die noch nicht tot war, in Te Reinga hinab und sah drei Wächter um ein Feuer gelagert. Schnell ergriff sie eine Fackel und eilte in das noch feuerlose Land der Lebenden zurück, verfolgt von den Wächtern, denen sie Kumara (Süßkartoffeln) zuwarf, um sie abzulenken, doch sie erreichten sie. Da schleuderte sie den Feuerstab hinauf und er blieb am Himmel hängen, von wo er uns noch leuchtet.

Läuft die Gänsehaut über den Rücken eines Bekannten und schüttelt er sich, so sagt man augenblicklich, der Geist seiner Vorväter sei warnend in ihn gefahren.

Die Sprache der Maoris ist melodisch, ähnelt der der Hawaiier und hat schöne Vergleiche. So sagt man für Aequator „Sonnenkreuzungsplatz“, für Mars „der Rotgesichtige“, für einen Kometen „Vogel der Sonne“. Sie haben auch weise Sprichwörter: „Wenn die Trommel zum Fest schlägt, laß dein Trommelfell nicht dick sein!“ oder „Er bleibt ein Papagei, ob er gebraten oder roh gegessen wird“, oder „die Größe deines Fisches hat dich abspenstig gemacht“ (dein jähes Glück machte dich übermütig), „er ist den Pohutukawabaum hinabgeglitten“ (gestorben).

Köstlich ist es auch, daß die Maoris „Feensand“ für Zucker, „Feenbimstein“ für Kuchen sagen.

## In Rotorua — dem „dünnen Kratersee“.

Eines Tages erhielt ich eine Einladung des Pastors von Rotorua, im Herzen des echten Maorilandes, das sich mitten im Geisergebiet befindet, auch dort über Weltfrieden, japanische Kunst und meine Reise im allgemeinen zu sprechen, und eine Woche sein Gast zu sein. Mein Bündelchen war schnell geschnürt, und um acht Uhr früh saß ich im Zuge, um erst gegen Abend meinem Ziele näherzurücken. Wir machen uns hier keinen richtigen Begriff von den Entfernungen. Rotorua liegt abzweigend von der Hauptstraße mitten zwischen Auckland und Wellington, und so klein die Insel auf der Karte auch aussieht, in Wirklichkeit fährt man von einem Ort zum anderen im Eilzuge so lange wie von Wien bis Hamburg und hat noch nicht das Ende der Nordinsel erreicht.

Die Fahrt ist herrlich, denn einmal dehnen sich Landbesitzungen mit Aeckern, Wiesen voll Herden, dichter Busch

vor dem Beschauer, einmal klettert der Zug die Felsen empor und ist von braunen Steinmassen umgeben, aus denen aber die Tistaude mit ihren weißen Blüten, viele Flechten und Moose, zahllose seltsame Schlingpflanzen und viele Wässerchen brechen, die in kleineren und größeren Fällen das Bild verschönen.

Das Heißquellengebiet liegt tausend Meter über dem Meeresspiegel. Jetzt, im Juli, also mitten im südlichen Winter, fand man in den Sprüngen glitzernde Reifmassen, und abends war der Boden des Ortes von Rotorua schneeweiß von Frost, obschon es nie schneite. Ich wurde abgeholt und saß gar bald im warmen Pfarrhaus bei der beinahe blinden alten Dame, deren Schwester in Deutschland verheiratet war, weshalb ich hier auf keinerlei Vorurteile stieß. Ins Bett wanderte ich mit einer Wärmflasche, aber den Vorschlag, bei offenem Fenster zu schlafen — etwas chronisch Britisches und das einzige, woran ich mich nie gewöhnt habe — lehnte ich dankend ab. Mir ist lieber viel weniger Luft und etwas weniger Kälte. Ich bin ja kein Walfisch, der sich auf einmal mit einer großen Menge Luft anfüllt . . . .

Jeden Abend sprach ich irgendwo anders, am Mittwoch über Weltfrieden, und es war trotz des Ofens so kalt im Saale, daß meine Zähne zum Schluß klapperten und die Besucher an Stelle eines Muffs eine Wärmflasche in der Hand hielten. Man spricht nämlich in den Antipoden wohl nur eine Stunde, aber man hat nachher eine sogenannte „Discussion“ oder Besprechung, und die Kraft des Vortragenden zeigt sich erst am Schluß, denn nun muß er nicht nur alle Fragen beantworten, sondern er muß auch den Gegner besiegen. In meiner Familie ist mütterlicherseits ziemlich viel Zungenfertigkeit ein ererbtes Talent, und im Notfall bricht das durch das Schweigen meiner väterlichen erblichen Belastung. Ich habe noch immer meine Gegner niedergeredet, selbst die weiblichen, was bedeutend schwerer ist.

Da hatte ich zum erstenmal Gelegenheit zu sagen, wie ungerecht die Pressenachrichten über Deutschlands Grausamkeit waren, und erzählte von dem schwarzen Heer an der Rheingrenze. Ich bin gegen Rassenmischung, und ich sprach mir darüber fast die Seele aus dem Leib, aber so, daß auch die anwesenden Franzosen nichts einwenden und auch nicht verletzt sein konnten. Mit protzenhaftem Vorkehren irgend welcher Tugend erreicht man im Leben nichts, und wahrer Volkssinn ist der, der den Gegner von selbst — durch die Umstände — zum Ausruf zwingt: „Was für ein großes, starkes Volk!“ Dann nämlich glaubt es der Betreffende . . . .

Ich bin zum Schrecken kosmopolitisch abgeschliffen, aber oft unterdrückte ich eine bissige Antwort, ein heftiges Vorgehen, eine vielleicht wenig großmütige Handlung, weil ich mir sagte:

„Nach dir wird man auf dein Volk schließen — dein sprachliches und dein paßpolitisches, und nicht nur du, sondern alle werden dadurch beschämt werden!“ Das ließ mich in völkischen Zänkereien immer schweigen, so ungern ich es tat, aber oft hörte ich auch, viele Monate später, von ganz anderer Seite, daß man darauf gekommen war, daß deutschsprechende Wesen wirklich nett, bescheiden und hilfsbereit sein konnten.

Sein Volk geistig groß und gut hinzustellen — das ist meiner Ansicht nach die echte und einzig erlaubte Vaterlandsliebe.

## Vor den entschwundenen Terrassen.

Jeden Abend und an manchen Nachmittagen sprach ich, aber immer machten wir weite Ausflüge in die Umgebung; je weiter, desto schöner. Die Leute waren gut und holten mich im Kraftwagen ab, und eines Tages fuhren wir an den beiden Seen vorüber hinaus ins Tal von Rotomahana und über Berge und durch Schluchten zu Fuß bis zum See Tarawera, zu dem vor kaum vierzig Jahren die wunderbaren weißen und rosa Terrassen führten, die ganz aus Tropfstein gebildet und wie Becken waren, in denen sich das Wasser fing, ehe es über den Rand in dünnen Wasserfällen weiterlief und größere, tiefere Becken füllte. Nach Beschreibungen zu urteilen, müssen die Terrassen etwas Wunderbares gewesen sein. Ein furchtbares Erdbeben zerstörte sie Ende der achtziger Jahre.

Aber auch der Gang zum See, dessen Uferabhänge dampfen und in den viele heiße Quellen münden, ist etwas Großartiges. Man geht durch eine Schlucht und dann, aufsteigend, zuletzt auf einer Berghöhe, von wo aus man in den Krater eines Geisers sieht. Man darf sich ihm nie zu sehr nähern, weil er — selbst wenn er lange nicht aufgeschossen war — plötzlich rege werden könnte. Vor Jahren stieg jemand hinab, um etwas am Rande zu suchen, vernahm unerwarteterweise ein Rollen, wich zurück, sah den riesigen, schneeweiß wirkenden Wasserstrahl hochschießen und wurde von den stürzenden, kochenden Massen keine zwanzig Schritte von den verzweifelten Angehörigen in die Erdtiefen gerissen: gekocht!

Aber man braucht nicht vor dem größten der Geiser zu stehen, um vor dem Wirken der Erdgeister Achtung zu bekommen — die kleineren Springbrunnen der Natur, die quaksenden, glucksenden Schlammlöcher, die siedenden Bäche tun

es auch. Mit einem ganz eigentümlichen Gefühl geht man durch die wenig bewachsene, aus den merkwürdigsten Steinbildungen zusammengefügte Schlucht und bemerkt neben sich den hellen Fluß, aus dem ein feiner Dampf aufsteigt, der aber so heiß ist, daß man darin nicht baden könnte. Aus dem Gestein dringt, zwischen zwei Pflanzen, ein feiner, geisterhafter Dunst, in einer finsteren Höhle brodelt es, und man merkt starken Schwefelgeruch; in den Bergen selbst scheint es zu dröhnen wie fernes Kampfgetöse, und ein Wasser kann eiskalt, das nächste siedend sein. Darüber der blaue Himmel, die fremde Pflanzenwelt, ein brauner Maori, der vielleicht noch Menschenfresser war, und endlich der mächtige See Tarawera . . .

Mehrere feuerspeiende Berge umgeben ihn, und einige tragen Schnee, während andere kahl und schwarz aus dem Hellbraun der Umgebung stechen wie ein offenes Maul, das auf Beute lauert. Auf dem Berg Tarawera selbst haust ein böser Geist, und niemand wagt es, den Gipfel zu ersteigen, denn man meint, das entsetzliche Erdbeben, das die Terrassen zerstört und die Erde vielseitig gespalten hatte, entstand dadurch, daß ein Verwegener zum Gipfel des Berges wollte und der Erdgeist ihn mit all dem Schütteln in verdiente Tiefen stürzte. Der See, der heute eine riesige Fläche bedeckt, war damals nicht vorhanden. Schrecklicher Gedanke, auf einem Boden zu stehen, der heute noch, wie die Erde in Urzeiten, ungefestigt ist. Ein Kracher, und es versinken Berge, öffnen sich Schluchten, bilden sich Seen, wo Land war, und schließen Ströme siedenden Wassers zischend vierzig Fuß hoch in die Luft.

Der Wasserfall des Flusses beim noch weit größeren Tauposee ähnelt dagegen dem Rheinfall bei Schaffhausen.

## In Whakarewarewa.

In einer knappen Stunde ist man von Rotorua in Whakarewarewa, einem echten Maoridorf, in dem die Leute noch so leben, wie sie es seit altersher gewohnt sind. Einige machen aus dem knisternden Gras die berühmten, sehr teuren Grasröcke, die bei Tänzen und früher im Kriege, von Männern getragen werden und die so eigentümlich rascheln wie Wind im Schilf. Andere stellen aus feinem Neuseelandflachs (der flüchtig an Sisal erinnert, aber weichblättriger ist und höher wächst und nur auf der Nordinsel vorkommt) die wertvollen Mattenmäntel her, die in alter Zeit unsere Gewänder ersetzten und die mit schwarzen, haarartigen Fasernbüscheln geschmückt werden. Wieder andere flechten sehr hübsche Körbe aus Flachs, dem Harakeke, dessen Blüten einen honigartigen Saft ent-

halten und dessen Blattenden einen Saft ausscheiden, der als Leim und als Siegellack verwendet wird, während die trockenen Blütenstengel so gut und langsam brennen, daß man sie als Fackel benutzt, wenn man nachts weit zu gehen hat.

Es gibt in Whakarewarewa so viele Geiser, daß man kaum weiß, wo man beginnen soll; manche spielen täglich, andere nur einmal in Wochen, doch in den verschiedenen Löchern brodelt es immerzu, und man sieht im Schlamm merkwürdige Bildungen — einmal wie Lotosblüten, einmal wie Birnen. Daher führen die Quellen verschiedene Namen, die eine nach den darin entstehenden Lauten sehr treffend „das grunzende Schwein“ genannt.

Wir traten in mehr als eine Hütte (die dortigen Missionare führten mich), und die Frau eines Häuptlings, die noch blautätowierte Lippen hatte (ohne solche Lippen durfte kein Mädchen heiraten), erzählte uns freimütig von alten Zeiten. Sie erklärte ernsthaft, daß das Haar ihres verstorbenen Gatten so heilig gewesen war, daß, wer immer es, wenn auch unabsichtlich berührte, an der Heiligkeit zugrunde gehen mußte, und führte verschiedene Fälle an, zeigend, daß der Schuldige ein oder zwei Tage später einem Mißgeschick sonderbarster Art erlegen war.

Die Heiligkeit des Kopfes ist nämlich ein polynesischer Glaube, und der Tohunga, der Zauberpriester, der immer abseits von allen Leuten leben mußte, war so über alle Begriffe hinaus heilig, daß er nicht einmal mit den eigenen Händen den Kopf berühren durfte, weshalb er durch den Zaun gefüttert wurde. Die Kumaras (heiße Kartoffeln) wurden auf einen Pfahl gesteckt und ihm so in den Mund geschoben. Heute gibt es ganz vereinzelte Tohungas, denn die meisten Maoris sind — dem Namen nach wenigstens — Christen, doch geheime Verzauberungen, von allen geglaubt, sind noch häufig, und wie alle Naturvölker sind die Maoris sehr psychisch.

## Im kochenden Dorf.

Weit mehr Eindruck als Whakarewarewa, das schon ein wenig touristenmäßig zugeschnitten ist, macht mir das kleine Nachbardorf von Rotorua, das wir nachmittags besuchten und das auf so heißem Boden gelegen war, daß die Ledersohlen schmorten und der Dampf da und dort aus dem Fußboden kroch. Manchmal hatte man in der Tat das unangenehme Empfinden, auf einer Tortenkruste zu gehen, die jeden Augenblick einstürzen konnte. Heiße Quellen, heiße Bäche, heiße Tümpel überall. In einem solchen stand nackt ein kleines Kind mit traurigen Augen — eine fröstelnde Auszehrende, die

den ganzen Tag im heißen Wasser verbrachte... In anderen Steinbecken jauchzten Kinder, in einem anderen, ebenfalls dampfenden, wuschen Frauen, und in den engeren Löchern hingen an langen Schnüren mit Tüchern umbunden irdene Kochtöpfe, in denen das mit Gemüse gemischte Fleisch langsam gar dünstete. Keine Art der Zubereitung ist so wohlschmeckend, und in alten Zeiten wurden in dieser Gegend auch die Menschen so schmackhaft zubereitet. Teekessel stehen bis zur Hälfte im Bach, und bald siedet das Wasser. Die Leute sind so rein, weil es eine Freude ist, ins Bad zu springen, das immer schwefelhaltig ist und die Haut weich wie Samt macht.

Eine Maorifrau schenkte mir Poibälle — aus Bast gemachte Kugeln an langer Schnur, mit denen sich die Tänzer beim Poitanz im Takt schlagen, was ein lautes und nicht unangenehmes Geräusch verursacht.

Aber mein Hauptabenteuer hatte ich mit den vier alten Mattenflechterinnen, die sich bei meinem Eintritt erhoben, den alten Willkommenstanz mit dem reichen Gebärdenspiel des Mattenauflegens für den Gast, des Schalenanbietens und anderer Zeremonien tanzten. Dann sprangen sie auf mich zu und gaben mir Te Hongi, den Willkommenskuß, was aber in Maoriland ein sanftes Reiben der Nasenwände bedeutet und bei Schnupfen nicht sonderlich angezeigt ist.

Wir baten einige Männer, ein paar Schritte aus der Haka aufzuführen, dem berühmtesten Kriegstanz alter Menschenfressertage, bei dem die Zungen herausgestreckt werden, um volle Verachtung auszudrücken und wobei ohrenartige Verlängerungen an einer Stirnbinde den Schmuck bilden. Grimassen in diesen ganz und gar tätowierten Gesichtern wirken schauerlich.

Ebenso unheimlich war es mir, als neben der Kirche, in der man großartige geschnitzte Kirchenstühle aus prachtvollem Holz findet, aus einem Grab feiner Rauch wie ein entweichender Geist aufstieg. Also wurden selbst die Toten an diesem Ort noch gedünstet.

### Im Bad.

Aber auch in Rotorua selbst, im Pfarrhaus, auf der Straße, im schön angelegten Park, nachts bei Reiffrost, war es schön. Man sah von mancher Stelle aus direkt auf den weiten See und erblickte die Insel, wohin die schöne Hinemoa geschwommen kam, nachdem die Eltern verboten hatten, daß sie die Gattin Tutanekais werde, der jeden Abend um ihretwillen so rührend auf einer Flöte spielte, die aus dem Armknochen eines Tohungas namens Te Murirangaranga gemacht war und heute im Aucklandmuseum aufbewahrt wird. Sie war, so sagt das

Märchen, „schön wie ein wilder weißer Habicht und scheu wie ein wilder weißer Reiher“. Tutanekai traf sie früh am Morgen zitternd vor Kälte und völlig nackt vor dem kleinen, warmen Pfuhl unweit seiner Whare. Er warf den Federmantel um sie und führte sie in sein Haus, wodurch sie nach Landessitte seine Frau wurde.

So schwamm die tapfere Hinemoa nachts von Ohinemutu, dem kochenden Dorf, drei Meilen bis nach Mokoia . . .

Abends bat ich immer, zur Belohnung ins Bad gehen zu dürfen. Da um neun Uhr niemand mehr badete, hatten Frau Ch. und meine Wenigkeit das Becken für uns. Es war immer an die 39 bis 40 Grad, und es dauerte ein wenig, ehe ich untertauchte, aber einmal darin, wollte ich nicht wieder heraus. Nach einer Viertelstunde wurde man indessen so schwach, das Herz klopfte so laut und die Knie zitterten, daß man gern wieder herauskroch. Es erwärmte mich für eine ganze Stunde.

Ich weiß nicht, warum, aber Juden sind unterwegs immer so ungewöhnlich gut gegen mich gewesen. Bevor ich abreiste, besuchte uns ein reicher Geschäftsmann und wünschte, mit mir allein zu sprechen. Als ich ihm in der Pfarrschreibstube gegenübersaß, sagte er mir, daß er sich auch für Theosophie interessiere und daß ich eine lange und anstrengende Reise vor mir hätte, daß ich erfroren ausschaue und gar nicht zu stark und — — — kurz, er ging, doch nicht, ehe er mich in zartester Weise bewogen hatte, drei Pfund Sterling zu behalten. Er kam ursprünglich aus Rußland.

Die Frau Pastor schenkte mir zum Abschied ein neues Paar Schuhe, das für sie zu klein, für mich, bei meiner Eitelkeit aber zu groß war, und das ich lange im Koffer verborgen herumschleppte, bis ich in der Südsee im Busch herumwandern und Lederschuhe haben mußte. Diese erst über die Achsel angesehenen Schuhe dauerten bis an die Menschenfressergrenze und wurden an der Küste von Neu-Guinea feierlich beerdigt.

Es ist eine Eigenheit sowohl Neuseelands wie Australiens, daß, wer ein Zimmer mietet, es auch aufräumt, und zwar ganz tadellos. Diese in Sydney erworbene Tugend begann in Auckland ganz leise (aber noch sehr schwach!) zu keimen. Ich wischte, wo ich war, die Teller ab, denn es ist auch bei bessergestellten Leuten Sitte, selbst zu kochen und selbst abzuwaschen, da die Dienstbotenfrage sehr schwierig ist. In der Rosengasse hatten wir eine — ein freches, hochmütiges Ding — das zweimal wöchentlich von eins bis zehn Uhr abends Ausgang wollte und außerdem noch an Dienstagabenden auf zwei Stunden verschwand, das immer mit „Bitte sehr!“ zu jeder

Handreichung aufgefordert werden mußte und das selbst den Pfarrer anschnabelte. In anderen Häusern kochte die Dame selbst und fand dabei immer noch Zeit, Vorlesungen zu besuchen, sich weiter zu bilden, Klavier zu spielen und sogar oft noch einen Beruf auszuüben.

Sobald wir gegessen hatten — nach englischer Sitte war die Hauptmahlzeit meist am Abend, wurde aber „Tee“ genannt und fand meist schon um sechs Uhr statt — begaben wir uns in die Küche, die Hausfrau wusch, die Tochter schwemmte, und die männlichen Mitglieder trockneten das Geschirr ab und räumten es weg. Aufgabe der Brüder war es immer, die Hühner zu füttern, die Eier zu suchen, die Kühe zu melken, und sehr oft, wenn die Frau anderweitig in Anspruch genommen war, mußte sich der Mann hinstellen und das Mittagessen kochen. Seine Knöpfe nähte er sich selbst an und war überhaupt nicht das hilflose Wesen, als das er meist in Europa herumläuft. Ich habe mir seither geschworen, nur einen Neuseeländer zu heiraten. Gleichzeitig aber erfaßte ich erst, was es bedeutet, „abgerundet“ zu sein, daß heißt, auf geistigem und auf körperlichem Gebiet seinen Mann zu stellen, und das war der Ursprung meiner heutigen (noch immer bescheidenen) Hausfrauentugenden.

## In Whangaroi.

Etwa sieben Stunden Eisenbahnfahrt nach Norden bringt den Reisenden nach Whangaroi, dem „Tor des Nordens“, mit seinen herrlichen Kauriwäldern und dem wärmeren Klima (je nördlicher, desto wärmer!). Ich hielt auch da Vorträge und wohnte bei lieben Freunden. Morgens wollte ich nach meiner erprobten Art das Bett mit zwei künstlerischen Rucken in Ordnung bringen, was Frau G. aber lachend vereitelte, indem sie alles Bettzeug aufs Fensterbrett warf. Zur Entschädigung erhielt ich abends die Wärmflasche ins Bett, umsomehr als ein Teil des Fensters offen blieb.

Am letzten Tag hatten wir einen Unfall im Kraftwagen — wir fuhren ein Kind nieder und brachen ihm das Bein. Wir waren alle derart erschüttert, daß wir den Zug versäumten und ich zwei Tage später nach Auckland zurückkehrte. Dort fand ich Frau C., mit der sich eine leichte Spannung ergeben hatte, krank.

Schon einmal hatte ich den Fidjidampfer versäumt — nun drängte es mich um jeden Preis, Auckland zu verlassen. Man war sehr gut gegen mich gewesen, aber Schriftsteller und Forschungsreisende sind nicht die angenehmsten Hausgenossen.

Ich schwamm immer unter Pflanzen, die an Wänden, unter Tischen und dem Bett trockneten; ich hustete noch immer trotz aller Arzneien aus einer chronischen ererbten Schwäche heraus, die nur der echten Tropenglut wich; ich klapperte auf der Maschine, und ich war ewig in irgend etwas versunken — zudem Friedensapostel — — und merkwürdigerweise verzeihen gerade Frauen viel weniger Eigenart im Denken als Männer. Herr C. blieb bis zum Schluß reizend gegen mich, und meine Aucklandfreunde, die theosophischen, bahaiischen, christlichen und heidnischen halfen mir, gaben mir gute Ratschläge, und eine Dame lieh mir eine bedeutende Summe, damit ich sie in Fidji vorzeigen könne. Man darf nämlich nur landen, wenn man außer den ohnehin bei der Schiffsgesellschaft hinterlegten zwanzig Pfund noch weitere zwanzig Pfund vorzeigen kann. Ich schickte das geborgte Geld mit dem nächsten Schiff zurück und begann mein abenteuerliches Inselleben, den wichtigsten Teil meiner Weltumseglung.

NARODNA IN UNIVERZITETNA KNJIŽNICA LJUBLJANA

# Schlußwort.

Nach nahezu vier Jahren einer ungewöhnlich gefahrvollen und entbehrungsreichen Forschungsfahrt sollte ich endlich das ersehnte Südseeinselgebiet betreten und da Erfahrungen entgegengehen, wie man sie nur erleben kann, wo Völker auf niedrigster Entwicklungsstufe gewissermaßen ein Urzeitdasein führen, wo die seltsamsten Sitten und Gebräuche herrschen, das Menschenfressertum noch nicht erloschen ist und wo man — einzig noch auf diesem abgelaufenen Erdball — ganz abgeschnitten von der Außenwelt bleibt.

Ich betrat dieses höchst eigenartige, gefährliche und zum größten Teil außerordentlich ungesunde Gebiet seelisch und körperlich geschwächt, mit allzu knappen Mitteln und mit einer ungenügenden Vorkenntnis von den ungeheuren Verkehrsschwierigkeiten. Ich wollte nur sechs oder acht Monate in der Südsee verweilen; ich verließ sie erst nach mehr als zwei Jahren ungeahnter Erlebnisse, mit einer auf immer gebrochenen Gesundheit und nach haarsträubenden Schrecknissen, aber jeder einzelne Tag war eine Schule, ein Weiten meines Gesichtskreises. Die Menschen, die Tiere, die Pflanzen sind so völlig verschieden von allen übrigen Erdstrichen, und der Aberglauben vieler Jahrhunderte liegt wie eine Weihrauchwolke auf diesen unzählbaren Inseln und Inselchen des Stillen Ozeans.

Ich möchte mich daher gern dem Hoffen hingeben, daß die Leser, die bis hierher geduldig meinen Schicksalen gefolgt sind, mich nun auch durch den zweiten und fesselndsten Teil meiner Forschungsreise begleiten werden, der im Frühjahr 1930 erscheinen soll.

# Neuerscheinung 1930

# Eine Kompagnie Soldaten

## In der Hölle von Verdun

### Von Alfred Hein

336 Seiten Text / 14. Tausend

In Ganzleinen gebunden Preis RM 6.–

**Hier spricht die Front, so wie sie wirklich war!**

Einer, der in vorderster Front, an gefährdetster Stelle, als Meldeläufer bei seiner Kompagnie die schlimmsten Kämpfe um die Höhen 304 und „Toter Mann" mitmachte, ein Dichter, schenkte uns dieses Buch. — Verdun 1916. Die Hölle tut sich auf. In Trommelfeuer und Todesnot, Sturmangriff, granatenumtobt, die Schicksale und erschütternden Erlebnisse einer Kompagnie, einer von den vielen tausend Kompagnien, die vorn standen. Unvergessliche Szenen von erschütternder Einprägsamkeit. Grauen und Verwüstung, das Dämonische und Unabwendbare des Schicksals. Dazwischen Ruhetage, über denen Frühling und Leben wie eine letzte Verklärung liegen. Dann wieder Patrouille, Meldelauf, unendliche Einsamkeit im weiten Trichtergelände. — Nicht ein Einzelner ist der Held des Buches. In vielen grundverschiedenen Charakteren, primitiven, komplizierten, in der Seele des einfachen Mannes und des Führers, des ehrgeizigen Draufgängers und des für die ihm anvertrauten Menschenleben besorgten, menschlichen Offiziers spiegelt sich das gewaltige Erlebnis des Krieges. Etappe und Heimat werden mit einbezogen und runden in ihrer Kontrastwirkung das große farbige Gemälde ab zu einem so umfassenden Gesamtbild, wie es die ganze bisherige Kriegsliteratur noch nicht gegeben hat. Ueber allem aber steht der heilige Geist der Kameradschaft, ein stilles Heldentum ohne Pathos, ohne große Worte, das den Leser im Innersten ergreift. Es ist ein starkes, männliches Buch, das in aller Todesnot den Kopf oben behält, ein Buch, dessen ehrliche schöne Frontgesinnung wir heute brauchen können in dem lärmenden Konjunkturbetrieb, der schon wieder trotz des Krieges die Welt beherrscht.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Wilhelm Köhler Verlag, Minden in Westfalen

# Neuerscheinungen 1930

**Von der Verfasserin dieses Buches erscheint im Frühjahr 1930:**

# Im Banne der Südsee

## Die Tragödie einer Frau

Von Alma M. Karlin

336 Seiten Text / Mit einer Karte

In gleicher Ausstattung wie „Einsame Weltreise"

In Ganzleinen gebunden Preis RM 6.–

**Die beiden Bände „Einsame Weltreise" und „Im Banne der Südsee" erscheinen zusammen in Kassette unter dem Titel:**

# Welterleben und Welterleiden

## Die Tragödie einer Frau

Von Alma M. Karlin

2 Bände / 672 Seiten Text

In Ganzleinen gebunden Preis RM 11.–

Jeder Band ist in sich abgeschlossen

In jeder Buchhandlung vorrätig

Ausführliche Verlagsprospekte kostenfrei

**Wilhelm Köhler Verlag, Minden in Westfalen**

# Neuerscheinungen 1930

## Hermann Löns' Jugendzeit

**Erzählt von seinem Bruder Ernst Löns**

240 Seiten Text / Mit 4 Bildtafeln / 20. Tausend

In Ganzleinen gebunden Preis RM 6.–

## Hermann Löns' Mannesjahre

**Sein Leben u. Schaffen bis zum fragischen Ende**

**Erzählt von seinem Bruder Ernst Löns**

240 Seiten Text / Mit 4 Bildtafeln / 12. Tausend

In Ganzleinen gebunden Preis RM 6.–

**Beide Bände zusammen in Kassette:**

## Hermann Löns. Ein Dichterleben

**Erzählt von seinem Bruder Ernst Löns**

In Ganzleinen gebunden Preis RM 11.–

Das schönste Geschenk für alle Gelegenheiten

**Wie die Presse urteilt:**

Wer Löns verstehen will, greife vor allem nach dem Buch, das ihm sein Bruder Ernst Löns widmete. In dichterischer Schau und Sprache erzählt der jüngere Bruder von dem Aelteren, zeigt uns, wie er wurde . . .

Ostdeutsche Monatshefte

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Wilhelm Köhler Verlag, Minden in Westfalen

# Neuerscheinung 1930

## Zur See

**Erlebnisse eines Seeoffiziers auf Schiffen u. Meeren**

**Von Camillo Teltz**

320 Seiten Text / Mit 32 Tafelbildern auf Kunstdruckpapier
In Ganzleinen gebunden Preis RM 6.–

Ein Erlebnisbuch, das die bewegte und interessante Laufbahn eines deutschen Seeoffiziers vor und während des Krieges erzählt. Es gibt ein Bild des Lebens in der alten kaiserlichen Marine wie, wir es bisher noch nicht besitzen. Die Friedenszeit führt den Verfasser in die ganze Welt. Bei Kriegsausbruch finden wir ihn in Ostasien auf wichtigem Posten. Unter abenteuerlichen Umständen schlägt er sich über Amerika in die Heimat durch. Das spannend und humorvoll geschriebene Buch werden Alt und Jung mit Begeisterung lesen.

## Auf großer Fahrt

**Tagebuchblätter einer Kapitänsfrau aus der großen Zeit der Segelschiffahrt**

**Von Eugenie Rosenberger**

336 Seiten Text / Mit einem Titelbild auf Kunstdruckpapier
In Ganzleinen gebunden Preis RM 6.–

**Kapitän Paul Kőnig,**
der berühmte Führer des Handels-U-Boots „Deutschland"
im Weltkrieg, schreibt über dieses Buch:

Ich halte das Buch für eins der besten unserer seemännischen Literatur. Ich habe schon manche Reisebeschreibungen gelesen, keine aber schildert mit solcher Objektivität und in einer so schönen Sprache wie gerade dieses Buch das Leben an Bord mit seinen Leiden und Freuden. **„Auf großer Fahrf" ist gewissermaßen ein Kulturdokument der Segelschiffahrtszeit!**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Wilhelm Köhler Verlag, Minden in Westfalen

NARODNA IN UNIVERZITETNA KNJIŽNICA
COBISS ®
000000091041